

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



Waldshut, Oberes Tor



Herausgegeben im Auftrag des

Landesvereins

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Freiburg i. Br., Tel. 7 37 24

Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktions-
ausschusses:

Dr. Otto Beutenmüller, Bretten

Dr. R. Feger, Freiburg

W. Hensle, Lahr

Dr. E. Strobel, Karlsruhe

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis

für Einzelmitglieder DM 25,-

Einbanddecken zu 6,- DM für den
Jahrgang 1976 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung
und Verbreitung behält sich der Verlag
vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein

Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für
unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postcheckkonto Karlsruhe 164 68

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37

Offentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,
7500 Karlsruhe 1

Karl-Friedrich-Straße 14-18

Tel. *26951, Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i. Br.

Kartäuserstraße 50

Die Vorstände des bad. Bezirksamtes Waldshut
im 19. Jahrhundert

E. Strobel, Karlsruhe 297

Gottesdienst, *Gedicht v. Gaston Mayer* 346

Kunstgeschichtliche Bemerkungen zu Waldshut und Tiengen
Judith u. Hans Jakob Wörner, Freiburg 347

Verklärung, *Gedicht v. Otto Gillen* 356

Die Waldshuter Glocken – Schlüssel zur Stadtgeschichte
Konrad Sutter, Waldshut 357

S Glocke-lite, *Gedicht v. Karl Kurrus* 369

Mi Muettersproch, *Gedicht v. Richard Gäng* 370

Die Belagerung der Stadt Waldshut durch die Salpeterer
im Jahr 1745
E. Müller-Ettikon, Ettikon 371

Die Salpetererbewegung im 19. Jahrhundert
Joachim Rumpf, Görwihl 377

Wähle, *Gedicht v. H. Steinbach* 389

Urlauber, *Gedicht v. Hans Bahrs* 390

Aus der Druckerei des Klosters St. Blasien
Rudolf Morath, Ulm 391

Georg Viktor Keller. Ein Mitarbeiter von Fürstabt Martin
Gerbert
Franz Hilger, Pfaffenweiler 397

Sonnenaufgang, *Gedicht v. G. A. Rapp* 400

Die Aufhebung der Benediktinerabtei St. Blasien und der
Neubeginn in St. Paul/Kärnten
Konrad Sutter, Waldshut 401

Zur Geschichte der unteren Mühle in Dogern
Erna Wörner-Bauer, Dogern 419

Mitteilung an unsere Mitglieder 424

Zur Geschichte der Closen-Kapelle in Detzeln
Erna Werner-Bauer, Dogern 425

Im Prunus blühende Straße
Gedicht v. Ida Pfeifer-Hofmann 430

Hans Thoma und die Apothekerei
Heinz Schumacher, Freiburg 431

Der Schatten, *Gedicht v. Richard Gäng* 435

Berichtigungen 436

Auswanderung aus Kadelburg
E. Müller-Ettikon, Ettikon 437

Solange wir lieben, *Gedicht v. Hans Bahrs* 443

Autorenverzeichnis 444

Buchbesprechungen 445

Philipp Winterhalder 1667-1727
Hermann Brommer, Merdingen 449

Die Vorstände des badischen Bezirksamtes Waldshut im 19. Jahrhundert

Ein Beitrag zur Geschichte Waldshuts in jener Epoche

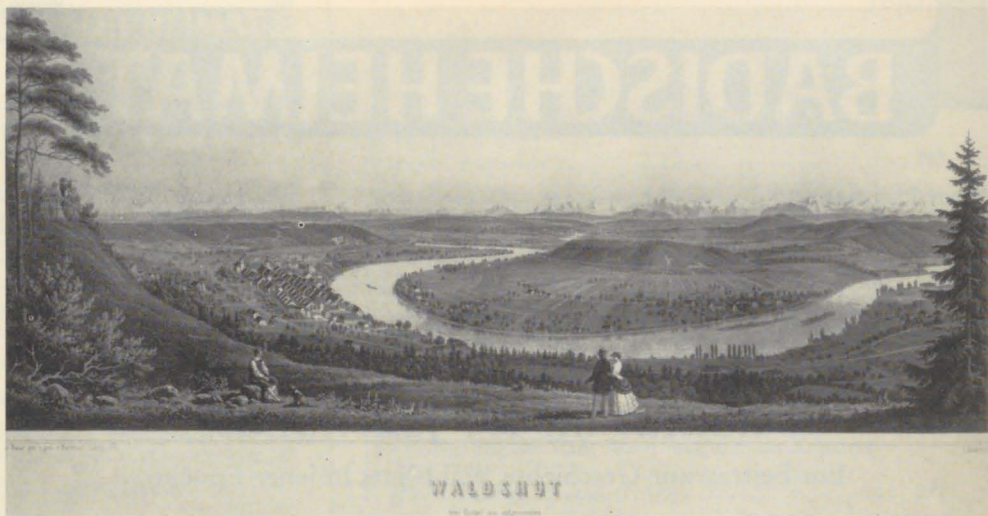
Engelbert Strobel, Karlsruhe

Der Amtssitz Waldshut geht in seinen Anfängen auf das späte Mittelalter zurück. Folgen wir den Angaben von Albert Krieger in seinem topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden¹⁾, dann amtierte schon im Jahre 1333 ein landesherrlicher Vogt „auf dem Walde“. Wie Günther Haselier in seiner Geschichte des Hotzenwalds feststellt²⁾, wurden diese Amtsinhaber seit dem beginnenden 15. Jahrhundert allgemein als Waldvögte bezeichnet. Mit größter Wahrscheinlichkeit war der ständige Sitz des Waldvogts seit dem 16. Jahrhundert in Waldshut – obgleich die Stadt nicht der sog. Grafschaft Hauenstein angehörte – zumal die vorderösterreichische Regierung seit dieser Zeit den Waldvogt zugleich mit den Aufgaben eines Stadtschultheißen betraut hatte. Diese Verbindung von staatlicher Aufsicht und gemeindlicher Verwaltung galt bis zum 29. Juli 1789³⁾, als mit der Einführung eines neuen Magistratssystems die Leitung der Stadt einem sog. Amtsbürgermeister übertragen wurde.

Günther Haselier weist in seiner 1940 erschienenen Dissertation „Die Streitigkeiten der

Hauensteiner mit ihren Obrigkeiten“ nach⁴⁾, daß bis zum Jahre 1730 der Waldvogt der einzige festangestellte Beamte seines Amtes war und aus diesem Grunde der Mithilfe der bäuerlich-genossenschaftlichen Selbstverwaltung der Einungsmeister und ihres Sprechers, des Redmannes, bedurfte. Dieser Zustand scheint erst um das Jahr 1740 endgültig überwunden worden zu sein, als während der Amtszeit des seit 1729 amtierenden Waldvogts Franz Anton Fidel von Schönau, Herr zu Stein und Wehr⁵⁾, ein größeres Amtsgebäude errichtet wurde, das bis heute noch einen Teil des Landratsamtes darstellt. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mußte der Waldvogt bei Dienstantritt eine Kautions von 1000 Gulden und sein Stellvertreter, der Landschreiber und Oberamtsrat, eine solche von 100 Gulden stellen.⁶⁾

In Vorderösterreich bestand ein gemeinsamer landständischer Konseß (Ständevertretung), der durch eine am 4. Juli 1764 in Preßburg erlassene Resolution geschaffen wurde und dessen dritter Stand im Breisgau 13 Städte (darunter Waldshut) und 6 Landschaften umfaßte.⁷⁾



Waldshut vom Haspel aufgenommen, Lithographie. Nach der Natur gezeichnet von Bernhard Federle (1861)
Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

Aus den letzten Jahren der Waldshuter Waldvogtei

Die auffallendste Gestalt im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bei der Waldvogtei Waldshut war keiner der eigentlichen Amtsinhaber, sondern der Landschreiber und Oberamtsrat Josef Friedrich von Himberger.⁸⁾ Geboren am 17. September 1745⁹⁾ hatte von Himberger nach Abschluß seiner juristischen Studien im Jahre 1767 seine berufliche Tätigkeit als Aktuar und Amtsschreiber bei der Obervogtei Kastel- und Schwarzenberg in Waldkirch (Breisgau) beim dortigen Obervogt Kornritter begonnen. Nach dem Tode seines Vorgesetzten im Jahre 1771 verwaltete von Himberger dessen Amt bis 1774. In diesem Jahr wurde er dann als Landschreiber nach Waldshut versetzt.

Dort amtierte als Waldvogt seit 1766 Baron Johann Josef Michael von Landsee. Da dieser, schon seit dem Jahre 1752 in Waldshut wohnhaft, nach den Angaben des Oberbadischen Geschlechterbuches von Julius Kindler von Knobloch am 20. November 1782 mit 61 Jahren starb¹⁰⁾, Josef von Himberger jedoch nach den Dienerakten schon am 4. November 1782 die

vorderösterreichische Regierung um die endgültige Übertragung der Waldvogtei- und Stadtschultheißenstelle in Waldshut ersuchte, muß von Himberger schon längere Zeit seinen erkrankten Vorgesetzten vertreten haben. Die Regierung betraute zwar zunächst 1783 Franz von Spaun mit der Waldvogtei, war aber dann mit dessen Leistungen so wenig zufrieden, daß sie Josef von Himberger am 6. Dezember 1787 provisorisch zum Amtsverweser bestellte.

Auf die wiederholten Bewerbungen von Himbergers um eine endgültige Bestallung wollte die Regierung ihn am 30. Juni 1788 zu einer entsprechenden Prüfung einbestellen. Doch nahm man davon wieder Abstand, da von Himberger unter Hinweis auf seine langjährige Tätigkeit am 11. Juli 1788 dagegen Einspruch erhob. Trotzdem hatte er auch jetzt mit seinen Bemühungen keinen Erfolg. Am 30. November 1788 ernannte die Regierung den Bregenzer Kreis- und Oberamtsrat Freiherr Ferdinand Joachim Adam von Harrant, Edler zu Melans, mit der Waldshuter Vorstandsstelle.

Der enttäuschte Josef von Himberger bewarb sich deshalb mit weiteren 19 Kandidaten am 9. Februar 1789 um die Stelle des verstorbenen

Oberamtsrats und Rentmeisters von Sartori in Günzburg. Doch wieder hatte er kein Glück. Den Posten erhielt der Tettninger Oberamtsrat und Landschreiber von Germersheim. Weitere vergebliche Bewerbungen von Himbergers erfolgten am 16. November 1791 um die Oberamtsmannsstelle beim Kriminalamt Rheinfelden und am 16. Mai 1795 um die Obervogteistelle in Triberg. Große Hoffnung setzte er dann auf sein Gesuch vom 11. August 1797 um die Obervogtei- und Stadtschultheißenstelle in Waldkirch (Breisgau), da der bisherige dortige Obervogt von Zwerger nach Tettwang versetzt wurde. Obwohl von Himberger ja schon früher in Waldkirch Amtsverweser gewesen war, wurde ihm am 5. Januar 1798 der Freiburger Magistratsrat von Caluri vorgezogen. Das einzige Zugeständnis bestand darin, daß man ihm bereits am 11. September 1797 in Waldshut den Oberamtsrat und Rentmeister Franz Josef Agricola beigegeben hatte.

Wie Waldshut beinahe württembergisch geworden wäre

Nach dem Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 war es für manche Gebiete Vorderösterreichs noch unklar, ob sie nun an Baden oder Württemberg fallen sollten. Aus diesem Grunde entschloß sich die damalige württembergische Regierung zu raschem Handeln und entsandte ihren Hof- und Finanzrat Spittler im Januar 1806 nach Elzach und das benachbarte Elztalgebiet¹¹⁾ und anschließend nach Waldshut und an den Hochrhein.¹²⁾ Hierüber berichtete Hofrat Spittler am 1. Februar 1806 an seinen Vorgesetzten Geheimrat Otto v. d. Lühe, den späteren württembergischen Staatsminister:

„Am Abend den 22. Januar dieses Jahres kam die (würtembergische Übernahme-) Commission nach Waldshut und nahm dort den anderen Morgen sämtliche Ortsvorsteher mittels Handtreu an förmlicher Eidesstatt gegen seine Königliche Majestät von Württemberg in Pflichten, schärfte ihnen hierauf die Beobachtung dersel-

ben aufs strengste ein und machte ihnen zugleich bekannt, wie es in Zukunft wegen Führung der Geschäfte zu halten sei.

Durch den Magistrat (der Stadt Waldshut) selbst aber wurde, des ihm erteilten Auftrags zufolge, die städtischen Beamten und der Vogt zu Intlikofen (Indlekofen) als einem der Stadt untergeordneten Orte verpflichtet. In der Stadt und dem dazu gehörigen Orte (Indlekofen) befinden sich 579 Personen männlichen und 696 Personen weiblichen Geschlechts; zusammen 1215. (Davon entfielen auf Waldshut 1061 und auf Indlekofen 154).

Wegen der Kürze der Zeit konnte in statistischer Hinsicht bloß dasjenige aufgenommen werden, was (in den Anlagen) Lit. D. und E. enthalten ist. Das in der Stadt befindliche Kapuziner-Kloster, an dessen Tor ein Königlich Württembergisches Wappen angeschlagen worden ist, besteht aus 12 Personen und besitzt das Wenige, was in dem Verzeichnisse Lit. F. beschrieben ist.“

Die Waldshuter Geistlichkeit unter Führung des Dekans und Stadtpfarrers Josef Biedermann und die städtischen Beamten unter Syndikus Keller meldeten am 23. Januar 1806 über diesen Vorgang an ihre Regierung folgendes:

„Gestern Abend kam die unter anderen zur Besitznahme von Waldshut gnädigst abgeordnete Civil-Commission hier an. Gleich nach der Ankunft wurde die Anordnung getroffen, daß sich die Geistlichkeit und Vorsteher der Stadt auf heute morgens 9 Uhr auf dem Rathaus versammle. Nachdem diese beisammen waren, so begab sich die Commission dahin. Herr Hofrat Spittler erklärte ihnen im allgemeinen den Zweck seiner Sendung. Hierauf wurde der Legitimationspunkt berichtet (d. h. Spittler wies seine amtliche Berechtigung nach), eine hierfür passende Rede gehalten, der Verhalt verlesen und dann sämtliche unten genannten Glieder (Personen) in Pflichten genommen.

Nachdem dieser Akt beendet war, so wurde ihnen die strengste Beobachtung der nun von ihnen übernommenen Pflichten eingeschärft (!). Zugleich wurde ihnen auch bekannt ge-

macht, daß zwar alles, sowohl in *causis ecclesiasticis* (in kirchlichen Angelegenheiten), als in Ansehung der Justiz- und Polizeiverwaltung und in Hinsicht der Rechnungsführung in dem gegenwärtigen Zustande verbleibe, nur mit dem Unterschiede, daß nun alles allein unter der Oberaufsicht und Leitung der Commission geschehen könne. In wichtigen Fällen dahero und überhaupt in denjenigen Sachen, welche bisher dahero einer höheren Cognition (Erkenntnis) unterworfen gewesen seyen, müsse die Entscheidung von der Commission erwartet und aus diesem Grunde an sie auch einzig und allein die Berichte, mit Anschluß der erforderlichen Akten, erstattet werden.

In dieser Beziehung wurde den anwesenden Magistratsmitgliedern besonders auch eingeschärft (!), daß sie bei schwerer Verantwortung niemals gestatten sollen, daß Anfragen oder Provocationen (Klageerhebungen) an ausländische höhere Behörden oder Gerichte geschehen. Auf Vorlesen dieses Protokolls wurde es alsdann von sämtlichen Gliedern unterschrieben und so mit gegenwärtiger Verhandlung beschlossen.“

Im Anschluß daran wurden die Mitglieder des äußeren Rats und die übrigen städtischen Beamten im Rathaus Waldshut gegenüber dem König Friedrich von Württemberg in Handgelübde genommen. Am folgenden Tage, dem 24. Januar 1806, fügte der Syndikus Keller auch das Protokoll einer Verpflichtung des Vogtes Dominik Kaiser zu Indlekofen, als eines der Stadt Waldshut unterstehenden Orte, den Unterlagen bei.

Die Zusammensetzung der damaligen Waldshuter Stadtverwaltung wurde hierbei wie folgt gekennzeichnet:

„Der Magistrat dahier, welcher die niedere Gerichtsbarkeit ausübt, besteht aus nachstehenden Gliedern: Aus dem Bürgermeister Haiz, welcher bei den Magistratssitzungen den Vorsitz führt; aus dem Syndikus als erstem Rat, diesem liegt das Justizfach und die Besorgung der Geschäfte des adligen Richteramtes ob; aus dem Rat Böhle (manchmal auch Bölle geschrieben)

und dem Rat Straubhaar. Die vierte Ratsstelle ist (zur Zeit) unbesetzt. Aus diesen 5 Gliedern besteht der innere Rat, welcher allen Sitzungen des Justizfachs – politische und ökonomische Gegenstände betreffend – beiwohnt. Dann aus 6 Repräsentanten, die den äußeren Rat bilden und bloß ökonomischen Ratssitzungen beiwohnen; diese (Ratsmitglieder) werden von dem inneren Rat verpflichtet. (Hierzu komme) ein Ratsschreiber und ein Ratsdiener.

Ehemals wohnte auch der jedesmalige Waldvogt der Grafschaft Hauenstein als Stadtschultheiß den Ratssitzungen bei. Seit der neuen Magistratsorganisation aber erscheint er nicht mehr bei diesen und bezieht bloß (noch) die Emolumente (Nebeneinkünfte), die er bis dahin als Schultheiß bezogen hat.

Nach diesen hat die Stadt mehrere Unterämter, als ein Bauamt, ein Säckel- und Steueramt, ein Waldamt und verschiedene Pfleger als Spital- und Kirchenpfleger. Endlich (sind noch) einige zur Polizei gehörende Individuen (vorhanden). Die Geistlichkeit besteht aus einem Stadtpfarrer, dieser haltet für seine Person einen Vikar; aus zwei Stadtkaplänen und zwei Familien-Beneficiaturen; dann aus einem Kapuziner-Konvent, welches aus einem Guardian, acht Patres und zwei Brüdern besteht.“ (Ein weiterer bereits 85 Jahre alter Bruder wurde hierbei nicht mehr aufgeführt.)

Einen besonderen Bericht über die finanzielle Lage des Klosters fügte der damalige Guardian Wernherus bei. In einer weiteren Meldung vom 2. Februar 1806 kennzeichnete Spittler das Waldshuter Waldvogteiamt. Die Kanzlei bestehe dort aus sieben Personen, nämlich dem Waldvogt von Harrant, dem Oberamtsrat von Himberger, dem Rentmeister Nombride, dem Forstmeister Keller, dem Registrator Walther, dem Kanzlist Böhler und dem Aktuar Lutz. Die Grafschaft Hauenstein setze sich aus acht Einnungen zusammen. (Von diesen wurden Dogern, Höchenschwand, Birndorf und Wolpa-

dingen – obwohl letzters eigentlich unter der Alb liegt – als oberalbisch, dagegen Rickenbach, Görwihl, Hochsal und Murg als unteralbisch bezeichnet). Später fügte Spittler noch als neunte Einung Todtmoos hinzu. Die Gesamtbevölkerung der Grafschaft bezifferte sich auf 24 926 Personen und wohne in 94 Dörfern. Der Oberzoller von Kilian sei zugleich Postmeister. Außerdem befinde sich in Waldshut eine Salzfaktorei unter dem Salzfaktor Martin Bähr, der dem breisgauischen Salzoberamt in Freiburg unterstehe.

Trotz dieser genauen Aufnahme der örtlichen Gegebenheiten durch Hofrat Spittler kamen Waldshut und die Grafschaft Hauenstein nicht an Württemberg, sondern wurden dem neu errichteten Großherzogtum Baden zugeschlagen. Kaum war diese Entscheidung gefallen, so bewarb sich Josef von Himberger am 6. August 1806 beim Kurfürsten Karl Friedrich – der acht Tage später die Großherzogswürde annahm – um die Vorstandsstelle des Amtes in Waldshut.¹³⁾ Bei dieser Gelegenheit hob er auf seine langjährigen Verdienste im Dienste des Amtes ab, während Waldvogt von Harrant – obwohl er praktisch 18 Jahre nichts getan habe – mit einer Rente von 1000 Gulden von der neuen Regierung in den Ruhestand versetzt worden sei. In Karlsruhe war man allerdings nicht geneigt, dem Gesuch des Bittstellers stattzugeben, denn einmal stellte man sein fortgeschrittenes Alter fest und außerdem hatte der zunächst noch kommissarisch eingesetzte badische Oberamtmann Föhrenbach gegen von Himberger eine Untersuchung wegen früheren illegalen Gebührenbezugs durchzuführen. Diese neue Enttäuschung konnte von Himberger, der weiterhin ohne festen Auftrag als Stellvertreter des Amtsvorstandes tätig war, schlecht überwinden, und so segnete er bereits Ende März 1809 das Zeitliche.¹⁴⁾ Wenige Monate später meldete am 17. Juli 1809 Föhrenbach seinen Vorgesetzten auch den Tod des pensionierten Waldvogts von Harrant.¹⁵⁾

Der erste badische Oberamtmann Mathias Föhrenbach 1806–1819

Bei der Einrichtung eines badischen Oberamtes Waldshut bezog sich die Karlsruher Regierung zunächst im wesentlichen auf den Bestand der vier oberalbischen Einungen der vorderösterreichischen Waldvogtei, welche man später durch klettgauische Orte ergänzte, die allerdings erst im Jahre 1812 durch Kauf von den Fürsten von Schwarzenberg endgültig an Baden übergangen. Es erübrigt sich, den von Günther Haselier in seiner Geschichte des Hotzenwaldes aufgeführten mehrfachen Wechsel der zugehörigen Orte des Oberamts – später Bezirksamt genannt – hier zu wiederholen.¹⁶⁾

Da man vor dem 26. November 1809 noch über keine festgefügte Zwischeninstanz verfügte, zählte man das Oberamt Waldshut behelfsmäßig zur Provinz des Oberrheins oder der Landgrafschaft, einschließlich des Fürstentums am Bodensee.¹⁷⁾ Erst als nach dem erwähnten Termin nach französischem Vorbild 10 Kreise gebildet wurden, kam das Oberamt Waldshut zum neugeschaffenen Wiesenkreis mit dem Sitz in Lörrach. Bei dieser anfänglichen Zuteilung zu einem altbadischen Kreisort mag der Gedanke an die Salpetereraufstände des 18. Jahrhunderts und an den dabei ausgesprochenen Unabhängigkeitsdrang der Hauensteiner bzw. Hotzenwälder eine gewisse Rolle gespielt haben. Da aber letzten Endes dieser „Freiheitsdrang“ doch überschätzt worden war, hatte man im November 1815 keine Bedenken, nach der Aufhebung des Wiesenkreises das Oberamt Waldshut dem in Freiburg ansässigen Dreisamkreis zuzuteilen, der dann im Jahre 1832 mit dem gleichen Sitz in den vergrößerten Oberrheinkreis umgewandelt wurde.

Um die neuangefallenen Städte des Breisgaus den anderen Städten des Landes anzugleichen, waren in den Jahren 1808 und 1809 die damals in Freiburg wirkenden Referenten, Geheimer Hofrat Dr. Ignaz Engelberger und Regierungsrat Karl Müller – der spätere Rastatter Obervogt –, von der badischen Regierung beauftragt



Mathias Föhrenbach, der erste badische Oberamtmann 1806–1819

Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

worden, entsprechende Vorschläge wegen der Amtseinteilung zu machen.¹⁸⁾ Diese beruhten wieder auf den Berichten der einzelnen damaligen Oberämter. Hierbei erklärte Regierungsrät Müller am 14. August 1808: „Der Bericht des Oberamts Waldshut vom 13. Februar dieses Jahres verdient vor allen eingekommenen gelesen zu werden, er ist beinahe der einzige, der gut und gründlich abgefaßt ist.“ Dies war für die Karlsruher Regierung die Bestätigung, mit Mathias Föhrenbach den geeigneten Waldshuter Oberamtmann gefunden zu haben.

Mathias Föhrenbach wurde am 16. April 1766 in Siegelau im Elztal als Sohn eines Landwirts geboren.¹⁹⁾ Nach anfänglichem Besuch der einheimischen Dorfschule, bereiteten den begabten Jungen die Klosterschulen in Tennenbach und Villingen und das Gymnasium Freiburg zum Rechtsstudium auf der Universität der Breisgaumetropole vor. Nach Abschluß der Studien amtierte der junge Föhrenbach 1794 bis 1803 als Syndikus bei der Stadt Waldshut, wobei ihm vor allem die Rechtspflege erster Instanz und die Rechtspolizei anvertraut wurden.

Mit seiner Dienstleistung war die Stadt so zufrieden, daß sie ihm zum Abschied das Bürgerrecht verlieh.

1803 kam Föhrenbach als Rat in Freiburg an das unter Erzherzog Ferdinand bestehende Kollegium der „Landrechten“, einem für Adel, Geistlichkeit und Beamten zuständigen Gerichtshof. Nach dem Anfall des Breisgaus an Baden wurde Föhrenbach zunächst im Mai 1806 als Justizrat an das Hofgericht Rastatt berufen. Aufgrund der Tatsache, daß Föhrenbach als früherer Waldshuter Syndikus mit den lokalen Verhältnissen am Hochrhein bestens vertraut war, gab die badische Regierung ihn 1806 und 1807 dem Staatsrat Ruth bei, um diesen bei den schwierigen Grenzverhandlungen mit den Abgeordneten des Schweizer Kantons Aargau zu unterstützen. So war es nur natürlich, daß er nach anfänglicher Tätigkeit als eine Art Amtsverweser am 11. September 1807 zum ersten badischen Oberamtmann in Waldshut mit dem Charakter eines Hofrats ernannt wurde. Trotzdem gab es in Waldshut zunächst einige Verwunderung, da man aus Zeiten der Waldvogtei – mindestens seit dem 17. Jahrhundert – gewohnt war, einen Adligen als Amtsvorstand zu sehen.

Am 23. Oktober 1807 genehmigte die Regierung Föhrenbach als anfängliche Besoldung 900 Gulden, dann zusätzlich 12 Malter Korn, 8 Malter Hafer, 20 Ohm Wein erster Klasse, 20 Klafter Holz und freie Wohnung samt Beinutzungen oder anstelle der beiden Letztgenannten einen Ersatz von 200 Gulden. Mit dieser Entlohnung war er aber nicht ganz zufrieden, denn am 1. August 1808 beschwerte er sich, daß die Naturalien in der Waldshuter Gegend nicht den Wert wie anderorts hätten, besonders seien ihm die 20 Klafter Holz um 40 Gulden geringer anzusetzen, da er für jedes Klafter 2 Gulden Fuhrlohn entrichten müsse. Nach mehrfachen Verhandlungen erhöhte man sein Gehalt, indem man ihm am 10. Mai 1809 die Nebeneinkünfte, die den früheren Waldvögten als Stadtschultheißen zustanden, ebenfalls zuerkannte, obwohl er diese Tätigkeit ja

nicht mehr ausübte. Darüber hinaus bekam er einen Zuschuß von 50 Gulden. Um aber spätere Weigerungen vorzubeugen, teilte ihm allerdings am 5. August 1809 das Justizministerium ausdrücklich mit, daß diese Regelung nur noch für ihn und nicht mehr für seine Amtsnachfolger gelten solle.

Während Mathias Föhrenbach mit Josef von Himberger bis zu dessen Tode gut auskam – trotz der obengenannten Gebührenuntersuchung –, hatte er mit dem ihm am 1. Juni 1808 als Amtmann und zweiten Beamten zugeteilten Freiherrn Josef von Schleithem ständig Auseinandersetzungen.²⁰⁾ Der am 4. Juli 1778 geborene Adlige²¹⁾ hatte anscheinend eine ziemlich freudlose Jugend verbracht. Jedenfalls nannte er sich in einem Bericht vom 26. September 1807 „eine elternlose Waise, an der die Mutter selbst die Natur verleugnete, ihr Kind aussetzte und heimlich entfloh.“ Seit 1797 in vorderösterreichischen Diensten, entsprachen seine Kenntnisse nicht den gestellten Anforderungen, so daß er 1803 beim Kollegium der „Landrechten“ in Freiburg über die Tätigkeit eines Ratsprotokollisten und 1806 – ebenfalls in Freiburg – über den eines Hofgerichtssekretärs nicht hinauskam.

Seine Versetzung nach Waldshut erfolgte gegen seinen ausgesprochenen Willen. In einem Schreiben vom 16. Dezember 1808 an Großherzog Karl Friedrich gab er darüber seinem Unmut Ausdruck. Der Wein in Waldshut sei schlechter als der in Freiburg. Für das Beifahren des ihm gewährten Brennholzes von 12 Klaftern müsse er jährlich 28 Gulden und 48 Kreuzer aufbringen, in Freiburg dagegen werde das Holz auf einem Floß bis vor die Stadt auf den Holzplatz gebracht und für die weitere Beförderung vor die Haustüre müsse er per Klafter nur 36 Kreuzer Trinkgeld zahlen. In Waldshut dauere der Winter drei Monate (!) länger als in Freiburg, außerdem gäbe es dort keinen Weizen, sondern nur Korn. Das zusammengezogene Oberamtspersonal und die St. Blasianischen Pensionisten würden die Wohnungspreise in dem kleinen Waldshut in die Höhe

treiben. Ferner bestünden keine ordentlichen Wochenmärkte, und wer Gemüse essen wolle, müsse sich notgedrungen einen Garten mieten, da dort jeder Bürger einen eigenen Garten besitze. Bei dem Transport seiner „Mobilien und Effekten“ über das Gebirge, sei ihm etliches „zerbrochen und verdorben“ worden.

Als Josef von Schleithem, dem man ein etwas freies Verhältnis zum weiblichen Geschlecht nachsagte, wegen einer fehlgeschlagenen Brautwerbung mit dem Amtspraktikanten Copin in Streit geriet, und dieser sich deshalb wegmeldete, drängte Föhrenbach zu Jahresbeginn 1812 bei der Regierung auf eine Versetzung seines Stellvertreters. Um hierbei zum Ausdruck zu bringen, daß auch er ein Mensch und nichts menschliches ihm fremd sei, schloß er mit dem lateinischen Sprichwort „Homo sum, et humanum nihil a me alienum puto!“ Die Regierung stimmte Föhrenbach zu und versetzte am 9. März 1812 Josef von Schleithem als Amtsrevisor nach Altbreisach und dafür den dortigen Amtsträger Johann Baptist Schilling nach Waldshut. Josef von Schleithem sollte allerdings keine längere Tätigkeit mehr an seinem neuen Wirkungsort beschieden sein, da er während des Monats September 1812 bereits vom Tode ereilt wurde.

Als bei den Beratungen über die örtliche Zusammensetzung des neugeschaffenen Oberamtes von Seiten der Regierung auch die Frage nach der Bedeutung des Städtchens Hauenstein auftauchte, dem schließlich die sogenannte Grafschaft den Namen verdanke, antworteten Föhrenbach und von Himberger am 9. April 1808:²²⁾ „Wir bemerken darüber gehorsamst, daß das Städtchen Hauenstein schon längst wie jede andere Landgemeinde behandelt wurde und sich auch rücksichtlich ihrer Verfassung von den letztern nur dadurch unterschied, daß ihr Vorsteher Bürgermeister hieß. Wir glauben daher, daß es hierbei belassen werden könnte.“ Weil man sich wegen der Zugehörigkeit der einzelnen Gemeinden zu den verschiedenen Ämtern noch manchmal unklar war, erklärte Föhrenbach am 19. April 1810:²³⁾ „Da es in dieser

Gegend sehr an tauglichen Subjekten zu Gemeindevorständen gebracht, so muß das Amt schon darum wünschen, daß es bei der bestehenden Einteilung sein Bewenden haben möchte; übrigens fällt es auch von selbst in die Augen, daß die Menschenzahl bei keiner einzelnen Vogtei übertrieben groß sei.“

Während die Salpeterer im 18. Jahrhundert wegen verschiedener rechtlicher und politischer Angelegenheiten mit der vorderösterreichischen Regierung in Streit geraten waren, erinnerten sich die wenigen Vertreter dieser Bewegung nach dem Anfall an Baden jetzt umgekehrt mit Wehmut ihrer früheren Zugehörigkeit zum österreichischen Kaiserhaus. Diese Erinnerung wurde auch deshalb noch besonders lebhaft, weil im Jahre 1814 – im Zuge des ausgehenden Freiheitskrieges – der österreichische Rittmeister von Stephani vorübergehend als Platzkommandant in Waldshut amtierte.²⁴⁾

Den Widerstand der Salpeterer gegen die badische Landesherrschaft jener Zeit hat man aber zweifellos in manchen diesbezüglichen späteren Darstellungen überschätzt. Wenn z. B. der letzte Hauensteiner Redmann Johann Michael Jehle von Waldkirch gegen die 1812 eingeführte Akzisabgabe wettete²⁵⁾, wenn mancher junge Hotzenwälder sich durch die Flucht dem badischen Militärdienst zu entziehen suchte, so war dies damals auch in anderen neu hinzugekommenen badischen Gebieten – so u. a. auch im Elztal – eine fast alltägliche Erscheinung. Die jungen Leute hatten begrifflicherweise keine Lust, als Soldaten einer neuen Landesherrschaft zu dienen, die, wie im Jahre 1812, ihre Landeskinder bis ins ferne Rußland ziehen ließ.

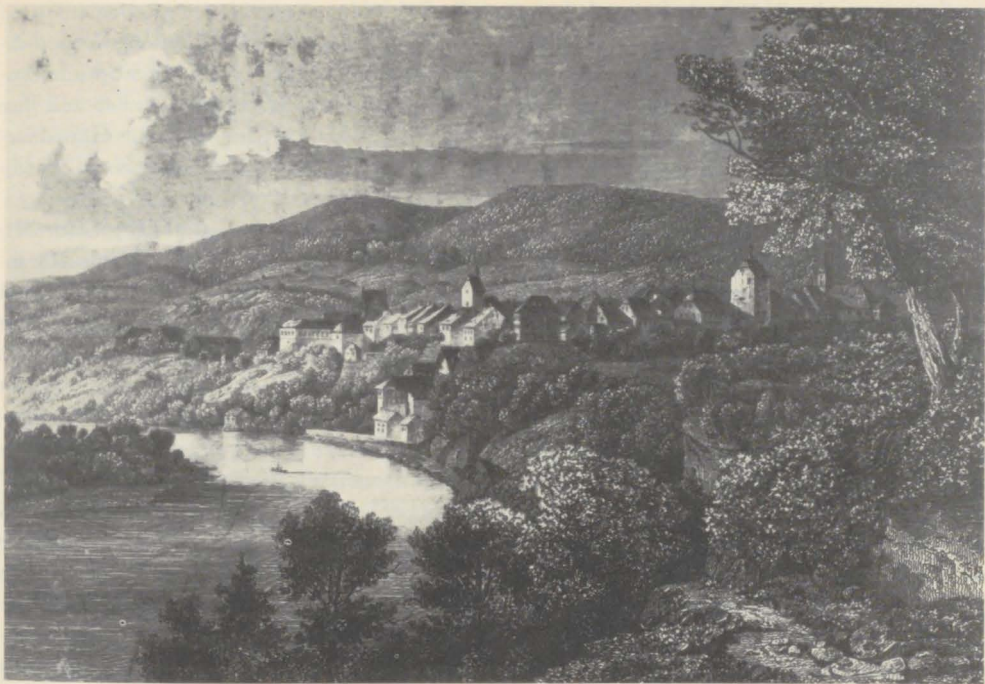
Die badische Regierung hatte anfänglich sowieso Bedenken vor nachhaltigen entsprechenden Aktionen wegen des vom September 1814 bis Juni 1815 noch laufenden Wiener Kongresses. Als beispielsweise 1815 sich wegen eines verheimlichten Branntweinkessels der angebliche Anführer der Salpeterer Egid Riedmatter von Kuchelbach²⁶⁾ mit der Landesherrschaft überwarf, entsandte man zwar Ende Februar den Major Weber mit 3 Offizieren und

75 Mann von Freiburg nach Waldshut, zog jedoch das Militär schon Mitte März wieder ab, als der Bericht des von Lörrach geschickten Kreisrats Deimling der Angelegenheit nur eine lokal beschränkte Bedeutung beimaß. Egid Riedmatter und dessen Sohn Magnus Riedmatter wurden zwar von einer Eskorte von einem Unteroffizier und 12 Mann nach Lörrach abgeführt, doch bald wieder entlassen. Das Innenministerium stellte am 23. Februar 1815 in einem Bericht fest, daß in den Ortschaften Buch, Birndorf und Kuchelbach noch etwa 30 Familien der sogenannten Salpeterersekte angehören würden. In den späteren Meldungen des Waldshuter Oberamts begannen die Salpeterer jedoch nur noch eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Da Amtmann Johann Baptist Schilling sich als geeigneter Stellvertreter des Amtsvorstandes erwiesen hatte, trug die Regierung keine Bedenken, Oberamtmann Mathias Föhrenbach – dessen Frau Nannette geb. Brogli aus Waldshut stammte – am 3. März 1819 als Kreisrat nach Offenburg und bereits am 15. Juli 1819 als Oberhofgerichtsrat nach Mannheim zu versetzen. Im gleichen Jahr zog er als Abgeordneter des Wahlbezirks Säckingen und Laufenburg in den Landtag ein, war 1822 sieben Monate (und auch später nochmals kurze Zeit) Landtagspräsident in der Zweiten Kammer und vertrat 1825, 1831 und 1833 dort den Bezirk Mannheim als Deputierter. Als er 1835 in den Ruhestand versetzt wurde, zog er bald darauf nach Freiburg und starb hier am 21. Oktober 1841.

Johann Baptist Schilling 1819–1834

Johann Baptist Schilling erblickte am 14. März 1774 in Villingen als Sohn eines die gleichen Vornamen tragenden Vaters und der Franziska geb. Schupp das Licht der Welt.²⁷⁾ Nachdem er 1799 seine Praktikantenprüfung abgelegt hatte, war er seit 1800 Gehilfe beim Obervogteiamt Triberg. Am 19. Februar 1805 stellte ihn die Stadt Breisach als Syndikus an. Nach Einrichtung eines badischen Amtes dort, wurde er am 11. September 1807 dessen zweiter Beamter



Waldshut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gezeichnet von K. Conradi, Stahlstich von J. Richter
Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

und Amtsrevisor. Im Austausch gegen von Schleithem – wie bereits oben erwähnt – kam Schilling am 6. März 1812 als Amtmann nach Waldshut. Auch er war mit dieser Versetzung durchaus nicht einverstanden. In einem Schreiben an seine Vorgesetzten führte er seine mit 7 Kindern gesegnete Familie, die teuren Lebensmittel in Waldshut, die Härte des Klimas und den Mangel an Unterrichtsanstalten als Grund seiner Unzufriedenheit an. Sein Wunsch sei, so drückte er hierbei aus, eine Assessorstelle beim Hofgericht Freiburg. Um das durchzusetzen, unternahm er eigens eine Reise nach Karlsruhe, doch hier sicherte man ihm lediglich eine baldige Beförderung zu.

Nach dem Tode von Schleithems in Altbreisach zeigte Schilling zunächst Neigung, auf seinen alten Posten zurückzukehren. Als er darauf angesprochen wurde, erklärte er jedoch am 2. Januar 1813, er habe sich in Waldshut einge-

wöhnt und erhoffe aber in Bälde eine Amtsvorstandsstelle zu erhalten. Da die Regierung auf den letztgenannten Wunsch nicht einging, bat er am 30. November 1815 um eine Ratsstelle in einem Jusitzkollegium möglichst in Freiburg, wo seine Jungen bessere schulische Möglichkeiten vorfinden würden. Außerdem habe er in der Freiburger Gegend sein Vermögen, seine Verwandten, Freunde und Bekannten. Am 23. Februar 1816 reichte er dann um den Posten eines Amtsvorstandes in Staufen ein, da der dortige Oberamtmann Duttlinger inzwischen gestorben war. Wenn dies sich nicht ermöglichen lasse, schrieb er in seiner Bewerbung, bitte er wenigstens um die Stellung des zweiten Beamten beim Landamt Freiburg.

Als Föhrenbach nach Offenburg versetzt wurde, glaubte Schilling jetzt auch den Charakter eines Oberamtmannes zu erhalten. Diesem Wunsche gab allerdings das Staatsministerium

noch nicht nach, erklärte ihm aber in einem Schreiben vom 11. März 1819, daß „da ihm ein Assessor in der Person des bisherigen Advokaten Ganter zu Meersburg beigegeben werde, er in die Stelle des ersten Beamten daselbst (in Waldshut) getreten sei.“ Diese Stellungnahme des Ministeriums betrachtete er jedoch nicht als ausreichend und so bat er erneut am 3. September 1820 um die Einstufung als Oberamtmann. Der Direktor des Dreisamkreises in Freiburg, Johann Freiherr von Türckheim, über den das Gesuch geleitet wurde, bemerkte hierzu am 26. September 1820: „Bezirksamtmann Schilling gehet sämtlichen Bezirks-Beamten des diesseitigen Kreises, welche nicht schon mit dem Charakter und Range eines Oberamtmanes bekleidet sind, im Dienstalter vor.“ Ferner erklärte er, man sei mit seiner Dienstleistung zufrieden und außerdem sei ja sein Amtsdistrikt ein Grenzbezirk zur Schweiz „wo jeder Amtsvorstand das Ansehen, der ihm ohnehin zukommenden persönlichen Charakterisierung wegen, der nachbarlichen Geschäftsberührungen noch mehr bedarf.“ Mit diesem unglücklich formulierten Satz wollte von Türckheim darauf hinweisen, daß es bei dem häufigen Verkehr mit den Oberamtännern des Kantons Aargau notwendig sei, auch Schilling gleichrangig einzustufen.

Obwohl auch das Innenministerium am 3. November 1820 für die Bitte Schillings eintrat, mußte er am 12. Januar 1822 nochmals sein Gesuch wiederholen. Hierbei wies Schilling auf den Umstand hin, daß der Umfang seines Amtsbezirks zu Anfang des Jahres 1820 um das Doppelte vermehrt worden sei, und man deshalb auch einen dritten Oberbeamten eingestellt habe. Es war nämlich durch Erlaß vom 11. November 1819 u. a. auch das Amt Tiengen aufgelöst worden, und seitdem gehörte auch die Stadt Tiengen zum Oberamt Waldshut. Endlich stimmte am 14. Februar 1822 auch das Staatsministerium zu und erteilte Schilling die erstrebte Rangerhöhung.

Da ihm seine Dienstwohnung, die ihm 1822 auf 120 Gulden veranschlagt wurde, zu hoch im

Preis erschien, setzte er eine Reduzierung auf 100 Gulden durch. Die Wohnung bestand damals aus 6 Zimmern im dritten Stock, der Küche im zweiten Stock, dem Keller und dem Speicherboden, einem kleinen Ökonomiegebäude mit Holzschopf und einer Waschküche.

Großen Verdruß hatte Schilling, als sich zwischen seinem Stellvertreter Assessor Josef Ganter, der aus Vöhrenbach stammte, und seinem Amtsschreiber Josef Scheef, in Neuhausen auf den Fildern zur Welt gekommen, eine Rivalität um den begehrten Amtmannsposten mit der Stellung des zweithöchsten Beamten entfaltete.²⁸⁾ Scheef, ursprünglich im Dienste des Benediktinerstifts Schutterern, war im Herbst 1807 Amtsschreiber in Waldshut geworden und wurde 1819 beim Ausscheiden Föhrenbachs zum Assessor eingestuft. Um die gleiche Zeit war Ganter, vom Hofgericht Meersburg kommend, ebenfalls als Assessor nach Waldshut berufen worden. Das Rennen machte schließlich der an Lebensjahren jüngere Ganter,²⁹⁾ der am 12. August 1824 zum Amtmann befördert wurde, während Scheef auf diese Würde noch bis zum 7. Oktober 1827 warten mußte. Ganter erlag allerdings schon am 10. November 1831 einem Blutsturz, so daß der aus Wolfach stammende Assessor Johan Baptist Mors dessen Dienstgeschäfte wahrnehmen mußte.³⁰⁾

Weniger Ärger bereitete Schilling der damalige Amtsrevisor Josef von Spenner, der seit 1809 teils in Tiengen, teils in Jestetten in badischen Diensten stand, ab 1820 mit Erfolg in Waldshut amtierte und später als Pensionär am 25. März 1841 in Engen starb.³¹⁾

Gegen Ende der Waldshuter Amtszeit von Johann Baptist Schilling, hatte sich der Amtsinhaber zwar noch einige Male auch mit dem „Salpetererproblem“ auseinandersetzen. Doch nachdem der nationalliberale badische Staat, erst recht nach dem Hirtenbrief des ersten Freiburger Erzbischofs Bernhard Boll vom 28. Juni 1833,³²⁾ erkannt hatte, daß sich die Hauptbestrebungen der Salpeterer mehr auf das religiöse Gebiet zu erstrecken begannen, betrachtete

man es überwiegend als eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche. Der Staat fühlte sich nur betroffen, wenn Schulbesuch, Militärdienst oder später Impfkationen darunter zu leiden hatten.

Mehr beschäftigte Schilling in seinen letzten Amtsjahren ein „innerer“ Waldshuter Streit. Die Stadt Waldshut hatte 1821 bis 1824 das Recht auf die Erhebung eines Oktroi (Verbrauchssteuer) auf Wein, Bier und Branntwein erhalten, um ihre Finanzen in Ordnung zu bringen.³³⁾ Im Jahre 1833 stellte man fest, daß inzwischen die Schulden der Stadt wieder auf 45 319 Gulden und 50 Kreuzern angewachsen waren. Den Einnahmen des Jahres 1832 von 3993 Gulden und 32 Kreuzern standen wieder Ausgaben von 5062 Gulden und 2 Kreuzern gegenüber. Aus diesem Grunde stellte am 13. August 1833 die Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg – auf Bitten der Stadtverwaltung Waldshut – bei der Staatsregierung in Karlsruhe den Antrag, den Oktroi wieder auf 6 Jahre einführen zu dürfen. Doch die betroffenen Waldshuter Wirte baten am 4. November 1833, den von Gemeinderat und Bürgerausschuß vorgetragenen Wunsch, abzulehnen.

Schilling, der bei dieser Angelegenheit etwas „zwischen den Stühlen“ saß, war es deshalb schon willkommen, daß er am 22. Februar 1834 unter Erhöhung seiner Bezüge von 1800 Gulden auf 2000 Gulden mit Wirkung vom 1. März 1834 als Amtsvorstand nach Staufen versetzt wurde. Man enthob ihn somit der Notwendigkeit, sich mit diesem Streitfall weiter beschäftigen zu müssen.

In Staufen amtierte Schilling immerhin noch 14 Jahre. Am 12. März 1848 – kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres – bat Schilling um seine Pensionierung. Der Direktor der Regierung des Oberrheinkreises August von Marschall bemerkte deshalb am 17. März 1848 dazu: „In den Tagen so allgemeiner Aufregung wie den gegenwärtigen, wo natürlich die Leitung der Geschäfte besondere Umsicht und die angestrengteste Tätigkeit erfordert, dürfte es allerdings einem Manne bei so hohen Jahren un-

möglich werden, diesselben zu bewältigen, weshalb es sehr wünschenswert ist, daß dem Oberamtmann Schilling so bald als möglich ein tüchtiger Nachfolger gegeben werde.“ Die Staatsregierung verschloß sich diesen Argumenten nicht und versetzte Schilling am 2. April 1848 in den erbetenen Ruhestand.

Josef Maximilian Dreyer 1834–1846

Josef Maximilian Dreyer war der Älteste von vier Söhnen des am 13. Januar 1834 in Konstanz verstorbenen Kreisrats Dreyer.³⁴⁾ Der junge Mann wurde 1810 nach Abschluß seiner philosophischen und juristischen Studien an der Universität Freiburg und nach bestandener Prüfung unter die Rechtspraktikanten aufgenommen. Seine erste praktische Berufsausbildung erhielt er zunächst als Gehilfe beim ersten Landamt Freiburg. Anschließend kam er am 28. März 1812 als zweiter Aktuar zum Amt Stockach. Als er am 31. Juli 1813 dort um die freigewordene erste Aktuarstelle eingab, unterstützte ihn hierbei sein Vater in einem Beischreiben vom 7. August 1813. Im Jahre 1819 rückte er an der gleichen Dienststelle zum Amtsassessor auf, kam 1821 als Amtmann nach Rastatt und in gleicher Eigenschaft 1827 nach Tauberbischofsheim. 1830 wurde er in Mosbach zum Oberamtmann befördert, wobei er mehrfach von seinem Vater entscheidende Mithilfe erhielt.

Um wieder mehr im südlichen Landesteil Badens tätig sein zu können, bewarb er sich um das durch die Versetzung Schillings freigewordene Oberamt Waldshut, so daß er dort am 23. Mai 1834 seinen Dienst antreten konnte. In Waldshut erregte bald die nach seiner Ansicht unzureichende Arbeitsleistung des bereits erwähnten Amtmannes Scheef sein Mißfallen, weshalb er am 31. März 1835 dessen Pensionierung beantragte.³⁵⁾ Hierbei gab er an, daß das von Scheef mitzuversehende Justizdistrikt in Wirklichkeit zunächst vom Rechtspraktikanten Frantz und dann von dem aus Durlach stammenden Rechtspraktikanten Danner besorgt worden sei. Lediglich die Ganten (Konkursan-



Waldshut um 1845. Bild von M. Morath

Aus der Sammlung von Friedrich Durst, Waldshut

gelegenheiten) habe er zur Zufriedenheit erledigt. Da die Regierung vorerst noch zögerte, stieß Dreyer mit einem erneuten Antrag am 2. September 1835 nochmals nach. Schließlich versetzte die Regierung am 19. Januar 1836, trotz des heftigen Einspruchs des Betroffenen, Scheef in den Ruhestand.

Die nächste Aufgabe Dreyers war, die von seinem Amtsvorgänger liegengeliebene Oktroiangelegenheit weiter zu verfolgen.³⁶⁾ Das Finanzministerium schlug am 16. Dezember 1834 statt dieser Abgabe eine Einkommenssteuer vor. Nach weiteren Beratungen entschied sich am 9. Juni 1835 das Innenministerium jedoch dafür, wieder für 3 Jahre den Oktroi erheben zu lassen. Dagegen protestierten sämtliche Waldshuter Wirte am 4. August 1835 in einem 29seitigen Schreiben bei dem Staatsministerium. Dieses lehnte allerdings am 9. Dezember 1835 die Reklamation der Wirte ab. Als die genehmigte Dreijahresfrist fast abgelaufen war, bat die Stadtgemeinde Waldshut am 20. Juni 1838 das Innenministerium, die Oktroigenehmigung auf 3 weitere Jahre zu verlängern. Dabei erklärte sie, daß die Zahl der Gastwirtschaften von 15 auf 9 zurückgegangen sei und deshalb ja der einzelne Wirt über einen größeren

Umsatz verfüge. Überdies habe die Stadt immer noch eine Schuldenlast von 26 159 Gulden und 6 Kreuzern zu tragen. Da sich auch der Gemeinderat samt Bürgerausschuß, das Amtsrevisorat, Oberamtmann Dreyer und die Oberreinkreisregierung für das Gesuch einsetzten, genehmigte das Staatsministerium am 3. Januar 1839 den Oktroi auf weitere 3 Jahre. Lediglich die Höhe der Abgabe für Bier wurde auf Vorschlag des Finanzministeriums auf den halben Betrag reduziert.

Im August 1841 stellte die Stadt einen weiteren Verlängerungsantrag der Dreijahresfrist. Dabei brachte sie allerdings zum Ausdruck, daß sie nicht bereit sei, auf den Vorschlag des Finanzministeriums zur Besteuerung der Bürgernutzungen (Holz- und Allmendgenuß) einzugehen. Die Oberreinkreisregierung in Freiburg von der Karlsruher Staatsregierung zu einer Stellungnahme aufgefordert, berichtete am 27. August 1842, daß von 185 stimmberechtigten Waldshuter Bürgern 130 auf einer Bürgerversammlung erschienen seien. Von diesen hätten 127 für und 3 (wohl 3 Gastwirte!) gegen die Erhebung des Oktrois gestimmt. Das Staatsministerium erlaubte deshalb am 26. Oktober 1842 erneut eine Verlängerung auf 3 Jahre, die

dann auf Antrag vom 23. August 1844 wiederum auf die gleiche Zeitspanne ausgedehnt wurde.

Außer Scheef hatte aber noch ein anderer untergeordneter Beamte den Unwillen Dreyers hervorgerufen. Nach Auflösung des Amtes Bräunlingen war der Amtmann Leopold Felder, Sohn eines früheren Salemer Oberamtmannes, am 2. Februar 1841 zum Oberamt Waldshut versetzt worden.³⁷⁾ Felder, der wegen der Ausbildung seiner Söhne sich nach Freiburg verändern wollte, trat ziemlich unwillig notgedrungen am 9. März 1841 seinen Dienst in Waldshut an. So blieb es nicht aus, daß der kritische Oberamtman Dreyer schon am 8. Juli 1841 Felder gänzliche Dienstunfähigkeit und mangelnde Orthographie- und Grammatikkenntnisse bescheinigte. Auf diese schweren Beschuldigungen hin versetzte die Regierung Felder deshalb am 5. August 1841 zunächst in den einstweiligen Ruhestand, so daß er am 11. September 1841 seine Waldshuter Dienstverrichtungen einstellen mußte. Felder begab sich nach Freiburg, wohin seine Familie schon früher gezogen war, und versuchte von dort aus gegen das Vorgehen Dreyers bei den zuständigen Regierungsstellen anzukämpfen. Hierbei führte er aus, daß ihm am 23. September 1841 ein anonymes Schreiben zugegangen sei, dessen Verfasser betonte, daß Dreyer in Waldshut auf Oberinspektor Mader, Bürgermeister Bürgi und die Gemeinderäte Walther und Bauer und sämtliche Bürgermeister des Klettgaus Druck ausgeübt habe, gegen Felder Stellung zu nehmen. Doch dies nützte Felder wenig, da seine Pensionierung am 16. Oktober 1841 vom Finanzministerium bestätigt wurde.

Das manchmal eigenwillige Vorgehen Dreyers zog ihm am 11. März 1845 von der Regierung einen schriftlichen Verweis zu. Da dies aber anscheinend keine nachhaltigen Folgen zeitigte, beschloß die Karlsruher Regierung ihn – gegen seinen ausgesprochenen Willen – am 12. Juli 1846 an das kleine Amt Blumenfeld zu versetzen. Bei seinem heftigen Einspruch hob er hervor, daß in Tauberbischofsheim 2 und in Mos-

bach sowie in Waldshut 3 Oberbeamte beim Amte tätig seien. In Blumenfeld dagegen wäre er allein und müsse sich dort neben der Verwaltung auch mit Justizgeschäften befassen, was er seit 18 Jahren nicht mehr getan habe. Das Innenministerium lehnte aber am 21. August 1846 seinen Einspruch ab, da er schließlich in Waldshut hinsichtlich der Strafrechtspflege die Mitverantwortung gehabt habe und außerdem stehe ihm in Blumenfeld ein Aktuarsaversum (Pauschalvergütung) von 500 Gulden zur Anstellung eines Rechtspraktikanten zur Verfügung. Dieser Meinung schloß sich auch am 2. September 1846 das deshalb angegangene Hofgericht Konstanz an.

Der über die Regierung verärgerte Dreyer bewies anscheinend im Frühjahr 1848 Sympathie für die revolutionären Bestrebungen von Hekker und Struve. Jedenfalls beschuldigte man ihn der Duldung hochverräterischer Umtriebe in Blumenfeld. Zwar konnte das Hofgericht in Konstanz am 17. Juni 1848 keine unbedingte Nachlässigkeit Dreyers in dieser Richtung feststellen. Als aber Dreyer im Juni 1849 Neigung zeigte, den ihm von dem Landesausschuß der Revolutionsregierung angebotenen Posten eines Direktors der Regierung des Seekreises anzunehmen, hatte das für ihn unangenehme Folgen. Am 22. Juli 1849 wurde er in Blumenfeld von dem in Engen stationierten Gendarmier-Brigadier Albrecht verhaftet und nach Karlsruhe transportiert. Aus diesem Grunde wurde auch am 3. November 1849 seine Besoldung sistiert (eingestellt).

Da anfänglich sehr strenge Maßnahmen gegen die Beschuldigten ergriffen wurden, verurteilte ihn das Hofgericht des Seekreises in Konstanz am 3. August 1850 zu 4 Jahren Zuchthaus oder 2 Jahre und 8 Monate Einzelhaft und Tragung der Kosten. Als er dagegen Revision einlegte, wurde er dann allerdings vom Oberhofgericht in Mannheim am 31. Mai 1851 zwar freigesprochen, doch seine Dienstgeschäfte durfte er nicht wieder aufnehmen. Seiner Bitte vom 1. Dezember 1852 von seinem damaligen Wohnsitz Radolfzell an die Regierung gerichtet, um Wie-

derEinstellung oder regulären Pensionierung wurde nicht entsprochen. Auch mehrfache Gesuche um Erteilung des Schriftverfassungsrechts (Anwalts- und Notarstätigkeit) wurden abgelehnt. Man gewährte ihm lediglich zuvor am 16. Januar 1852 anstelle einer Pension ein Sustentationsgehalt (regelmäßige Beihilfe) von 500 Gulden.

Alois Lang 1846–1847

Der Nachfolger Dreyers, Alois Lang, wurde am 20. Januar 1805 in Munzingen geboren.³⁸⁾ Nach den üblichen Rechtsstudien reichte man Lang am 22. August 1829 als Bester seines Jahrgangs unter die Rechtspraktikanten des Landes ein. Er durchlief die vorgeschriebenen Anfangsstellen beim Landamt Freiburg und beim Amte Säckingen, ehe er am 12. Dezember 1836 die Assessorenstelle in Kenzingen erhielt. Dort vermählte er sich im folgenden Jahr mit Josefine Walser aus Freiburg, der Tochter des ehemaligen Staufener Amtmannes Cölestin Walser.

Im Herbst 1840 kam er als Amtmann nach Bretten und wurde dann am 20. Dezember 1842 als Ersatz für den pensionierten Amtmann Bauer nach Blumenfeld versetzt. Als er mit Dreyer in Waldshut am 27. Mai 1846 wechseln sollte, weigerte sich dieser zunächst seinen Posten freizugeben. Alois Lang, dem die ganze Angelegenheit peinlich war, meldete deshalb am 10. Juli 1846 der Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg: „Hiernach ist es mir zur Zeit unmöglich in Waldshut aufzuziehen, da ich weder den Beruf noch die Lust habe, meinen alten Kollegen gewissermaßen von seinem Posten zu verdrängen oder mit Gewalt davon auszuweisen, wodurch ich mir das Spiel in Waldshut für immer verderben würde.“ Die Regierung des Oberrheinkreises beschuldigte deshalb Dreyer am folgenden Tag „neuer Unbesonnenheiten zu seinen vielen vorausgegangenen“. Schließlich mußte Dreyer sich fügen.

Nach Langs Dienstantritt in Waldshut stellte sich allerdings heraus, daß eigentlich sein Gesundheitszustand sehr zu wünschen übrig ließ.

Sowohl Amtschirurg Schmidt in Blumenfeld, als auch Amtsphysikus Dr. Tscheppe in Waldshut bestätigten Lang ein Leberleiden und ein Hämorrhoidalleiden. Die Folge war, daß er mehrfach um Krankheitsurlaub einreichen mußte, der aber nicht immer in der erbetenen Zeitdauer genehmigt wurde. Letzten Endes blieb seine Amtszeit in Waldshut mehr eine Episode, denn schon am 22. Juli 1847 wurde Lang als Hofgerichtsrat nach Mannheim versetzt.

Nun bestand zwar damals schon eine – allerdings noch eingleisige – Bahnverbindung von Freiburg über Karlsruhe und Heidelberg nach Mannheim. Aber Gepäck und Möbel von Waldshut nach Freiburg zu bringen, war zu jener Zeit noch ein schwieriges Unterfangen. Da die Regierung Lang nachträglich nicht die beantragten vollen Umzugskosten bezahlen wollte, sah er sich zu folgender Schilderung veranlaßt: „Die Straßenstrecke zwischen Waldshut und Freiburg über den Schwarzwald ist zwar in den Straßenverband aufgenommen, allein sie wird mit Güterfuhrwerken, wenigstens mit schweren, nicht befahren. Auf der einen Seite bedürfen dieselben zu vielem Vorspann, auf der anderen Seite ist die Gefahr zu groß mit solchen Lastwägen, zumal wenn sie zerbrechliche Sachen führen, eine Steige zu passieren, da ein einziger Kettenbruch gar großes Unheil anstiften kann, weshalb denn alle schweren Fuhren entweder durch das Kinzigtal oder auf der Rheinstrecke spediert werden.

Ich konnte in Waldshut überhaupt nur mit Not einen Fuhrmann finden, und der gefundene wollte den Weg über den Wald (Schwarzwald) nicht nehmen, zumal gerade Regenwetter anhaltend die Wege verschlimmerte. Daß zwischen Waldshut und Freiburg vier Steigen zu passieren seien, brauche ich wohl nicht näher auseinander zu setzen. Die Höllensteige und die bei Lenzkirch sind zu bekannt, ich will bloß anführen, daß jene zwischen Waldshut und Waldkirch eine Stunde lang ist, und von da bis Höchenschwand zwei Stunden weit, der Weg immer steigt.

Man kann wohl einem Beamten nicht zumuten, daß er den nächsten und gefährlichsten Weg einschlage und die Haftbarkeit dem Fuhrmann ab und auf sich nehme, und es ist daher der Gerechtigkeit ebenso wie der Billigkeit angemessen, daß mir die Zugskosten nach jener Wegstrecke berechnet und vergütet werden, welche ich notgedrungen eingeschlagen habe.“

Trotz dieser ausführlichen Begründung wurde sein Einspruch gegen die Kostenberechnung vom Justizministerium am 2. Dezember 1847 abgelehnt. Von Mannheim wurde Alois Lang am 13. September 1849 als Stadtdirektor nach Heidelberg versetzt, wo er als Nachfolger des abgehenden Stadtdirektors von Neubronn amtierte. Inzwischen hatten aber seine gesundheitlichen Beschwerden zugenommen und so starb er an deren Folgen nach vierzehntägigem Krankenlager am 29. April 1851 in der Musenstadt am Neckar.

Wilhelm Bulster 1847–1850

Von Wilhelm Bulster, der während der Zeitspanne der Revolutionsbewegungen der Jahre 1848 und 1849 den Posten eines Amtsvorstandes in Waldshut bekleidete, besitzt das Badische Generallandesarchiv in Karlsruhe leider keine sog. Dienerakten (Personalakten). Vermutlich sind sie ein Opfer der Turbulenz jener Tage geworden. Zum Glück hat im Jahre 1864 Heinrich Roys ein Verzeichnis aller Staatsdiener jener Zeit veröffentlicht, dem wir einige Angaben über Bulster entnehmen können.³⁹⁾

Wilhelm Bulster erblickte ungefähr um das Jahr 1803 in Buchen das Licht der Welt. Seine Prüfung als Rechtspraktikant legte er im Jahre 1830 ab. 1841 finden wir ihn als Amtsassessor in Tauberbischofsheim, wo er auch 1845 zum Amtmann befördert wurde. Seine Versetzung nach Waldshut als Nachfolger von Alois Lang erfolgte im Sommer 1847, ohne daß man ihm allerdings dabei den Charakter eines Oberamtmannes verlieh.

Aus anderen Akten des Badischen Generallandesarchivs und den Rechnungsbüchern jener

Zeit im Stadtarchiv Waldshut können wir entnehmen, daß Bulster in Waldshut großen Wert darauf legte, regelmäßig von den Bürgermeistern, Stabhaltern oder Lehrern über die eventuellen Schulversäumnisse der „Salpetererkinde“ unterrichtet zu werden und daß die Rechnungsablegungen der letzten Zehntablösungsgebühren pünktlich erfolgten.

Wegen der fehlenden Aktenunterlagen ist uns auch nicht bekannt geworden, welche Stellungnahme Bulster in der obenerwähnten Frage des Oktrois einnahm. Tatsache ist, daß das Innenministerium am 12. Oktober 1847 ein weiteres entsprechendes Gesuch der Stadtverwaltung Waldshut mit der Begründung ablehnte, daß in der Stadtkasse einem Aktivposten von 132 184 Gulden nur eine Schuld von 131 120 Gulden gegenüberstehe, man also von einer Verlängerung der Steuer absehen könne.⁴⁰⁾

Bulster, der im Gegensatz zu seinem vorletzten Amtsvorgänger Dreyer, den Aufstandsbewegungen 1848–1849 ablehnend gegenüberstand, wurde nach der Meldung des damaligen Regierungsblattes vom 5. Juni 1849 von der Revolutionsregierung seines Amtes enthoben. Als Amtsvorstand war deshalb – nach einem Vermerk in einem Waldshuter Rechnungsbuch von 1849 – einige Tage ein Waldshuter Bürger namens Thoma tätig.

In Waldshut selbst verliefen die Aufstandswochen des Jahres 1849 ziemlich ruhig, wenn man davon absieht, daß kurze Zeit in den Monaten Mai und Juni der aus Saulgau stammende Kaufmann und Gemeinderat Kaspar Stützle, den Uhrmacher und Bürgermeister Vinzenz Bürgi ablöste.⁴¹⁾ Nach der Niederwerfung der Aufständischen bezogen Amtmann Bulster und Bürgermeister Bürgi wieder ihre alten Stellungen. Lediglich im Badischen Anzeigebblatt für den Oberrhein-Kreis vom 25. Juli und 10. Oktober 1849 finden wir die Notiz, daß der Schriftverfasser Torrent von Waldshut von seiner Tätigkeit suspendiert worden sei.

Am 10. Juni 1850 wurde Wilhelm Bulster unter Verleihung des Ranges eines Oberamtmannes als Amtsvorstand nach Mosbach versetzt. In



Waldshut 1855

Aus der Sammlung von Friedrich Durst, Waldshut

gleicher Eigenschaft kam er 1855 nach Neckargemünd und schließlich nach der Trennung von Justiz und Verwaltung in Baden am 31. Juli 1857 mit dem Titel Oberamtsrichter an das Amtsgericht Heidelberg.⁴²⁾ Hier erwähnte er in einem Schreiben vom 28. Oktober 1858 unter Rückblick auf seine vorausgegangene Laufbahn die frühere Waldshuter Tätigkeit als „beschwerlich“, ohne weitere diesbezügliche Angaben zu machen. Wegen verschiedener Differenzen mit Kollegen versetzte das Justizministerium Bulster am 22. Februar 1860 an das Amtsgericht Tauberbischofsheim, wo er dann zu Beginn des Monats Mai 1860 seinen Dienst aufnahm.

Anton Jüngling 1850–1853

Anton Jüngling, der nächste Waldshuter Amtsvorstand, stammte aus Kuppenheim.⁴³⁾ Das genaue Geburtsdatum wird in seinen Dienerakten nicht aufgeführt. Die mit gut bestandene Staatsprüfung wurde am 22. August 1829 durch die Aufnahme unter die Rechtspraktikanten belohnt. Das Universitätsamt Freiburg, Amt Emmendingen und Stadtamt Freiburg waren

die ersten Stationen seines beruflichen Wirkens, ehe er sich im März 1837 mit Josefine Merk, Tochter des in Stockach 1817 verstorbenen Amtsphysikus Merk, vermählte.

Am 11. Januar 1838 als Assessor nach Oberkirch versetzt, wurde er dort am 27. November 1841 zum Amtmann befördert. Kaum hatte man ihn am 24. Januar 1848 mit der Verwaltung des Bezirksamtes Neudenau in Mosbach betraut, faßte die Regierung einen anderen Entschluß und entsandte ihn am 17. April 1848 als Amtmann nach Haslach. Sein „mutvolles Benehmen“ während der Revolutionstage wurde ihm am 16. November 1849 vom Innenministerium bescheinigt und mit einer Gehaltszulage honoriert.

Auf diese Weise bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben, wurde Anton Jüngling am 10. Juni 1850 unter Ernennung zum Oberamtman die Leitung des Bezirksamtes Waldshut übertragen. Die badische Regierung war in jener Zeit noch sehr besorgt wegen des Treibens der deutschen Flüchtlinge in der benachbarten Schweiz und deren Beziehungen zu den sogenannten Lesevereinen in Waldshut und Tien-gen. Zu einer entsprechenden Auskunft aufge-

fordert, berichtete Jüngling am 25. November 1851 seinen Vorgesetzten:⁴⁴⁾ „Was zunächst den Verein von Waldshut betrifft, so hat ihn der frühere Oberamtmann Schilling gestiftet und seitdem besteht er. Er ist jedoch zur Zeit kein Leseverein in dem Sinne, daß die Mitglieder regelmäßig in einem eigens gemieteten Lokale zusammen kommen, sondern der Verein hat seit einem Jahre kein eigenes Versammlungslokal und besteht nur noch in der Weise, daß aus der aus belletristischer Lektüre bestehenden Bibliothek Bücher an die Mitglieder verabfolgt werden. Nur zwei Versammlungen finden statt, je am Ende eines Semesters, um über (die) Verwendung der Beiträge Rechnung anzuhören und über neue Anschaffungen zu beschließen. Unter den Mitgliedern befinden sich zwar auch einige, die sich früher als der Umsturzpartei zugetan gezeigt haben; allein die bekannte gute Gesinnung der Übrigen bürgt dafür, daß etwas Ungesetzliches nicht vorkommen kann. Übrigens haben wir dem Verein das Vorrecht, die Polizeistunde nicht einhalten zu müssen, auf dessen Verlangen nicht zugestanden, eben weil er kein eigenes Lokal hat.

Der Verein in Tiengen hat sein Versammlungslokal in der ‚Krone‘ daselbst, deren Eigentümer – eingezogener Erkundigung zufolge – der konservativen Partei angehört. Als der revolutionären Partei angehörig ist uns nur der Apotheker bekannt. Seit seiner Entlassung aus der Strafanstalt verhielt er sich vollkommen ruhig und soll sehr deprimiert sein.“

Der Visitationsbericht des Geheimrats Nombride von Freiburg über das Bezirksamt Waldshut im Jahre 1852 fiel im allgemeinen günstig aus, nur wurde hierin getadelt, daß Jüngling oft, selbst an angesetzten Amtstagen, auswärts weile und viele Arbeiten dem Rechtspraktikanten zur Besorgung überlasse. Aus diesem Grunde sah sich das Innenministerium veranlaßt, Jüngling am 25. Mai 1853 eine Rüge zu erteilen.

Bald darauf, am 18. August 1853, erfolgte seine Versetzung als Amtsvorstand nach Wiesloch. Schon zuvor bei seinem Dienstbeginn in

Waldshut, den er erst am 7. August 1850 aufgenommen hatte, übte Jüngling an den ihm zugestandenen Umzugskosten Kritik. Schließlich – bemerkte er damals – betrage der Weg von Haslach über St. Blasien nach Waldshut volle 27 Stunden und dafür sei der gewährte Betrag zu gering. Diese Unzufriedenheit äußerte er auch bei seiner Versetzung nach Wiesloch, als er von dort aus am 3. Januar 1854 an seine Vorgesetzten schrieb:

„In Waldshut und Umgegend wohnt nicht ein einziger Güterfuhrmann, mit dem ich hätte accordieren (Vertrag abschließen) können, ich war daher auf die Fuhrleute von Freiburg oder von anderen Orten angewiesen. Gleich nach dem Bekanntwerden meiner Versetzung nach Wiesloch, habe ich mich um einen Fuhrmann umgesehen und mit Mathä Ginter von Stockach, der sich gegen Ende August bei mir einfand, wegen des Transports meiner Effekten einen Vertrag abgeschlossen. Damals konnte ich die Zeit meines (Um-)Zugs um so weniger bestimmen, als ich mit meinem Vorgänger in Wiesloch und mit meinem Nachfolger in Waldshut noch keinerlei Vereinbarung getroffen hatte und getroffen haben konnte. Darum erklärte ich meinem Fuhrmann, daß ich die Zeit meines Überzugs nicht genau bestimmen könnte, und daß es möglicherweise bis Ende September noch dauern dürfte. Wir verabredeten deshalb, daß ich den Fuhrmann wenigstens 8 Tage vor dem (Um-)Zuge Anzeige zu machen hätte.

Nachdem mir nun von der Großherzoglichen Kreisregierung die Zeit meines Dienstantritts dahier (in Wiesloch) auf 30. September festgesetzt worden war, schrieb ich der Verabredung gemäß sofort am 15. September an den Fuhrmann mit der Aufforderung, daß er die Sache so einzurichten habe, daß er spätestens am 30. September mit meinen Effekten (Wertgegenständen) in Wiesloch einträfe. Dieser Brief hat ihn aber, da er auf einer anderen Reise begriffen war, erst in Villingen erreicht, wohin er von Stockach aus ihm zugesendet wurde. Sein Schreiben de dato Villingen den 26. September

vorigen Jahres, welches ich hier beizulegen mir erlaube, weist dies nach. Es ist ihm darum keine Schuld beizumessen.

Ich konnte aber auch, weil – wie bereits angeführt – in Waldshut und Umgegend keine Güterfuhrleute zu finden sind, nicht alsbald mit einem anderen Fuhrmann accordieren, und mußte so notgedrungen seine spätere Ankunft abwarten. Er traf am 29. September in Waldshut ein, am 30. September hat er geladen und am 1. Oktober die Reise angetreten. In Wiesloch traf er (dann) am 7. Oktober vormittags ein und an demselben Tage verließ ich mit meiner Familie den Gasthof (in Wiesloch). Bezüglich der Ankunft des Fuhrmannes in Waldshut et cetera (und so weiter) habe ich mir die weiter anliegende Bescheinigung zum Überflusse nachsenden lassen.

Der Transport meiner Effekten per Eisenbahn würde ebenso viele Zeit erfordert haben, wenn man die Reise von Waldshut nach Haltingen (damals die nächste Bahnstation, da die Bahnstrecke Basel–Waldshut erst 1856 eröffnet wurde), die Zeit des dortigen Aufenthalts, des Ab- und Wiederaufladens am hiesigen Bahnhofe (in Wiesloch) und des Transports von da vollends hierher (in die Wohnung) berücksichtigen will, abgesehen davon, daß bei dem mehrmaligen Umladen für mich noch ein nicht unbedeutender Schaden an meinen Möbeln mit Gewißheit zu erwarten gewesen wäre. Ich bin ohnehin durch diese Versetzung schon genug dadurch in Schaden versetzt, für eine geringere Wohnung hier 40 Gulden und für ein Klafter Brennholz mehr zahlen muß, als in Waldshut, und daß diese Mehrausgabe alljährlich wiederkehrt.“ Seine Tätigkeit in Wiesloch wurde, wie aus einem Visitationsbericht vom 5. Mai 1857 hervorgeht, lobend anerkannt. Dagegen scheint seine Gesundheit nicht die beste gewesen zu sein. Jedenfalls ist in seinen Dienerakten mehrfach sein Unwohlsein wegen eines Unterleibsleidens erwähnt. Diesem Leiden erlag er auch am 11. Februar 1861 in seinem Amtsort Wiesloch.

Dr. Mathias Schmieder 1853–1860

Dem Weber Joseph Schmieder wurde am 25. Februar 1816 in Rust ein Sohn geboren, dessen geistige Regsamkeit den Vater veranlaßten, den Jungen 1830 bis 1832 in Mahlberg die gemischte lateinische Lehranstalt und anschließend 1833–1836 das Gymnasium in Freiburg besuchen zu lassen.⁴⁵⁾ Bei seiner Reifeprüfung wurde er als einer der drei vorzüglichsten Schüler „proklamiert“. An der Universität Freiburg waren in den folgenden Jahren bis 1841, wo er sich vorwiegend der Rechtswissenschaft und Philosophie zuwandte, bekannte Persönlichkeiten wie Buß, Warnkönig, Duttlinger und Welker seine Lehrer. Nach bestandener Prüfung wurde Mathias Schmieder am 27. Dezember 1842 unter die Rechtspraktikanten aufgenommen. Sein anfängliches berufliches Wirken spielte sich vorwiegend in Freiburg ab, und hier zwangen ihn die Unruhen des Jahres 1849 im Juni vorübergehend nach Neubreisach auszuweichen. Schließlich wurde er am 25. Oktober 1849 zum Assessor beim Stadtmagistrat Freiburg ernannt.

Als man ihn am 26. November 1850 zum Amtmann und provisorischen Amtsvorstand in Stühlingen beförderte, führte er darüber Klage, daß er seinen Umzug dorthin mitten im Winter mit Frau, 4 Kindern und seiner bei ihm wohnenden Mutter habe durchführen müssen. Man hatte ihn nämlich gedrängt, in Stühlingen am 27. Januar 1851 seinen Dienst aufzunehmen. Hierfür bewilligte ihm die Regierung eine Entschädigung von 100 Gulden. Nach einem Inspektionsbericht des Konstanzer Regierungsdirektors Fromherz übertrug dann die Karlsruher Regierung am 3. August 1852 Schmieder endlich planmäßig die innegehabte Vorstandsstelle in Stühlingen.

Den Posten eines Vorstandes und Nachfolgers von Anton Jüngling in Waldshut erhielt Amtmann Dr. Schmieder am 16. August 1853. Bei seinem Abschied aus Stühlingen überreichten ihm die dortige Lesegesellschaft ein Aquarell,

den Amtsort darstellend, und der Bürgermeister einen silbernen Pokal.

Die Amtszeit Schmieders in Waldshut, wo er am 12. September 1856 zum Oberamtmann aufstieg, war erfüllt mit vielen Ereignissen von lokalgeschichtlicher Bedeutung. Waldshut wurde 1856 Bahnstation und erhielt 1859 nach dem Brückenbau über den Rhein eine Eisenbahnverbindung mit der Schweiz, 1857 erfolgte in Baden die Trennung von Justiz und Verwaltung und damit die Errichtung von Amtsgerichten, im gleichen Jahre wurde das Amt Jestetten aufgehoben, bestand dann allerdings 1864–1872 nochmals vorübergehend.

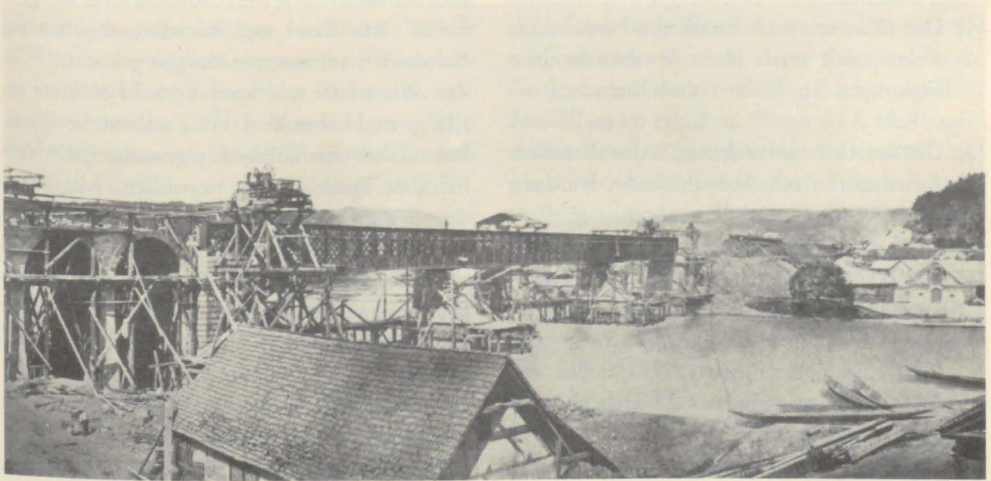
Schmieder sah am 13. September 1854 sich veranlaßt, auf Bitten der Stadtverwaltung Waldshut bei der Regierung die Wiedereinführung der Verbrauchssteuer zu beantragen, da der Schuldenstand wieder 22814 Gulden betrage und jährlich um 3000 bis 3600 Gulden anwachse.⁴⁶⁾ Diesmal erhoben von 11 Wirten nur 7 dagegen Einspruch. Von den vier Wirten, die sich der Stimme enthielten, waren zwei Mitglieder des großen Bürgerausschusses. Am 21. April 1855 verwarf das Staatsministerium diesen Einspruch, doch blieb diesmal auf Anraten des Fi-

nanzministeriums der Branntwein steuerfrei. Auch ein erneutes Gesuch der Stadt vom Oktober 1857 in dieser Angelegenheit wurde – trotz des üblichen Einspruchs – auf weitere 3 Jahre genehmigt, dagegen ein wiederholter Antrag vom Jahre 1861 schließlich am 22. Juli 1861 endgültig vom Innenministerium abgelehnt.

Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Berichte der Bezirksamtmänner an ihre Vorgesetzten nur von Fall zu Fall erfolgten, wurde durch einen Ministerialerlaß vom 8. August 1858 ein regelmäßiger Jahresbericht verlangt, der allerdings später in Abständen von 2 bis 3 Jahren erfolgte. Mathias Schmieder nahm diese Vorschrift sehr genau und erstattete am 31. Januar 1859 seinen ersten, nicht weniger als 43 Seiten (!) umfassenden Jahresbericht.⁴⁷⁾ Zunächst stellte er hierin fest, daß sein Amtsbezirk 65 Haupt- und 20 Nebenorte besitze, die er dann einzeln mit den Einwohnerzahlen aufführte. Die Gesamtzahl der Amtsangehörigen gab er mit 32 565 Personen an. Der Amtsbezirk Waldshut sei der fünftgrößte im Lande Baden, nach seiner Ausdehnung und der Zahl seiner Gemeinden nach, aber bei weitem der größte. Die entlegenste Gemeinde vom Amtssitz aus

Die im Bau befindliche Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Waldshut (1858). Während des Baues ertranken 8 Arbeiter im Rhein.

Generallandesarchiv Karlsruhe



gesehen gegen Nordwest sei Engelschwand mit einer Entfernung von 5,3 Wegstunden und die entfernteste gegen Südost Altenburg mit 8,6 Wegstunden. Insgesamt habe also der Bezirk 14 Wegstunden Länge zwischen den beiden Orten. Der Weg entlang der Schweizer Grenze betrage 22,3 Wegstunden. Kein Ort habe mehr als 2000 Seelen. Er müsse feststellen, daß je kleiner und ärmer eine Gemeinde sei, um so mehr gäbe es Reibereien.

An staatlichen Stellen, die im Amtsbezirk tätig seien, führte Schmieder in seinem Jahresbericht auf:

- 1) Das Bezirksamt mit 2 Referendären
- 2) Das Amtsgericht Waldshut mit 2 Beamten und 3 Rechtsanwälten
- 3) Das Amtsgericht Jestetten mit 1 Beamten
- 4) Der Amtsarzt Ruff dahier
- 5) Der Amtswundarzt Faller dahier (Sebastian Faller, geb. am 8. Dezember 1789, war seit dem 19. Dezember 1812 Stabschirurg in Hochsal und seit dem 8. Dezember 1827 Landchirurg in Waldshut)
- 6) Der Amtsgerichtsarzt Rautter in Jestetten
- 7) Der Amtswundarzt Wittmer in Griesßen
- 8) Das Amtsrevisorat Waldshut mit 3 Notaren
- 9) Das Amtsrevisorat Jestetten mit einem Notar
- 10) Das Post- und Eisenbahnamt dahier mit 3 Beamten
- 11) Die Wasser- und Straßenbauinspektion, welche sich noch über die Amtsbezirke Säckingen, St. Blasien und Bonndorf erstreckt
- 12) Die Bezirksbauinspektion, wozu dieselben Amtsbezirke mit Ausnahme des früheren Bezirksamts Bonndorf gehören
- 13) Die Eisenbahnbauinspektion
- 14) Das Hauptsteueramt Tiengen mit 3 Beamten und 4 Grenzkontrollleuten
- 15) Die Bezirksforstei Tiengen
- 16) Die Bezirksforstei Jestetten in Griesßen, die 17 Gemeinden unter der Alb gehören zur Bezirksforstei Säckingen
- 17) Die Hüttenverwaltung Albruck

Dazu bemerkte er noch: „Nachdem die Bezirksverwaltungen von Waldshut und Jestetten vereinigt sind, wäre es zweckmäßig, auch die Amtsrevisorate zu vereinigen.“ Als weitere staatliche Instanz sähe er gerne in Waldshut noch eine Direktion für die Hochbauten. Außerdem zählte er im Amtsbezirk auf: eine evangelische und 27 katholische Pfarreien, 62 Volksschulen, in Tiengen ferner eine israelitische Schule und eine Fachschule, in Waldshut eine höhere Bürgerschule und eine Gewerbeschule. Waldshut erhebe als einzige Gemeinde des Bezirks eine Verbrauchssteuer auf Wein und Bier, die jährlich ungefähr 700 Gulden einbringe. Keine Gemeinde komme ohne Umlagen aus, die von Waldshut betrage zur Zeit 23%. Von 130 verschiedenen Zehnten des Bezirks seien inzwischen 24 ganz abgelöst.

Über die damalige Landwirtschaft äußerte er: „Wenn trotz dem günstigen Stande der Landwirtschaft die Lebensmittel bei uns gleichwohl teurer sind, als man erwarten sollte, so liegt es vorzugsweise in der Lage des Bezirks zwischen dem Gebirg und dem Rhein und in der Indolenz (Trägheit) des betreffenden Teils seiner Bewohner, dem zwei Kreuzer Gewinn an der Maas Milch oder der Batzen am Pfund Butter zu wenig sind, um sich dadurch in seiner Alltäglichkeit stören zu lassen und den hiesigen Wochenmarkt zu frequentieren (häufig besuchen). Das Schlachtvieh wird schon stark für die größeren Orte Basel und Zürich und selbst für Frankreich auf unseren Bergen gesucht.“

Zur Wirtschaft und zum Verkehr meldete er: „In gewerblicher Beziehung scheint die Eisenbahn daher eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse herbeiführen zu wollen. Abgesehen davon, daß ihr Bau seit 3 Jahren und auf weitere zwei bis drei Jahre Waldshut so bevölkert, daß hier buchstäblich keine Wohnungen mehr zu bekommen sind – die Einwohnerzahl stieg seit der letzten Volkszählung von 1529 auf 1950 –, so zieht der Verdienst bei ihr von den gewöhnlichen Beschäftigungen ab, wogegen ein überall erkennbarer Geldzufluß bewirkt wird. Für den Bahnhof ist ein Terrain acquiriert (erworben),

welches um ein Drittel größer ist, als ganz Waldshut, und jetzt schon wendet sich der meiste Verkehr nach dieser Richtung. Der Holzhandel, welcher der Stadt Waldshut an Pflaster- und Lagergeld durchschnittlich 3000 Gulden im Jahr getragen hat, wird nach und nach ausschließlich direkt durch die Eisenbahn vermittelt. Dazu kommt im Laufe des Jahres die Albtastraße, welche nicht den Verkehr aus dem inneren Walde von der bisherigen Straße über Höchenschwand und Waldshut ablenken, sondern ohne Zweifel mehrere größere Etablissements (Betriebe) längs der Alb ins Leben rufen wird.“

Nachdem er mehrere Betriebe aufführte, die sich in neuerer Zeit niedergelassen hatten, fuhr er fort: „Neben derlei leichteren Verdiensten kommt die Erlernung solider Handwerke merklich in Abgang. Viele Orte des Bezirks haben in den gewöhnlichsten Berufszweigen keine Meister mehr und in Waldshut sinnt man förmlich darauf, wie namentlich Bauhandwerker herzuziehen wären. Der Spitalfonds und die Gemeindekasse lassen sich im Augenblick ansehnliche Beträge für desfallsige Lehrlinge kosten. Man ist allgemein der Ansicht, daß die Fortsetzung der Eisenbahn nach Schaffhausen den sonst besucht gewesenen Fruchtmart in Rheinhelm unmöglich machen werde.“

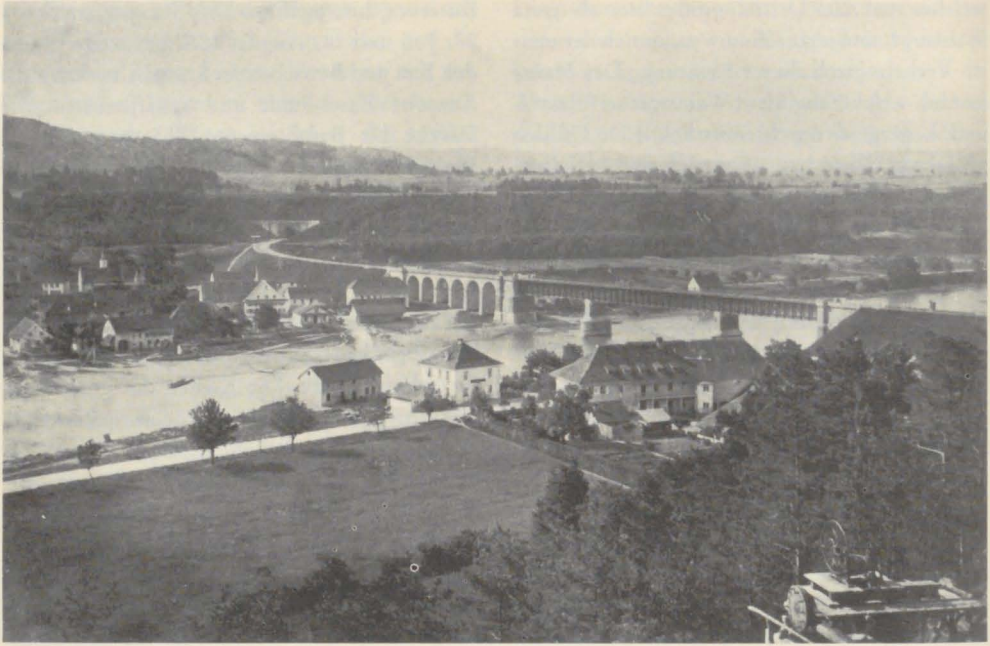
Über die Bevölkerung und ihre Stimmung äußerte er sich kritisch: „So werden die Hotzen immer mehr oder weniger verdrückte Wälder bleiben, während die Klettgauer und Wutachtaler ihre Nachbarschaft mit der Schweiz nie verleugnen werden. Wir haben übrigens derlei Richtung (gemeint ist die politische Einstellung) und ihre Träger stets im Auge.

Die Führung der Schaffhauser Bahn durchs Klettgau hat im entgegengesetzten Teile des früheren Amtes Jestetten eine außerordentliche Mißstimmung hervorgerufen. Ich hatte um die Zeit als der Vertrag bekannt wurde, in einzelnen Gemeinden zu tun, und (dabei) wurde mir von dieser und jener Seite geradezu ins Gesicht gesagt, wenn sie nur nicht mehr badisch wären.“ Zu dieser Bemerkung Schmieders sei eine Er-

läuterung hinzugefügt. Der Staatsvertrag vom 27. Juli und 11. August 1852 gestattete Baden den Bau und Betrieb einer Staatsbahn durch die Kantone Basel-Stadt und Schaffhausen. Die Strecke bis Basel wurde 1855 und jene bis Waldshut 1856 dem Verkehr übergeben. Am 26. August 1857 kam sodann ein Vertrag der badischen Eisenbahnverwaltung mit der schweizerischen Nordostbahn zustande, durch welchen die Herstellung einer Eisenbahnstrecke zwischen Waldshut und Turgi zur Verbindung beiderseits bestehender Bahnlinien vereinbart wurde. Die Kosten der unter Baudirektor Gerwig erbauten Rheinbrücke teilten sich die beteiligten Länder. Die Bahnverbindung in die Schweiz wurde schließlich im August 1859 eröffnet. Die Verlängerung der Hochrheinstrecke von Waldshut bis Konstanz wurde dann im Juni 1863 in Betrieb genommen. Der folgende Jahresbericht Schmieders, erstattet am 31. Januar 1860, fiel kürzer aus, zumal Ministerialdirektor Weizel im August 1859 den Amtsbezirk Waldshut eingehend inspiziert und darüber entsprechend berichtet hatte. Nachdem Schmieder die Bürgermeister, Stabhalter und Ratschreiber des alten Amtsbezirks Jestetten dort zu getrennten Versammlungen zusammengerufen hatte, schilderte er seinen dabei gewonnenen Eindruck:

„Es liegt auf der Hand, daß der dienstliche Verkehr mit 65 Bürgermeistern und 20 Stabhaltern ein wahres Ungeheuer ist, wenn nicht eine bestimmte Gemessenheit darin herrscht. Diese Gemessenheit suchen wir soviel wie möglich in demselben zu erhalten. Wenn auch 50 Bürgermeister und 15 Stabhalter ordentlich und pünktlich sind, so kommen doch wieder 15 Bürgermeister und 5 Stabhalter dieser oder jener Auflage nicht nach, und sind dies immer noch so viel Bürgermeister und Stabhalter, als manche Ämter im Ganzen haben, und man mag dann nicht jedesmal schlechthin mit Strafen verfahren.“

Der obengenannte Ministerialdirektor Weizel fällt im September 1859 in seinem Visitationsbericht über Schmieder folgendes Urteil:



Die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Waldshut um 1860

Generallandesarchiv Karlsruhe

„Oberamtmann Dr. Schmieder ist ein sehr tüchtiger, äußerst fleißiger und gewissenhafter Beamter. Um die massenhaften Geschäfte, welche in dem großen Bezirke vorkommen, zu bewältigen, ist eine außergewöhnliche Anstrengung notwendig. Der Amtsvorstand erledigt aber nicht bloß mit seinen beiden Gehilfen alle vorkommenden Arbeiten, sondern er regt in allen Zweigen der Verwaltung selbsttätig zu Verbesserungen an, und weiß sie durchzuführen, ungeachtet ihm oft sehr große Schwierigkeiten entgegenstehen.

Bei den geistlichen und weltlichen Vorgesetzten des Bezirks genießt er daher auch ungeteiltes Vertrauen und alle sprechen sich mit größter Anerkennung über die Amtsführung dieses Beamten aus. Sein sittliches Verhalten ist durchaus tadellos, er lebt in glücklicher Ehe und in geordneten ökonomischen Verhältnissen. Ungeachtet seine persönlichen Beziehungen zu einzelnen der übrigen Staatsbeamten in Waldshut

keine freundschaftlichen sind, so wird der äußere Anstand in den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem dienstlichen Verkehre vollkommen gewahrt, was hauptsächlich dem Takte und der Ruhe des Amtsvorstandes zuzuschreiben ist.

Einige der Staatsdiener konnten sich wie es scheint im Anfange der Dienstführung des Amtsvorstandes mit der strengen Handhabung der Polizei, insbesondere rücksichtlich der Einhaltung der Feierabendstunde, nicht befreunden. Die Praxis ist aber eine mildere geworden und die Beziehungen der (Polizei-)Beamten zu den meisten übrigen Staatsdienern sind gut. Sie erkennen also seine Tüchtigkeit, Festigkeit, Ruhe, seinen Fleiß und seinen Takt an.

Er ist für das Amt Waldshut der rechte Mann, und sollte deshalb auf demselben belassen werden. Bei der ungewöhnlich großen Geschäftsaufgabe, die ihm obliegt, und der durchaus befriedigenden Weise, in welcher er sie löst, halte

ich es für billig, ihn bei Erteilung von Besoldungszulagen zu berücksichtigen, besonders da es in Waldshut sehr teuer ist, und er eine starke Familie und – so viel mir bekannt – kein eigenes Vermögen hat.“

Da trat im nächsten Jahr ein Ereignis ein, das damals in Waldshut großes Aufsehen erregte und die Strafversetzung Schmieders am 1. November 1860 nach Tauberbischofsheim zur Folge hatte. Aus einem Schreiben des Innenministeriums vom 10. November 1860 ergeben sich die Hintergründe dieser Versetzung. Hier heißt es:

„Aus der gegen den Großherzoglichen Oberamtmann Dr. Schmieder in Waldshut durch einen diesseitigen Commissär geführten dienstpolizeilichen Untersuchung hat sich ergeben, daß bei den zur Feier des letzten Geburtsfestes Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs (am 9. September 1860) in Waldshut stattgehabten Festessens Oberamtmann Dr. Schmieder dem Postpraktikanten Nowack, welcher in Folge eines von dem Ingenieurpraktikanten Fieser erhaltenen Wurfs, den letzteren vor der Gesellschaft beschimpft hat und ihm sogar mit Herausforderung (zum Duell) drohte, auf dieses hin mit der Hand einen Schlag ins Gesicht versetzte, welche Handlung unter den bei dem Feste Anwesenden großes Aufsehen machte und dem Amtsvorstand auf der Stelle strengtadelnde Bemerkungen zuzog.

Diese Handlung des Oberamtmannes Schmieder erscheint um so straffälliger, als das hohe Fest, das gefeiert wurde, und die hervorragende Stelle, welche der Amtsvorstand dabei einnahm, demselben ein umsichtiges und angemessenes Auftreten doppelt zur Pflicht machte. Es ist natürlich, daß durch dieses Benehmen des Amtsvorstandes die öffentliche Achtung und das notwendige Vertrauen in denselben in dem Amtsbezirke sehr erschüttert werden mußte, zumal da er selbst, wenn die Tat von einem Dritten verübt worden wäre, nach seiner amtlichen Stellung zu strengem Einschreiten berufen gewesen sein würde.

Die Entfernung von seiner gegenwärtigen Stelle ist dadurch notwendig geworden und Seine Königliche Hoheit der Großherzog (Friedrich I.) haben auch – auf den diesseitigen Vortrag – nach höchster Entschließung aus Großherzoglichem Staatsministerium vom 1. dieses Monats Nr. 1285 sich bewogen gefunden, den Oberamtmann Dr. Schmieder als Amtsvorstand nach Tauberbischofsheim zu versetzen. Man sieht sich aber auch noch weiter veranlaßt, den Oberamtmann Dr. Schmieder wegen dieses seines höchst tadelnswerten Verhaltens das diesseitige ernstliche Mißfallen zu erkennen zu geben. Die Großherzogliche Kreisregierung (in Freiburg) wird beauftragt, dem Großherzoglichen Oberamtmann Schmieder hiervon Eröffnung zu machen.“

Diese Angelegenheit hatte man an höchster Stelle Schmieder lange Zeit nicht verziehen. So bat er am 10. Dezember 1871 von Tauberbischofsheim aus den Großherzog vergeblich um die Stadtdirektorstelle in Rastatt.

Im Jahre 1875 klagten – nach seinen Dienerakten – mehrere seiner untergebenen Beamten darüber, daß er als Vorstand sie mehrfach beschimpfen würde. Vermutlich war das mit ein Grund, weshalb er am 24. Januar 1877 in gleicher Eigenschaft nach Staufen versetzt wurde, wo er am 5. April 1877 seinen Dienst antrat. Doch auch hier gab es häufige Differenzen mit seinen Untergebenen, so daß er selbst aus gewisser Verärgerung heraus seine Zurruesetzung beantragte. Diese wurde ihm am 27. Juni 1882 vom Innenministerium genehmigt und so konnte er am 7. August 1882 seine Amtsgeschäfte niederlegen. Dr. Mathias Schmieder starb am 9. Juli 1885 in Freiburg.

Leopold Konrad Rieder 1860–1867

Um eine rasche Versetzung Schmieders nach Tauberbischofsheim zu ermöglichen, wurde der dortige Amtsvorstand Leopold Konrad Rieder zum gleichen Zeitpunkt nach Waldshut beordert.⁴⁸⁾ Rieder stammte aus Ettenheim, wo er am 14. Oktober 1807 das Licht der Welt er-

blickte. Auch er hatte die anfänglichen Stationen eines damaligen Verwaltungsbeamten durchlaufen. Am 5. Februar 1833 als Rechtspraktikant anerkannt, war er zunächst Aktuar beim heimatlichen Amt Ettenheim und betätigte sich – nachdem ihm am 10. Dezember 1836 das Schriftverfassungsrecht in gerichtlichen Angelegenheiten verliehen worden war – vorübergehend in Anwaltschaften. Am 1. September 1838 trat er beim Bezirksamt Hornberg als Rechtspraktikant wieder in den staatlichen Dienst zurück und wurde am 18. November 1840 zum Assessor beim Amt Schönau ernannt. Hier vermählte er sich zu Jahresbeginn 1841 mit seiner Jugendgenossin Luise Feist, Tochter des Pflugwirts zu Ettenheim. Im gleichen Dienstrang entsandte man ihn am 15. Dezember 1842 nach Säckingen, wo er am 20. September 1844 dann auch zum Amtmann befördert wurde. Nach den Aufstandsbewegungen kam er am 8. September 1849 als Amtsvorstand nach Triberg und stieg dort am 23. August 1853 zum Range eines Oberamtmannes auf. Als er am 24. Januar 1855 zum Bezirksamt Tauberbischofsheim versetzt worden war, konnte er allerdings dort erst am 3. April 1855 den Dienst aufnehmen. Mit einer der Hindernisgründe war – vor Entstehen entsprechender Bahnverbindungen – die auf 61 Wegstunden angegebene Entfernung Triberg–Tauberbischofsheim.

Eine seiner ersten Aufgaben nach dem überraschenden Wechsel nach Waldshut zu Jahresbeginn 1861 war die Erstattung des anstehenden Jahresberichts vom abgelaufenen Jahr 1860.⁴⁹⁾ So schrieb Rieder am 15. März 1861 an seine vorgesetzte Dienststelle: „Da der ehrbietigst unterzeichnete Amtsvorstand erst im Jänner dieses Jahres seinen Dienst antrat, und in seinem Bezirke selbst noch ein Neuling, mit den Zuständen desselben nicht bekannt ist, glaubte er sich von der Erstattung des Jahresberichts entbunden. Nun ist dies nicht der Fall, der Jahresbericht muß erstattet werden, und es bleibt mir nichts übrig, als mich darauf zu beschränken, daß ich nur über diejenigen Zustände Vor-

trag erstatte, worüber ich aus den Akten einige Materialien sammeln konnte.“

Später betonte er in diesem Jahresbericht: „In mehreren Gemeinden ist der Zustand der Schulhäuser so erbärmlich, daß demselben auch bei der größeren Dürftigkeit (heute würde man sagen Bedürftigkeit) der Gemeinden nicht mehr zugesehen werden kann. Die Vereinzelnung und die geringe Zahl der Einwohner in vielen Schwarzwaldgemeinden tritt wie sonst, so auch hier sehr hinderlich in den Weg. Und doch sind gerade in diesen kleinen Gemeinden die Schulen unbedingt nötig, weil viele Kinder, so (vor allem) die ganz armen unehelichen Kinder: ohne ordentlichen Unterricht ihren meistens in der Ferne zu suchenden Lebensunterhalt sonst nicht finden können.“

Als im Frühjahr 1861 Rieder an einer Rippfellentzündung erkrankte, mußte der aus Mannheim stammende Amtmann Eduard Engelhorn ihn vertreten. Dieser war allerdings gezwungen, wochenlang in einem Gasthaus zu leben, da damals in Waldshut (z. B. wegen des Bahnbaus in Richtung Konstanz) einfach keine Wohnung aufgetrieben werden konnte.

Da die Bewohner des 1857 aufgelösten Amtes Jestetten Gesuche um Wiedererrichtung ihres Amtes einreichten, bemerkte Rieder hierzu im August 1861:⁵⁰⁾ „So sehr wir nun von der Notwendigkeit der (Wieder-)Herstellung des Verwaltungsamtes Jestetten überzeugt sind, so müssen wir uns doch erlauben darauf aufmerksam zu machen, daß wenn etwa bei der in Aussicht gestellten Organisation der Verwaltung eine Vereinigung des Amtes Jestetten mit einem anderen anstoßenden Amte beabsichtigt wird, es besser sein würde, jetzt nicht an den Verhältnissen wie sie sind, zu rütteln, da eine nochmalige Täuschung der Bewohner des Bezirkes Jestetten in ihren Hoffnungen, in jeder Beziehung die nachteiligsten Folgen nach sich ziehen und die Autorität der Staatsbehörden untergraben würde.“

Den Jahresbericht für das Jahr 1861 verfaßte Rieder am 31. Januar 1862. Hier bemängelte er, daß er manche Gemeinderegistaturen sogar in

Schlafzimmern der Ortsvorsteher vorgefunden habe. „Die meisten Bürgermeister – so erklärte er – sind mißvergnügt über die vielen ihnen aufgetragenen Geschäfte, über die Geringfügigkeit ihrer Gehälter und das Schwinden ihres Ansehens.“ Weiter unten stellte er in dieser Beziehung fest: „Fand ich bei der Mehrheit Unkenntnis und Vernachlässigung in den Kanzleigeschäften, so muß ich dagegen anerkennen, daß nahezu alle in Dingen, welche für die materiellen Interessen wichtig sind, genaue Ortskenntnis besitzen.“

Auch die damaligen Lehrer bekamen ihren Anteil an seiner Kritik: „Ich habe die auffallende Wahrnehmung gemacht, daß die meisten Lehrer eine Vergütung in jährlichen Geldbeiträgen (statt der Naturalbesoldung) vorziehen, daß sie sich mit der Ökonomie sehr ungerne befassen, die Obstkultur, wozu sie schöne Gelegenheit und so viele freie Stunden haben, vernachlässigen und immer nach Versetzung streben. Ich ziehe daraus den Schluß, daß die Erziehung und Bildung des so einflußreichen, in Landgemeinden namentlich so wichtigen Standes mit den wirklichen Zuständen nicht harmoniert.“

Die hohe Kindersterblichkeit – von 5880 Todesfällen im Bezirk zwischen den Jahren 1854 und 1860 waren 2264 Kinder unter 10 Jahren – führte Rieder auf die schlechte Ernährungslage zurück. Er meinte hierzu: „Bei der ganz armen und selbst bei der mittleren Klasse besteht die hauptsächlichste Nahrung in Kaffee, oder vielmehr einem matten, etwas mit Milch vermischten Aufguß von Kaffee und gebratenen, meist ungeschmälzten Kartoffeln. Daß dies eine ganz kraftlose, ärmliche Nahrung ist und weder für die Kinder zum Wachstum und Gedeihen, noch für Erwachsene zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Kraft hinreicht, bedarf keiner weiteren Nachweisung. Es fiel mir auf, daß in Landgemeinden, wo man doch Milch, Käse, Butter und Mehl produziert und Schweine aufzieht, eine so gar kümmerliche Nahrung Verbreitung finde. Ich erfuhr sodann, von allen Seiten bestätigt, daß der Grund, warum man zu einer so

schmalen Nahrung seine Zuflucht nehme, in der Sparsamkeit liege.“

Danach brachte er zum Ausdruck, daß gerade die abgelegenen Gemeinden darüber Klage führen würden, sie müßten für die Unterhaltung der Vizinalstraßen aufkommen, während z. B. die Eisenbahn auf Staatskosten gebaut werde. Im ganzen Bezirk habe er 47 verschiedene politische Zeitungen entdecken können, von denen der Hauptanteil auf den Waldshuter Albboten, die Badische Landeszeitung und die Karlsruher Zeitung entfallen würden, während vom Rest nicht weniger als 15 Zeitungen aus der Schweiz kämen.

Als die Badische Landeszeitung in ihrer Ausgabe vom 6. Februar 1862 die Differenzen Rieders mit dem Bürgermeister Bürgi wegen des Fällens eines Baumes im Wäldchen unterhalb des Amtshauses am Rhein und wegen der umstrittenen Zuständigkeit bei der Errichtung eines Feuerwehrcorps zum Anlaß eines Artikels nahm, betrachtete dies der Oberamtmann zunächst als Ehrenkränkung, verzichtete dann aber am 3. Mai 1862 auf eine weitere Verfolgung der Angelegenheit, obwohl er den Waldshuter Buchbinder Herzog als den verantwortlichen Verfasser des Artikels ansah.

Erhalten ist auch der Jahresbericht 1862, den Rieder am 31. Januar 1863 zum Abschluß brachte. Hier können wir u. a. lesen: „Daß die Gemeinden sich das Heft nicht so ganz aus den Händen winden lassen wollen, zeigt sich schon in dem noch in vielen Orten erhaltenen Institut der sogenannten Neujahrgemeinden, in anderen Landesteilen auch Freigemeinden genannt, bei denen über alle Gemeindeangelegenheiten verhandelt wird.“

Zudem bemerkte er noch, daß landwirtschaftlicher Unterricht nur in der israelitischen Schule in Tiengen erteilt werde und eigene Feuerwehrcorps inzwischen in Waldshut und in Tiengen eingerichtet worden seien.

Wegen der immer noch laufenden Debatten um die Auflösung des Amtes Jestetten ließ er verlauten: „Die Aufhebung des Verwaltungsamtes in Jestetten ist in den oberen Gemeinden fort-

während (Gesprächs-)Gegenstand, über den sie sich nicht beruhigen lassen. Die Gemeinden Grießen, Geißlingen, Erzingen und Weisweil, auch noch Riedern, nahe an der Eisenbahn gelegen, wollen Waldshut zugeteilt bleiben; würden aber einem Verwaltungsamt mit dem Sitze in Grießen den Vorzug geben. In letzterem Falle würden die Gemeinden Schwerzen, Wutöschingen und Degernau sich gerne dorthin zuteilen lassen.“ Etwas danach stellte er ferner fest: „Die mangelhafte Postverbindung namentlich in den Gemeinden am Rhein aufwärts Lienheim im sogenannten Bohnenviertel wird strenge getadelt.“

Als am 26. April 1867 der zweite Referendär Singer während des Krankheitsurlaubs des Oberamtmannes Neff in Boxberg dessen Stellvertretung übernehmen sollte, schilderte am 4. Mai 1867 Oberamtmann Rieder seinen Vorgesetzten eingehend die Arbeit beim Bezirksamt Waldshut, ohne aber die vorübergehende Abstellung Singers verhüten zu können.⁵¹⁾ Er schrieb bei dieser Gelegenheit:

„Es ist zwar möglich, daß zwei Beamte etwa auf drei oder vier Wochen die laufenden Geschäfte des hiesigen Bezirksamtes erledigen können; es wird aber dann vorausgesetzt werden müssen, daß beide Beamte an Ort und Stelle bleiben. Diese Voraussetzung trifft eben im Sommer nicht zu, wenn der Referendär anderweitig verwendet wird, denn der Amtsvorstand muß nun seine Ortsbereisungen vornehmen und um nicht zu viel Zeit durch das Hin- und Herreisen zu verlieren, in den entfernteren Orten des oberen Schwarzwaldes, des Wutachtales und Steinachtales jeweils mehrere Gemeindevisitationen mit einander verbinden und über Nacht auswärts bleiben.“

Wenn nun in solcher Zeit ein Brand ausbricht oder irgend ein anderer dringender Fall den zweiten Beamten (nach) auswärts ruft, so steht die Verwaltung still. Der Amtsvorstand bringt jeweils von seinen Ortsbereisungen viele und schwierige und, weil er allein mit den Lokalverhältnissen vertraut ist, nur von ihm zu überwäl- tige Arbeiten an den Wohnsitz zurück und

kann mit dem besten Willen dem zweiten Beamten nicht aushelfen. Es ist aber eine reine Unmöglichkeit, daß eine Arbeitskraft für den hiesigen Dienst ausreicht.

Der Grund warum wir die Ortsbereisungen eben gerade jetzt in den Monaten Mai, Juni und Juli vornehmen müssen, liegt in den Lokal- und persönlichen Verhältnissen. Mit Ausnahme von Waldshut und Tiengen treiben alle Gemeinden die Landwirtschaft, die Gemeinde-Beamten und deren Vertreter sind durchgehends Landwirte. Diesen Männern kann man nun nicht zumuten, während der Heu-, Frucht- und Traubenernte ihre dabei unentbehrliche Beschäftigung aufzugeben und der Beratung im Gemeindehaus beizuwohnen. Man muß also die Zeit der Ortsbereisungen so wählen, daß keine Kollision mit den landwirtschaftlichen Verrichtungen entsteht, sonst vermehren sich die bedauerlichen Gesuche um Dienstentlassung.

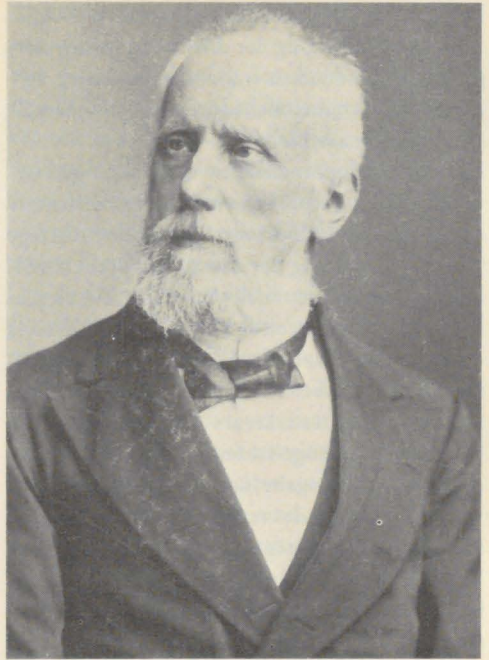
Sind die wichtigsten und meisten Ortsbereisungen in den Monaten Mai, Juni und Juli beendet, so wünscht der unterzeichnete Amtsvorstand zu seiner Erholung einen Urlaub antreten zu dürfen, da der hiesige Dienst des Amtsvorstandes in der Tat die festeste Gesundheit aufreißt. Nach diesem Urlaube beginnen die Vorbereitungen zum landwirtschaftlichen Gaufest und für die Kreisversammlung. Die Gemeindevisitationen müssen aber vorgenommen werden, da bei dem steten Wechsel der Gemeindebeamten in den meisten Gemeindeverwaltungen unerfahrene, der Gesetze unkundige Männer eintreten und das Bezirksamt die größte Mühe hat, einen auch nur einigermaßen unseren Gesetzen und Institutionen entsprechenden Zustand herbeizuführen und zu erhalten. Auch kann man dem hiesigen Bezirksamt nicht zumuten, seine eigenen notwendigen Arbeiten wegen Erkrankung irgend eines Beamten auf ein Jahr weiter zu verschieben.“ Das Innenministerium lehnte aber trotzdem am 13. Mai 1867 das Gesuch „bei dem Mangel verfügbaren Personals“ ab.

Der darüber verärgerte Rieder hatte vermutlich nichts dagegen einzuwenden, daß man ihn am 30. Oktober 1867 als Amtsvorstand an das Bezirksamt Gengenbach versetzte. Etwas eigenartig wird man berührt, wenn man heute in den Akten liest, daß am 6. Juli 1870 eine private Information dem Innenministerium zuing, in der Rieder als ein strenger Katholik bezeichnet wurde, dessen ältester Sohn in Mainz Theologie studiere, eine Tochter sich im Kloster befinde und eine weitere dabei sei, das entsprechende Gelübde abzulegen.

Am 6. April 1872 wurde Leopold Konrad Rieder zwar als Oberamtmann in den Ruhestand versetzt, jedoch am 3. Juli des gleichen Jahres mit einem Funktionsgehalt beim Verwaltungsgericht in Karlsruhe weiter beschäftigt. Auf seine Bitte vom 23. April 1880 entband man den 73jährigen Mann mit Wirkung vom 1. Mai 1880 auch von dieser Tätigkeit. Eines längeren Ruhestandes sollte er sich allerdings nicht mehr erfreuen, da er bereits am 3. November 1881 vom Tode ereilt wurde.

Gustav Christian Gottfried von Stösser 1867–1871

Mit Gustav von Stösser übernahm nach einer 60jährigen Pause – unter Einrechnung der Waldvögte – wieder einmal ein Vertreter des Adels den Posten des Amtsvorstandes in Waldshut. Er entstammte einer Familie, die dem badischen Staate schon mehrere verdienstvolle Beamte geschenkt hatte. Dem Geheimrat Karl von Stösser wurde am 22. September 1826 in Emmendingen ein Sohn geboren, dem er bei der Taufe die Vornamen Gustav Christian Gottfried geben ließ.⁵²⁾ Nach anfänglichem Besuch der Volksschule seiner Geburtsstadt besuchte der Junge 1834 bis 1844 das Karlsruher Lyzeum (Gymnasium) und studierte anschließend bis 1848 an den Universitäten Freiburg, Heidelberg und München die Rechtswissenschaft. Die erste juristische Prüfung bestand er im November des Revolutionsjahres 1849. Seine guten Dienstleistungen bei seiner Tätig-



Gustav von Stösser, Oberamtmann in Waldshut 1867–1871
Bad. Gen.-Landesarhiv Karlsruhe

keit als Rechtspraktikant bewirkten, daß er am 6. Juli 1854 auch ohne zweite Staatsprüfung zum Referendär ernannt wurde. Als Sekretariatspraktikant und späterer Sekretär war er zwischen 1855 und 1859 beim Hofgericht Konstanz und beim Innenministerium in Karlsruhe tätig, ehe er am 28. Mai 1859 beim Stadttamt Mannheim zum Amtmann aufstieg. Ein Erlaß vom 6. Juni 1861 berief ihn zum Amtsvorstand nach Meßkirch, wo er auch am 2. August 1864 den Charakter eines Oberamtmannes erhielt. In gleicher Eigenschaft wurde er dann als Nachfolger Rieders am 2. November 1867 nach Waldshut versetzt.

Gustav von Stösser ließ als Oberamtmann in Waldshut in einigen Fällen zugunsten der Stadt seine guten Beziehungen zur Karlsruher Ministerialbürokratie spielen.⁵³⁾ So gelang es ihm, am 16. Dezember 1868 die Erlaubnis zu erwirken, daß die Stadt zur Erstellung einer neuen Brunnenleitung 9000 Gulden aufnehmen

konnte und durch sein Gesuch vom 4. August 1870 zur Bestreitung der durch den gerade ausgebrochenen deutsch-französischen Krieg veranlaßten Gemeindebedürfnisse nochmals 15000 Gulden erhielt.

Das wegen diplomatischer Verwicklungen beunruhigte badische Innenministerium richtete am 24. Januar 1871 an von Stösser eine Anfrage wegen der Haltung der deutschen Grenzbevölkerung gegenüber der Schweiz in diesem Krieg.⁵⁴⁾ „In Schweizer Blättern – so hieß es da – wird mitgeteilt, daß am zweiten Weihnachtstag (26. Dezember 1870) in Waldshut auf Veranlassung des Redakteurs des Altboten eine Versammlung abgehalten wurde, in welcher eine Petition (Eingabe) an den Grafen Bismarck wegen Annexion des rechtsrheinischen Gebiets (der Schweiz) beraten worden sei. Eine gleiche Versammlung soll in Jestetten und unter den badischen Eisenbahnbeamten in Schaffhausen stattgefunden haben.“ Als Antwort konnte jedoch Gustav von Stösser am 28. Januar 1871 die Herren der Regierung in Karlsruhe beruhigen, daß das Gerücht jeder Begründung entbehre. Der spätere Freiburger Landeskommisär Max Föhrenbach, vom Herbst 1870 bis Sommer 1871 als Rechtspraktikant in Waldshut – übrigens ein Enkel des ersten badischen Oberamtmannes –, schilderte in seiner 1911 erschienenen Selbstbiographie die damalige Stimmung in der Stadt am Hochrhein während dieser Zeit. Seinem anschaulichen Bericht sei hier Platz gegeben.⁵⁵⁾

„Der Amtsbezirk Waldshut, einer der größten des Landes, galt wegen seiner mißtrauischen, widerstrebenden, in wenig günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Bevölkerung als ein schwieriges Verwaltungsgebiet. Letzteres hatte schon mein Großvater (Mathias) Föhrenbach erfahren, während er noch unter österreichischer Herrschaft von 1794 bis 1803 Syndikus der Stadt Waldshut war und nach dem Übergang des Breisgaus an Baden den Bezirk Waldshut von 1806 bis 1819 als erster badischer Amtsvorstand verwaltete.

Die Amtsstadt selbst, der Geburtsort meines Vaters (August Föhrenbach), war mir von einem früheren flüchtigen Besuche her nicht unbekannt. Freundlich blickt das alte Nest von hoher Uferhalde hinüber ins helvetische Land, auf die Vereinigung an Rhein und Aare, unter sich den mächtig flutenden Strom. Bezirksvorstand war (bei meinem Dienstantritt) Oberamtmann Gustav von Stösser, ein kenntnisreicher, feingebildeter Mann, der mir mit aufmunternder Liebenswürdigkeit entgegenkam und zeitlebens ein hochgeschätzter Gönner und Freund geblieben ist.“

Weiter unten fährt Max Föhrenbach fort: „Als Amtsgehilfe hatte ich unter anderm die Stiftungssachen zu bearbeiten. In einem bezüglichen Aktenhefte fand ich Verfügungen, welche mein Großvater als Amtsvorstand und solche, die mein Vater als vorsitzender Rat der Regierung des Oberrheinkreises (in Freiburg) erlassen hatten. Nachdem ich meinerseits darin weitere Verfügung getroffen hatte, waren drei Generationen unserer Familie in der gleichen Sache amtlich tätig gewesen.

Daß die Köpfe der Hauensteiner dicker und ihre Abneigung gegen Behörden und Beamte größer waren, als bei der bäuerlichen Bevölkerung sonst landesüblich, kam ich bald zu verspüren. Was ihre Vorfahren während des 17. und 18. Jahrhunderts seitens der Abtei St. Blasien und der österreichischen Landesregierung an unverschuldeten und verschuldeten Drangsalen erlitten hatten, lebte in der Seele der Nachkommen fort und wurde durch das Eingreifen in alte eingelebte Zustände und Gewohnheiten beim Übergang an Baden nicht abgeschwächt. So kam es, daß das Volk in jeder Neuerung eine weitere Schmälerung bisheriger Rechte witterte und aller Obrigkeit mit Mißtrauen begegnete. Gleichwohl bin ich mit den ‚störri-gen‘ Hotzen gut ausgekommen.

Auch die verrufenen Salpeterer, deren noch eine Anzahl vorhanden war, erschienen mir bei näherer Betrachtung in milderem Lichte. Sie hatten sich gegen die Entziehung vermeintlicher politischer Privilegien und gegen die moderni-

stische kirchliche Richtung Josefinischer Zeit gewehrt und waren dank ihrer Hartnäckigkeit mit Staat und Kirche darüber in Konflikt geraten. (Zu dieser Feststellung Föhrenbachs sei bemerkt: Seit Mitte des 19. Jahrhunderts standen mehr die Auseinandersetzungen mit der katholischen Kirche im Vordergrund, weshalb der Staat in den Salpeterern mehr eine Sekte, als eine ernstzunehmende politische Bewegung sah.) Falls ihre überspannten Forderungen Erfolg gehabt hätten, wären sie ob ihrer Unbeugsamkeit vielleicht bewunderte Helden geworden. Statt dessen sind sie unverstandene, unbelehrbare Eigenbrötler geblieben.

Geselligen Verkehr hatte ich nur mit dem kleinen Kreis, der sich im Gasthofs zum Rebstock am Mittagstische zusammenfand. Zu demselben gehörten als Stammgäste die Kreisgerichtsräte Bär und Schember, die sich später im Oberlandesgericht wieder trafen, und der Staatsanwalt am Kreisgericht, Traub.“

Nach der Schilderung der allgemeinen kriegerischen Vorgänge im Kriege 1870–1871 führt Föhrenbach anschließend aus: „Von allen diesen Ereignissen wurde Waldshut nur insoweit berührt, als sie Veranlassung zu Siegesfeiern gaben. Diese beschränkten sich zumeist auf Beflaggen der Häuser und Böllerschießen. An dem Letzteren nahmen die benachbarten Aargauer wachsendes Ärgernis. Schon beim Ausbruche des Krieges hatten die Schweizer und nicht zum wenigsten diejenigen deutscher Zunge mit Frankreich sympathisiert und daraus kein Hehl gemacht. Ihre dauernde Parteinahme für die Franzosen führte längs der badisch-schweizerischen Grenze zu einer gegenseitigen Erbitterung, die bei jeder Gelegenheit explodierte.

Kaum war in Waldshut bekannt geworden, daß das Viktoriaschießen die biedereren Eidgenossen ärgere, als an die Stadtknechte die Weisung erging, in künftigen Fällen noch länger und kräftiger als seither zu schießen. Darob erbosten sich die Mannen in Klingnau und Umgebung derart, daß sie durch den schweizerischen Bundesrat bei der badischen Regierung Beschwerde führen ließen, weil Geschosse der Waldshuter

Stadtartillerie auf neutrales Schweizergebiet niedergefallen seien.

Das Bezirksamt erhielt den Auftrag, den Sachverhalt festzustellen und entledigte sich desselben mit gewohnter Gründlichkeit. Ein längeres Probeschießen ergab, daß die stärkste Pulverladung die Propfen der Waldshuter Stadtböller nicht einmal bis zum diesseitigen Rheinufer zu tragen vermochten.

Um so größer war nach diesem Zwischenfalle die durch abermaliges Böllerschießen kundgegebene Freude der Waldshuter über den zahlreichen Besuch französischer Gäste, welche die Schweiz durch den Übertritt der Bourbonnischen Heeresreste beschert erhielt. Auch unsere guten Freunde in Klingnau und Zurzach durften solche beherbergen und waren, wie man gerne vernahm, wenig erbaut davon.“ (Zum Glück sind uns heute solche Äußerungen nationaler Überempfindlichkeit ziemlich fremd geworden.)

Das Amt Jestetten, das man auf Drängen der Gemeindevorstände des ehemaligen Bezirks 1864 wieder ins Leben gerufen hatte, wurde zunächst kommissarisch mit dem Amtmann Gustav Eschborn und dann planmäßig mit dem Adelsheimer Oberamtmann Lambert Grosch besetzt. Als dieser aber am 28. August 1870 überraschend starb, entschloß man sich nur auf eine mehr vertretungsweise Wahrnehmung der Geschäfte des Amtes, die dann 1872 auch zu seiner Wiederauflösung führte.⁵⁶⁾

1864 bildeten die Bezirke Bonndorf, Jestetten, Säkingen, St. Blasien und Waldshut den Kreis Waldshut. Von den im gleichen Jahre errichteten 6 Kreisgerichten Villingen, Waldshut, Lörrach, Baden-Baden, Heidelberg und Mosbach blieben nur diejenigen in Waldshut und Mosbach als Landgerichte weiter bestehen, während die anderen 1872 wieder aufgehoben wurden. Das Wirken Gustav von Stössers war nur von kurzer Dauer, da er bereits am 18. Februar 1871 als Ministerialrat ins Handelsministerium nach Karlsruhe versetzt wurde und im gleichen Range am 29. April 1881 in das Innenministerium überwechselte. Im Herbst 1887 sehen wir

ihn als Abgeordneten der zweiten Kammer des Landtags für den siebten Wahlbezirk, dem auch Orte der Ämter Waldshut und Säckingen angehörten.

Am 7. Oktober 1891 wurde er zum Direktor des Verwaltungshofes ernannt und schließlich am 3. März 1899 – inzwischen 73 Jahre alt – mit Wirkung vom 1. Mai 1899 in den Ruhestand versetzt. Als er am 1. Mai 1907 mit 81 Jahren in Karlsruhe einer Herzlähmung erlag, nahm zwei Tage später u. a. auch sein 80-jähriger Bruder Geheimrat Franz Ludwig von Stösser an der Bestattung teil. In der zeitgenössischen Presse wurden vor allem Gustav von Stössers große Verdienste um die Volksbildung hervorgehoben.

Karl Heinrich Baader 1871–1877

Für den nächsten Waldshuter Amtsvorstand Karl Heinrich Baader war die traditionsreiche Amtsstadt am Hochrhein durchaus nicht fremd. Hatte er doch in seinen beruflichen Anfangsjahren vom Februar 1860 bis Juni 1861 in der Praxis des Waldshuter Rechtsanwalts Krebs mitgearbeitet und vom März 1865 bis Oktober 1866 als Amtmann die zweithöchste Beamtenstelle beim Bezirksamt Waldshut inne.

Das Licht der Welt erblickte er am 16. Oktober 1829 in Löffingen als Sohn des Lehrers Jakob Baader.⁵⁷⁾ Nach dem Besuche des Freiburger Gymnasiums, wo er am 21. August 1850 durch Direktor Nokk sein Reifezeugnis ausgehändigt bekam, widmete er sich dort an der Universität vom Wintersemester 1850/51 bis Wintersemester 1853/54 dem Jurastudium. Die erste Staatsprüfung, die er – allerdings erst im zweiten Anlauf – 1855 mit Erfolg bestand und die zweite Prüfung vom Jahre 1858 verliehen ihm die Berechtigung, die üblichen Anfangsstellen als Rechtspraktikant bzw. Referendär zu bekleiden, so zuletzt seit dem 1. Juni 1861 beim Amtsgericht Säckingen. In einem Gesuch vom 24. Februar 1863 um die Erlaubnis in Waldshut als Anwalt tätig zu sein, schrieb er: „Waldshut wird unzweifelhaft als Sitz eines Kreisgerichts-

Senats bei der in Aussicht stehenden Ausführung der Gerichtsorganisation auch Sitz mehrerer neuer Anwälte werden, und es dürfte schon jetzt, wie ich auch aus meiner vierzehntonatlichen Praxis bei Rechtsanwalt Krebs in Waldshut unmittelbar wahrzunehmen Gelegenheit hatte, das Bedürfnis nach einer jüngeren Kraft vorhanden sein, wenn man in Erwägung (zieht), daß die Amtsgerichte Stühlingen, Jetsetten und St. Blasien gar keinen Anwalt und die sehr großen Bezirke von Säckingen und Waldshut neben Rechtsanwalt Krebs nur kaum zu zählende alternde Arbeitskräfte aufweisen.“

Die am 21. August 1863 wiederholte Bitte wurde ihm dann am 8. Oktober 1863 gewährt. Schließlich trat Baader mit seiner Berufung zum Amtmann in Waldshut am 28. März 1865 in den staatlichen Dienst zurück. Hier machte er rasch Karriere, denn schon am 6. Oktober 1866 kam er als Amtsvorstand und Oberamtmann nach Villingen und begann dort am 10. November offiziell seinen Dienst.

Nachdem er die lokalen Verhältnisse in Waldshut schon sehr gut kannte, war es nicht weiter verwunderlich, daß man ihn am 14. März 1871 – nach dem Ausscheiden Stössers – dorthin als Amtsvorstand berief. In Waldshut nahm er erst am 10. Mai 1871 die Amtsgeschäfte auf, da seine Frau und seine Kinder mit Scharlachverdacht erkrankt waren.

Nach dem siegreichen Frankreichfeldzug bildeten sich an vielen Orten sogenannte Militärvereine, deren Treiben mitunter von der Regierung mit gewissem Mißtrauen betrachtet wurde.⁵⁸⁾ So soll – nach Angaben der Regierung – in Waldshut einer der Mitbegründer des dortigen Militärvereins geäußert haben, man wolle eine Kasse gründen, von der dann die Strafen bezahlt werden sollten, wenn ehemalige Soldaten in eine kostenpflichtige Schlägerei verwickelt seien. Auch die Beteiligung von uniformierten Angehörigen der Militärvereine an Fronleichnamsprozessionen und überhaupt das Tragen von Waffen wurde von seiten der Regierung nur ungern gesehen. So mußte sich Baader in seinem

ersten Waldshuter Amtsjahr mit derartigen Dingen beschäftigt.

Auch Baader erwies sich – wie sein Amtsvorgänger – in finanziellen Dingen nicht ungeschickt. So setzte er im Oktober 1871 die Gewährung eines „Häuserbaufonds“ von 60 000 Gulden und – nach der Einführung der Reichsmark als Währungseinheit – für die Erwerbung eines neuen Schlachthauses in Waldshut im Juli 1875 eine Anleihe von 240 000 Mark durch.⁵⁹⁾ Bemerkenswert ist auch, daß Dr. Albert Bürklin, der spätere Generalintendant des Badischen Hoftheaters in Karlsruhe von 1873 bis 1875 als Amtmann unter Baader in Waldshut tätig war.⁶⁰⁾ Weniger erfreut war Baader, als ihm im November 1871 von seinen Vorgesetzten ein junger Mann als Aktuar geschickt wurde, der noch nicht genügend Verwaltungspraxis hatte, während er um einen erfahrenen Beamten gebeten hatte. Dieser junge Mann, den man daraufhin im Februar 1872 wieder von Waldshut abberief, war kein Geringerer als der spätere bekannte Karlsruher Oberbürgermeister Karl Schnetzler. Dieser trat 1875 als Beigeordneter in die Dienste der Landeshauptstadt, wurde 1892 zum Oberbürgermeister gewählt und starb am 6. Dezember 1906 an einem Krebsleiden. Seine Büste ist heute noch auf der Umzäunung des Stadtgartens in Karlsruhe zu sehen.⁶¹⁾

Aus den Dienerakten ist zu entnehmen, daß im Juli 1873 Baader von dem bekannten Mediziner Kußmaul, damals Hofrat in Freiburg, wegen Rachenkatarrhs und Röteln (!) nach Baden-Baden in Kur geschickt wurde. Auch im August 1875 unterzog sich Baader einer Kur in dem damals sehr populären Schwefelbad Langenbrücken.

Weil es in jener Zeit üblich war, die Amtsvorstände von Zeit zu Zeit zu wechseln, um einer zu großen Vertrautheit mit der Bevölkerung vorzubeugen, wurde Karl Heinrich Baader am 14. Mai 1877 nach Offenburg versetzt. In der Ortenaumetropole begann er am 5. Juli 1877 mit seinen dienstlichen Obliegenheiten. Dort erhielt er auch am 29. April 1880 die in größeren Amtsstädten üblich gewordene Dienstbe-

zeichnung eines Stadtdirektors. Da Baader im Anfang Januar 1886 wegen seines Verhaltens im Amt sogar im Landtag angegriffen wurde, hielt es die Regierung für zweckmäßig, ihn in gleicher Eigenschaft am 30. Januar 1886 nach Konstanz zu versetzen. Dort blieb er nicht lange, denn am 27. Oktober 1889 wies ihn die Regierung zur Dienstleistung dem Innenministerium zu.

Der am 3. Juni 1899 ausgesprochenen Bitte des Siebzigjährigen, ihn in den Ruhestand zu versetzen, wurde noch im gleichen Monat von seinen Vorgesetzten entsprochen. Sein jüngerer Sohn, der praktische Arzt Dr. Wilhelm Baader, setzte die Regierung schließlich in Kenntnis, daß sein Vater am 6. April 1901 in Karlsruhe verstorben sei.

Rudolf Rüd't von Collenberg-Eberstadt 1877–1881

Mit Rudolf Rüd't von Collenberg-Eberstadt zog der zweite badische Amtsvorstand in Waldshut auf, der im 19. Jahrhundert dem Adel angehörte. Als Sohn des Staatsrats Franz Freiherr Rüd't von Collenberg wurde Rudolf am 8. August 1836 in Rastatt geboren.⁶²⁾ Es war die Zeit vor der Befestigung der Murgstadt, als dort noch sehr viele badische Verwaltungs- und Justizbeamte tätig waren.

Sein Abiturzeugnis erwarb der junge Mann am 3. November 1855 am Lyzeum (Gymnasium) Wertheim. Das Jurastudium absolvierte er 1857–1858 in Freiburg und 1858–1860 in Heidelberg. Anschließend diente er als Leutnant beim ersten großherzoglichen badischen Leibgrenadierregiment. Die gegen Jahresende 1860 abgelegte Dienstprüfung eröffnete ihm die Möglichkeit, seine ersten beruflichen Erfahrungen u. a. seit 1862 als Aktuar in Baden-Baden zu sammeln. Nach dem 1864 abgelegten zweiten Examen war er als Referendär, Dienstverweser und Amtmann in Freiburg und Bretten tätig, ehe man ihn am 4. April 1868 als akademischen Disziplinarbeamten an der Universität Freiburg einsetzte. Seit November 1869 gab

von Rüdts als Amtmann in seiner Geburtsstadt Rastatt eine Gastrolle. Als Amtsvorstand am 14. April 1871 nach Meßkirch versetzt, wurde er dort am 20. Dezember 1872 zum Oberamtmann befördert. Die gleiche Stellung bekleidete er seit dem 30. Mai 1874 in Überlingen.

Bei seinem Umzug nach Überlingen im Juni 1874 geriet von Rüdts als selbstbewußter Vertreter des Adels mit seinem Nachfolger Amtmann Brecht wegen der in Meßkirch verlassenen Dienstwohnung in Streit. Hierbei schrieb er dem Konstanzer Landeskommisär Ministerialrat Haas: „Denn die Höflichkeit wird wohl nicht das einzige, durch den Zeitgeist verschonte Vorrecht der Junker sein sollen. Da der auf einen anderen, weit größeren Posten berufene Dienstvorgänger nicht nötig hat, den Umzug lediglich nach der Bequemlichkeit seines Nachfolgers einzurichten, ist, obgleich man es kaum für möglich halten sollte, ebenfalls ein Punkt, bezüglich dessen der Herr Beschwerdeführer der Aufklärung bedarf.“ Ministerialrat Haas billigte aber nicht diesen Umgangston gegenüber einem Kollegen und sprach deswegen von Rüdts seinen Unwillen aus.

Obwohl von Rüdts bereits am 14. Mai 1877 als Amtsvorstand nach Waldshut berufen wurde, zögerte sich sein Dienstbeginn bis zum 13. Juli 1877 hinaus. Um die Heimarbeiten auf dem Schwarzwald wieder zu beleben, unterstützte Oberamtmann von Rüdts sowohl die Bestrebungen, um die Wiedereinführung der Strohflechtereie, als auch die Bemühungen um Anpflanzung von Weiden zur Herstellung von Korbarbeiten.⁶³⁾ Besonders wurden das Handelsministerium und die Furtwangerer Filiale der Landesgewerbehalle in Karlsruhe zu diesem Zwecke mit eingeschaltet. Allerdings erwiesen sich der Optimismus der maßgebenden Herren in Karlsruhe entschieden größer als der tatsächliche Erfolg. So meldete das Handelsministerium am 10. Dezember 1879 der Regierung: „Fabrikant Stoll in Waldshut erklärte dem Respizienten gegenüber sich bereit, die Rohrgeflechte für seine gebogenen Holzstühle, welche er bisher in benachbarten Schweizer Orten fer-

tigen ließ, in Görwihl herstellen zu lassen, sobald daselbst hierzu Gelegenheit geboten sei.“ Man holte von Durlach den Kreiswanderlehrer Schmid, der nachprüfen sollte, ob auf dem „Hauensteiner Wald“ Korbweiden angepflanzt werden könnten. Zwar machte man Anpflanzungsversuche mit Hilfe der landwirtschaftlichen Kreis-Winterschule Waldshut, doch über den eigentlichen Erfolg wird in den eingesehenen Akten nichts berichtet.

Ähnlich war es mit der Strohflechtereie, über die das Handelsministerium am 10. Dezember 1880 schrieb: „Außerdem wird voraussichtlich Fabrikant von Kilian in Waldshut, welcher im Großen einen Handel mit aus Württemberg bezogenen Strohtaschen treibt, bereit sein, mit dem Vertrieb von in Görwihl gefertigten Strohtaschen sich zu befassen.“ Der gute Wille hiermit einen wirtschaftlichen Aufschwung zu erreichen, war zweifellos vorhanden.

Am 6. Januar 1880 beschwerte sich das Innenministerium bei Oberamtmann von Rüdts über einen am 2. Januar dieses Jahres erschienenen Artikel des Albboten gegen den Reichskanzler und seine Wirtschaftspolitik, der mit der Eigenschaft der Zeitung als amtliches Verkündungsblatt unvereinbar sei.⁶⁴⁾ Im Wiederholungsfalle müsse der Vorstand des Bezirksamtes mit der Entziehung des amtlichen Charakters dieses Blattes einschreiten.

In einem Urlaubsgesuch vom 13. März 1880 betonte von Rüdts, daß er zusammen mit seinen Brüdern einen landwirtschaftlichen Grundbesitz von 150 Morgen in Eubigheim besitze, der einer Kontrolle unterzogen werden müsse.

Am 2. November 1881 wurde von Rüdts nach Bruchsal versetzt, wo er im Laufe der Jahre als Amtsvorstand – seit 1883 unter dem Titel Stadtdirektor – mehrere Nebenämter, so als Mitglied des evangelischen Kirchengemeinderats und als Vorsitzender des Aufsichtsrats am Männerzuchthaus, wahrnahm. Auch in Mannheim, wohin er am 4. Oktober 1894 beordert wurde, hatte er etliche Nebenfunktionen, darunter als Hofkommissar beim Nationaltheater, Vorsitzender des Verwaltungsrats bei der Blindener-

ziehungsanstalt in Ilvesheim, Vorsitzender des Sonderausschusses der Kreis-Armenkinderpflege und Vorsitzender des Schiedsgerichts in Unfallversicherungssachen. Als er am 10. Juni 1896 zum Ministerialrat und Landeskommisär für die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach befördert wurde, gehörten als zusätzliche Aufgaben die Tätigkeit als Beiratsmitglied des Mannheimer Gymnasiums und eines Staatskommisärs für die Börse in Mannheim zur neuen Stellung. Am 14. Januar 1900 erlag Rudolf Rüdts von Collenberg-Eberstadt einem Herzschlag.

Richard Bensinger 1881–1887

In seiner Neigung zur Mitteilbarkeit, die sich auch in seinen ausführlichen Jahresberichten widerspiegelte, zeigte sich Richard Bensinger, der Nachfolger von Rüdts, als ein echter Vertreter des sprachlich pfälzischen Elements. In Mannheim als Sohn des Anwalts Friedrich Bensinger am 25. März 1844 geboren, besuchte der aufgeweckte Junge das Mannheimer Gymnasium, das er am 30. September 1863 mit dem Zeugnis der Reife verließ.⁶⁵) Seinen juristischen Studien oblag er an den Universitäten Heidelberg und Berlin, die es ihm ermöglichten, die beiden vorgeschriebenen Staatsprüfungen zu bestehen. Das Zeugnis eines Rechtspraktikanten wurde ihm am 28. Februar 1868 und das eines Referendärs am 10. Mai 1870 ausgestellt. In seiner Geburtsstadt Mannheim hospitierte er bei seinem anfänglichen beruflichen Wirken beim Amtsgericht, beim Bezirksamt und beim Kreis- und Hofgericht und schließlich seit Mai 1870 beim Bezirksamt Heidelberg. Seine Tätigkeit als Sekretär beim Innenministerium in Karlsruhe zu Jahresbeginn 1871 war nur von kurzer Dauer, denn bereits am 4. Mai 1871 wurde er als Amtsgehilfe und Referendär zum Bezirksamt Waldshut versetzt. Hier nahm er am 17. Mai 1871 seinen Dienst auf. Für die Umzugskosten Karlsruhe–Waldshut wurden ihm 23 Gulden und 2 Kreuzer ersetzt.

Diese erste Bekanntschaft mit der traditionsreichen Stadt am Hochrhein beschränkte sich jedoch nur auf wenige Monate, da er im November 1871 unter Beförderung zum Amtmann nach Pforzheim beordert wurde. In gleicher Eigenschaft kam er im August 1873 nach Karlsruhe. Seine Berufung am 19. Juni 1875 als Amtsvorstand nach Wiesloch erfolgte, obwohl die Bürgermeister der Landgemeinden des Amtsbezirks Karlsruhe bei der Regierung ein Verbleiben Bensingers beantragten. Doch auch hier blieb er nicht lange, da die Regierung ihn am 14. Mai 1877 nach Donaueschingen berief und ihm dort im Mai des folgenden Jahres die Würde eines Oberamtmannes zuerkannte.

Am 8. November 1881 wurde die Versetzung Bensingers nach Waldshut ausgesprochen und hier nahm er dann am 1. Dezember 1881 seine Amtsgeschäfte auf. Richard Bensinger bemühte sich zunächst – wie sein Amtsvorgänger – um eine Belegung der Strohflechtere. Doch als am 15. Mai 1882 die Strohflechtlerin Gertrude Speck nach Furtwangen zurückkehrte, um nach dem Tode ihrer Mutter die Haushaltsführung ihres Vaters zu übernehmen, konnte er nur noch resignierend melden: „Weder die Gemeinden Engelschwand noch Görwihl beabsichtigen in Rücksicht auf die geringen Ergebnisse der Strohflechtere die Strohflechterschulen weiter zu führen und (es) liegt deshalb ein Bedürfnis nach Wiederbesetzung der Stelle zur Zeit nicht vor.“⁶⁶)

In seinem ersten Jahresbericht für das Jahr 1881 setzte er sich mit den Gründen für die Zunahme der Auswanderung auseinander.⁶⁷) Er schrieb: „Nach der Erhebung und allgemeinen Beobachtungen hat die Auswanderung bedeutend zugenommen als natürlicher Abfluß des Überschusses an Arbeitskräften, welchen in einer Zeit des Rückganges des Arbeitsverdienstes ein genügendes Auskommen und dauernde Beschäftigung nicht geboten ist. Außer ihm führen die Scheu vor dem Militärdienst, die verlockenden Schilderungen der Verwandtschaft in Amerika sowie der wirtschaftliche Zusammenbruch so mancher Existenzen, welche den Mut oder

die Kraft zur Neubegründung ihres wirtschaftlichen Betriebes in der Heimat verloren, der Auswanderung zahlreiche Lusttragende zu.“ Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten aufzuzählen, die Bensinger zur Schilderung des Standes der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels zur Sprache brachte. Erwähnt sei nur, was er zum Beispiel über die obengenannte Strohflechterei meldete: „Die Versuche auf dem (Schwarz-)Wald die Strohflechterei einzuführen, hatten wegen des dabei erzielten geringen Verdienstes keinen Erfolg. Der im letzten Winter erfolgte Preisabschlag des fertigen Geflechts um etwa 15–20%, der Mangel an Nachfrage nach dem bunten Hutgeflecht in Folge der Einführung des chinesischen Geflechts sind die Ursachen geringen Verdienstes. Außerdem beteiligten sich nur Kinder unter 12 Jahren (!), die

wenig Geschick und Eifer zeigten, die mehr der warmen Stube zulieb, denn des Verdienstes halber geschickt wurden. Es waren die Kinder der ärmeren Leute (meistens) mit Aufspulen von Baumwollgarn beschäftigt, welche Arbeit schon längst eingebürgert ist und gleichen Verdienst wie die Strohflechterei abwirft.“

In dem Abschnitt dieses Jahresberichts über das Armenwesen lesen wir: „Die nahe Schweiz bringt zahlreiche Ausweisungen und Übernahmen deutscher Reichsangehöriger, durch welche eine Menge von Schwierigkeiten entstehen, die erst nach endlosen Schreibereien beseitigt werden. Während zahlreiche Deutsche aus der Schweiz ausgewiesen werden, kommen Fälle der Ausweisung von Schweizern aus dem Reichsgebiet sehr selten vor.“

Gebäude des Landratsamts Waldsbut im März 1975



Mit der damaligen politischen Einstellung der katholischen Geistlichkeit des Amtsbezirks ist Bensingers unzufrieden und macht dafür die Haltung der Zeitungen „Säckinger Volksblatt“ und „Freie Stimme am See“ verantwortlich. Über die Höhere Bürgerschule berichtete er: „Die Höhere Bürgerschule war (1891) besucht von 74 Schülern, von welchen 13 im Laufe des Schuljahres austraten. Die Anstalt krankt daran, daß ihr die Befugnis zum Einjährig-Freiwilligenzeugnis mangelt, wodurch auswärtige Eltern genötigt sind, ihre Kinder trotz größerer Entfernung und Kosten sofort auf eine Anstalt mit dieser Berechtigung zu schicken.“ Die Folge davon sei, daß inzwischen die Stadtgemeinde bei Regierung und Landtag ein sechsklassiges Realgymnasium beantragt hätten. Der nächste Jahresbericht von Richard Bensingers faßte die Jahre 1882 und 1883 zusammen. Darin stellte er u. a. fest: „Trotz aller Anstrengung vermindert sich die Zahl der Strohdächer (im Schwarzwald) sehr langsam, da die wirtschaftliche Lage alle einschneidenden Maßnahmen in dieser Richtung verbietet.“ Über die damaligen Gemeindepolizeidiener und Nachtwächter bemerkte er: „Manchmal bekleiden altersschwache, gebrechliche Männer den Dienst, ohne daß die Ortspolizeibehörde wie der Gemeinderat zu einer Änderung zu bewegen ist.“ Aus diesem Grunde schlug er vor, unter den Ortspolizeidienern „stark aufzuräumen.“ Auch mit der Schweizer Nachbarschaft ist er diesmal nicht ganz zufrieden. „Aus der Schweiz werden nur zu häufig ganze Banden an Landstreichern und verdächtigen Personen einfach an der deutschen Grenze in Freiheit gesetzt, ohne daß deren deutsche Staatsangehörigkeit festgestellt oder deren Identität überhaupt eruiert (ermittelt) wäre. Eine Anzeige von einem bevorstehenden Schub an die diesseitige Polizeibehörde erfolgt nicht.“ Weiter beschwerte er sich: „Zur Bekämpfung der in einzelnen Gemeinden des vorderen (Schwarz-)Waldes herrschenden Branntweinpest zeigen sich alle moralischen Mittel vergeblich. Die Trunkenbolde lassen den Branntwein

faßweise kommen, setzen sich dann in Privathäuser zusammen und trinken nicht selten tage- und nächtelang fort.“ Diese letztgenannte Behauptung Bensingers dünkte allerdings dem kontrollierenden Ministerialbeamten doch etwas übertrieben, weshalb er sie auf der Seite mit einem Fragezeichen versah.

Überdies beklagte sich Bensingers: „In einigen Schwarzwaldgemeinden bestand die Unsitte, daß schulpflichtige Kinder am ersten Fastensonntag Holz, Stroh und sonstige leicht brennende Stoffe bei den Eigentümern erbetteln und sodann bei Eintritt der Dunkelheit das außerhalb des Orts auf großen Haufen Geschichtete anzünden und stundenlang bis tief in die Nacht hinein hierbei verweilen.“

Auch in dem auf das Jahr 1883 sich beziehenden Teil seines Berichts kann Bensingers einen Seitenhieb auf die Schweiz nicht unterdrücken. Er berichtete: „Eine wesentliche Aufrichtung und Kräftigung des moralischen Mutes der Bevölkerung bewirkte die durch Seine Königliche Hoheit den Erbgroßherzog (späterer Großherzog Friedrich II.) bekundete landesväterliche Fürsorge, die im wohlthuenden Gegensatz stand zu der gänzlichen Teilnahmslosigkeit der schweizerischen Behörden gegenüber ihren Gemeindeangehörigen.“

Den Schaden der Hagelwetter der Jahre 1882 und 1883 schätzte er auf eine Million (!) Mark. Bei diesem Thema sah er eine günstige Möglichkeit, den Waldshuter Wetterdienst zu kritisieren: „Die Gemeindebehörde Waldshut schloß sich dem Abonnement auf die Wetternachrichten bei der meteorologischen Centralstation im Jahre 1882 an, und signalisierte die eingetroffenen Nachrichten durch farbige Scheiben vom Torturm aus. Die eingetroffenen Nachrichten zeigten sich jedoch so unzuverlässig, daß unter dem Gespött der Bevölkerung der Wetternachrichtendienst wieder eingestellt wurde.“

Die sonntäglichen Treibjagden Schweizer Jäger auf deutschem Gebiet waren ihm ebenfalls ein Dorn im Auge. „Gegen die Veranstaltung von Treibjagden an Sonntagen durch Schweizer Jä-

ger mußte mehrfach mit empfindlichen Geldstrafen eingeschritten werden. In Rücksicht auf das strenge Verbot des sonntäglichen Jagens in der Schweiz, glaubten die Jagdpächter ihre Veranstellungen auf diesseitigem Gebiet unbehelligt vornehmen zu können und zeigten sich deshalb über das behördliche Einschreiten (unsererseits) wenig erfreut.“

Die Zahl der Fabrikarbeiter im ganzen Amtsbezirk bezifferte er auf 937 Personen, die in elf „gewerblichen Etablissements“ tätig seien, die, mit Ausnahme von zwei Betrieben, alle Schweizer Fabrikanten gehören würden. Für die Mängel des Verkehrswesens mußten für Bensingers sogar noch die früheren bäuerlich-genossenschaftlichen Einungen aus der vorderösterreichischen Zeit erhalten. „Die namentlich auf dem Gebiet des Verkehrswesens fühlbaren Nachwehen der streng abgeschlossenen Einungen der ehemaligen Grafschaft Hauenstein lassen einen Stillstand in Wegbauten und Verbesserungen für die nächsten Jahrzehnte nicht voraussehen.“

Weiter unten ist dann zu lesen: „Der Amtsbezirk Waldshut leidet an der Misere der vielen kleinen Gemeinden, welche weder noch der personellen, wie noch der ökonomischen Seite (nach) hier leistungsfähig erscheinen. Nichtsdestoweniger scheiterten alle Versuche der Verschmelzung einzelner kleinerer Gemeinden an dem Widerspruch der Gemeindeversammlungen, und (es) ist im Gegenteil ein Streben nach Loslösung bereits bestehender Gemeindeverbände sehr bemerklich.“ Wer wird hierbei nicht an die heutigen Probleme der Gemeindereform erinnert?

Der nächste Bericht umfaßte die Jahre 1884 und 1885.⁶⁸⁾ Bei der Volkszählung war die Einwohnerzahl des Bezirks von 34 828 Personen auf 33 814 Einwohner zurückgegangen. Bensingers schloß daraus: „Die Ursachen liegen in der Auswanderung nach Amerika, Wegzug als Dienstboten namentlich in die Schweiz, in welcher die Dienstbotenlöhne nahezu das Doppelte der hiesigen Gegend betragen, Abnahme der Eheschließungen, Verminderung der Zahl

der landwirtschaftlichen Dienstboten wegen Rückganges des landwirtschaftlichen Betriebs, Wegzug nach Brandfällen und (Zwangs-)Vollstreckungen und Aufsuchen (auswärtiger) Fabrikorte wegen Arbeits- und Verdienstlosigkeit (in der Heimat).“

Erneut wurde für Bensingers das landfahrende Volk zu einer erwähnenswerten Tatsache. „Bei allem lobenswerten Eifer der Gendarmerie kann sich ein Stromer wochenlang im Schwarzwald herumtreiben, und erst der Winter treibt ihn aus diesen Schlupfwinkeln. Noch immer ist zu beklagen, daß sich die Bürgermeister selten zur Verhängung von Haftstrafen entschließen können; es geschieht dies in der Regel deshalb, um der Gemeinde keine Kosten zu verursachen.“

Wiederum führte Bensingers in seinen weiteren Angaben Klage über die schweizerischen Polizeibehörden, die die Vorschriften des mit Baden vereinbarten Niederlassungsvertrags nicht genügend beachten würden. Er sprach dabei von der „notorischen Selbständigkeit der schweizerischen Unterbeamten, deren Beaufsichtigung (durch ihre Vorgesetzten) zum mindesten eine mangelhafte genannt werden müsse.“

Über die Presse im Amtsbezirk berichtete er: „Mit dem Herbstquartal 1884 gab der schweizerische Buchdrucker Stamm in Tiengen ein wöchentlich dreimal erscheinendes Blatt ‚Der Klettgauer Volksfreund‘ heraus, das der gemäßigt liberalen Richtung sich anschloß. Mangel an Abonnenten wie mangelndes Bedürfnis für ein zweites liberales Bezirksblatt veranlaßte das Eingehen des Blattes im Januar 1885.“

Das Kreis- und Amtsverkündigungsblatt ‚Der Albote‘ zog sich wegen persönlicher Ausfälle einzelner Correspondenten eine Reihe von Beleidigungsklagen zu, die nicht selten zu Verurteilungen des Redakteurs und Verlegers Zimmermann, zuletzt zu 100 Mark führten. Der Mangel eines wissenschaftlich gebildeten, politisch geschulten Redakteurs, welcher bei der großen Verbreitung des Blattes (3500 Exempla-

re) ein reiches Feld der Tätigkeit fände, macht sich immer von Neuem geltend.

Ein im Dezember 1885 aus politischen Gründen, teils zur Förderung der Verbreitung des Centrumsorgans ‚Säckinger Volksblatt‘ erlassener, mit der Unterschrift von 51 (katholischen) Geistlichen der beteiligten Bezirke versehener Mahnruf gegen den Albboten, blieb im Großen und Ganzen ohne die beabsichtigte Wirkung. Die Abonnentenzahl erlitt nur eine unbedeutende Verminderung und ist aus den Klagrufen des Volksblatts zu entnehmen, daß auch dort eine wesentliche Vermehrung der Abonnentenzahl ausblieb.“ Das Zentrum war bekanntlich bis zur Hitlerzeit die große katholische Volkspartei.

An anderer Stelle bemerkte Bensinger, wegen der deutschen Zollerhöhungen sende die Buchdruckerei von Benzinger in Einsiedeln (Schweiz) waggonweise ihre Druckschriften nach Waldshut und versende sie von dort innerhalb des deutschen Postgebiets in alle Richtungen.

Der nächste Punkt beschäftigte sich mit dem Kornmarkt in Waldshut. „Der sogenannte Kornmarkt“ – ließ hierbei Bensinger verlauten –, „der alle acht Tage in Waldshut abgehalten wird, bringt nur die Interessenten der nächsten Nähe in Verbindung, da der Kornmarkt in Basel den ganzen Handel beherrscht. Das Kornhaus in Waldshut dient im wesentlichen lediglich als Lager, nicht als Versandplatz. Am eifrigsten wird der Viehhandel von Seiten der Judenschaft in Tiengen betrieben, und (es) finden sich auf den (dortigen) Viehmärkten auch zahlreiche Käufer aus der Schweiz und dem Elsaß ein.“

Über die Waldshuter Bürgermeisterwahl des Jahres 1885 meldete der Oberamtmann: „Mit der Niederlegung des Amtes durch Bürgermeister Mayer von Waldshut (Bürgermeister Karl Frowin Mayer, ehemals Fürstenbergischer Straßenmeister, hatte von 1878 bis 1885 amtiert), welche mit compromittierenden Vorerhebungen Großherzoglicher Staatsanwaltschaft zusammenhängt, wurde auf Grund einer Ver-

einbarung beider politischen Parteien in Waldshut im November 1885 Amtsrevident (Alois) Lang als Bürgermeister nahezu einstimmig gewählt, und (es) nahm derselbe, nach Gewährung eines Urlaubs, auf 6 Jahre die Wahl an. Durch die genannte Persönlichkeit an die Spitze der Stadt gestellt, welche gerade bei der Zusammenstellung (gemeint war die Zusammensetzung) der Einwohnerschaft von Waldshut als vorzugsweise geeignet für dieses Amt erscheint.“ Bürgermeister Alois Lang bekleidete dann das Amt eines Stadtoberhaupts bis zu seinem Tode am 22. April 1894.

Daß der Dienst beim Bezirksamt – besonders bei dem kritischen Amtsvorstand – nicht immer harmonisch verlief, ersehen wir aus einem Schreiben des Amtmannes Alois Wagner vom 30. Oktober 1883 an das Innenministerium.⁶⁹⁾ Wagner war am 30. Juni 1882 als zweiter Beamter nach Waldshut berufen worden. In dem erwähnten Schreiben bat Wagner um seine baldige Versetzung, „da ich unter den gegebenen Verhältnissen einem längeren Aufenthalt in Waldshut die Entlassung aus dem Staatsdienst vorzuziehen in der Lage wäre.“ Das Ministerium willfahrte dem Wunsche Wagners und versetzte ihn am 15. April 1884 an das Bezirksamt Lörrach.

Eine mehr spaßige Episode ereignete sich beim Bezirksamt Waldshut im Jahre 1886.⁷⁰⁾ Als der Amtsdienner Bauer am 10. August 1886 eine Entlohnung von 15 Mark erbat, da er während des Urlaubs des Amtsvorstandes das Amtshaus gehütet habe, bemerkte der Verwaltungshof (damals eine Art Rechnungskammer) am 19. August 1886 gegenüber dem Innenministerium hierzu: „Wir gestatten uns, hierbei ergebenst zu bemerken, daß uns eine derartige Anforderung noch nicht vorgekommen ist, obgleich der Fall, daß während längerer Abwesenheit des Amtsvorstandes das Amtsgebäude durch einen vom Ersteren beauftragten Bedienten bewacht wird, wohl auch anderwärts schon eingetreten sein dürfte.“ Natürlich lehnte das Innenministerium die Entlohnung ab.

Als besonders tüchtiger Beamter bewährte sich während der Amtszeit Bensingers der Rechtspraktikant Ludwig Genzken.⁷¹⁾ Mehrfach mußte dieser als Dienstverweser für andere Ämter einspringen und jedesmal war Bensingler froh, wenn er in Waldshut wieder auf die Arbeitsleistung des jungen Mannes zurückgreifen konnte. Aus diesem Grunde sei auch hier auf dessen Bildungsgang etwas näher eingegangen. Ludwig Genzken wurde am 30. März 1855 in Stargard (Mecklenburg-Strelitz) als Sohn des dortigen Bürgermeisters und Stadtrichters Friedrich Genzken geboren. Sein letztes Studiensemester in Heidelberg bewog ihn, in Baden zu bleiben, zumal sein Vater 1875 gestorben war. Der junge Rechtspraktikant trat 1880 zunächst in Karlsruhe beim Amtsgericht als Volontär ein, kam dann aber am 7. März 1880 als Gerichtsschreiber an das Amtsgericht St. Blasien. Seit dem 1. März 1881 weilte er zunächst beim Landgericht und danach beim Bezirksamt in Waldshut. Mit Jahresbeginn 1883 war er die für das zweite Examen vorgeschriebene Zeit als Hilfsarbeiter beim Waldshuter Rechtsanwalt Hauger tätig. Nach der Referendärsprüfung im Frühsommer 1883 mußte er von Waldshut aus, wo er zunächst weiter arbeitete, mehrfach Urlaubsvertretungen übernehmen, so beispielsweise für den Oberamtmann Friedrich in Wiesloch, den Amtmann Muth in Schönau und den Oberamtmann Müller in Säckingen. Im Juni 1884 vertrat er während des Urlaubs Oberamtmann Bensingler zunächst vier Wochen und dann nochmals acht weitere Tage während der Umbauarbeiten in der Amtskanzlei. Seit dem 10. Januar 1885 ersetzte er vorübergehend in Bonndorf den zum Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg gewählten Oberamtmann Dr. Wilckens.

Als im Februar 1885 der mit der kommissarischen Verwaltung des Bürgermeisterpostens in Pforzheim betraute Amtmann Konrad Kretzdorn nach Waldshut kam, ging Genzken an dessen Stelle nach Pforzheim. Als Amtmann 1886 in Bruchsal und 1887 in Mannheim, wurde Genzken danach am 4. Juni 1890 als Oberamt-

mann und Amtsvorstand nach Wiesloch und am 3. November 1893 nach Waldkirch (Breisgau) versetzt. Hier mußte er sich allerdings aus Gesundheitsrücksichten am 20. September 1899 pensionieren lassen. Einer Mitteilung seines Bruders, der in Wismar das Amt eines Superintendenten bekleidete, an die badische Regierung entnehmen wir, daß Ludwig Genzken am 11. April 1904 – noch nicht 50 Jahre alt – in Freiburg einem Blutsturz erlag.

Richard Bensingler, der für seine beruflichen Leistungen am 24. April 1884 mit dem Ritterkreuz erster Klasse vom Zähringer Löwen ausgezeichnet wurde, erhielt am 6. Januar 1887 mit seiner Versetzung zum Amtsvorstand und Stadtdirektor in Mannheim einen größeren Wirkungskreis. Seine dortige Tätigkeit fand jedoch unerwartet ein tragisches Ende. In einem Telegramm an die badische Staatsregierung teilte sein Mannheimer Stellvertreter Johann Wild – später Oberamtmann in Waldshut – mit, daß Bensingler anlässlich eines Urlaubsaufenthalts in Engelberg (Schweiz) am 30. Juli 1891 tot aufgefunden worden sei. Mit einem zweiten Telegramm meldete Wild dann nähere Einzelheiten. Bensingler habe „in Anwendung der Kneippischen Kur auf einem Spaziergang die Füße in kaltem Gebirgswasser gebadet und sich hierdurch offenbar einen Hirnschlag zugezogen.“ Die Leiche sei etwa einen Tag im Wasser gelegen, ehe sie aufgefunden wurde. Großherzogin Luise, die damals auf der Mainau weilte, ließ sich daraufhin durch den Grafen Andlaw telegraphisch die Mannheimer Adresse der Witwe Bensingers, einer gebürtigen Lenzkircherin, mitteilen.

Karl Friedrich Bernhard Heil 1887–1890

Bühl war der Geburtsort von Bensingers Nachfolger Karl Friedrich Bernhard Heil. In der „Zwetschenstadt“ erblickte dieser als Sohn des damaligen Amtsassessors Friedrich Heil und dessen Ehefrau Sofie geb. Heinemann am 4. September 1848 das Licht der Welt.⁷²⁾ Sein Vater wurde später als Oberamtsrichter nach

Baden-Baden versetzt. Das Abiturzeugnis des Konstanzer Lyzeums (Gymnasiums) vom 25. August 1867 berechnete ihn zum Jurastudium an den badischen Landesuniversitäten Freiburg und Heidelberg. Die Aufnahme unter die Rechtspraktikanten nach bestandener ersten Examen erfolgte am 30. November 1871. Berufliche Anfangsstellen in Baden-Baden, Karlsruhe, Emmendingen, Donaueschingen, Schwetzingen und Engen schufen ihm die fachlichen Voraussetzungen, auch die zweite Prüfung – laut Zeugnis vom 29. Mai 1874 – mit Erfolg abzulegen. Dienstverweser war er in der Folgezeit in Buchen, Staufen und Schopfheim, gelegentlich von militärischen Übungen unterbrochen.

Am 29. Januar 1877 zum Amtmann beim Bezirksamt Karlsruhe befördert, kam er durch Erlaß vom 18. April 1879 als Amtsvorstand nach Neustadt. Hier wurde ihm auch am 17. September 1881 der Rang eines Oberamtmannes verliehen, ehe man ihn am 8. November 1881 in gleicher Eigenschaft nach Donaueschingen versetzte.

Nach Waldshut beordnete man Heil am 6. Januar 1887 – zugleich mit der Abberufung Bensingers –, doch zögerte sich aus dienstlichen Gründen seine dortige Arbeitsaufnahme noch bis zum 15. März 1887 hinaus. In seinem ersten Jahresbericht, der rückblickend die Jahre 1886 (nach Unterlagen seines Amtsvorgängers) und 1887 umfaßte, beurteilte Heil die Gemeindepolizeidiener und Nachtwächter in einem etwas milderem Lichte als Bensinger.⁷³) Er meinte hierzu: „Gegen Gemeindepolizeidiener und Nachtwächter ist wegen Nachlässigkeit oder unwürdigen Verhaltens zwar in einigen Gemeinden dienstpolizeilich eingeschritten worden, es kamen aber im allgemeinen wenig Klagen vor, und wenn auch eine ziemliche Anzahl dieser Bediensteten weder körperlich noch geistig ihrer Aufgabe gewachsen ist, muß doch zugegeben werden, daß sie fast ausnahmslos nicht weniger leisten, als ihnen bei ihren durchweg ganz geringen Gehalten zugemutet werden kann.“

Auch er kannte einige Fälle, bei denen die schweizerischen Behörden sich nicht ganz an die Bestimmungen des Niederlassungsvertrags hielten, doch stellte er hierbei fest, „daß man sich schweizerischer Seits bemühe, Schwierigkeiten zu vermeiden.“

Über die schon früher beanstandeten Strohdächer im Schwarzwald wußte er zu melden: „Als ein Fortschritt zum Besseren ist immerhin die schon erwähnte Tatsache zu bezeichnen, daß in den Waldgemeinden mit jedem Jahre eine weitere Anzahl von Strohdächern verschwindet und namentlich durch Falzziegelbedachungen ersetzt wird.“

Über seine Besprechungen mit der Stadtverwaltung Waldshut wegen des Kornhauses berichtete er: „Die Einrichtung des zu größeren Versammlungen, Tanzbelustigungen, Concerten und dergleichen benützten, mit einem feuersicheren Treppenbau nicht versehenen Kornhaussaales in Waldshut hat zu Verhandlungen mit der Gemeindebehörde Anlaß gegeben.“

Die Feststellung des bezirksärztlichen Jahresberichts, daß im Jahre 1886 von 743 Gestorbenen sich 311 und im Jahre 1887 von 727 Gestorbenen sich 247 nicht in ärztlicher Behandlung befunden hätten, erschien Heil kaum glaublich. Da von verschiedener Seite strengere Maßnahmen gegen „renitente“ Personen der Landbevölkerung gefordert wurden, meinte Oberamtman Heil hierzu: „Die den Bauern angeborene Pfiffigkeit und Härte, die doch eher ein Glück als ein Übel sind und deren schlimmste Wirkungen noch jeweils haben mit Erfolg bekämpft werden können, werden auch andere Gesetze noch nicht so bald aus der Welt schaffen.“

Bereits am 29. März 1884 – noch zur Amtszeit Bensingers – hatte Bezirksarzt Hug den Gedanken angeregt, im Amtsbezirk Waldshut Heilbäder und Luftkurorte einzurichten.⁷⁴) Er schrieb damals in seinem bezirksärztlichen Jahresbericht: „Wenn unser Amtsbezirk trotz mancher Vorzüge bisher doch nur schwache Anziehungspunkte zu besitzen scheint, um fremde Gäste zwecks Festigung oder Wiederer-

langung ihrer Gesundheit anzulocken, so haben doch die Gelegenheiten und Kurmittel, welche derselbe durch zweckentsprechende Benützung von Höhenlagen in Verbindung mit den Schönheiten einer herrlichen Natur und mit dem Genuß reiner Luft einerseits, andererseits durch komfortable, eventuell mit Badeeinrichtungen ausgestattete Gasthäuser darbietet, in letzteren Jahren mitunter auch Fremde zu längerem Aufenthalte in Orte zu führen begonnen, die bisher von derartigen Gästen unberührt geblieben sind. Als solche Orte nenne ich Hochsal, Waldkirch und Gurtweil. Obwohl erst nur bescheidene Anfänge, berechtigen sie vielleicht doch zu der Hoffnung, daß mit dem Bekanntwerden in weiteren Kreisen derartige Gelegenheiten uns noch weitere Gäste zuführen werden.“

Um diese Idee nun zu verwirklichen, gab im Jahre 1886 ein in Waldshut gegründetes Kurkomitee unter Leitung von Hug und seines Stellvertreters Dr. Bartholomäus See einen gedruckten Prospekt, betitelt „Klimatischer Kurort Waldshut“ heraus. Diese Bestrebungen fanden auch die volle Unterstützung von Oberamtmann Karl Heil. Heil war bereits 5 Monate als Ministerialrat in Karlsruhe, da stellte Bezirksarzt Friedrich Robert Behrle, der am 12. April 1888 die Nachfolge von Hug angetreten hatte, in seinem am 14. Mai erstatteten Jahresbericht fest: „Es ist in den letzten Jahren wiederholt der Versuch gemacht worden, aus Waldshut einen klimatischen Kurort zu machen, und es wirkt in der Tat auf Rekonvaleszenz, Nervosität, auch gewisse Formen von Herzleiden die Höhenlage, die reine Luft, der Wälderreichtum, die angenehmen Spaziergänge in verschiedenen Steigungen sehr wohlthätig ein. Insbesondere konnte ich eine Steigerung des Appetits wiederholt feststellen. Aber trotz Bildung eines Kurkomitees und Reklame war der Zufluß von Fremden im Sommer spärlich bzw. ihr Aufenthalt nur vorübergehend.“⁷⁵⁾

Im gleichen Bericht führte Behrle in bezug auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung in den Jahren 1888 und 1889 an: „Das massen-

hafte Auftreten der Blattern in Italien im Jahre 1888 brachte unserem Bezirke im Frühjahr 1889 die größte Gefahr der Einschleppung dieser Seuche; denn nicht nur passieren tausende italienische Arbeiter auf der Rückkehr nach dem in ihrer infizierten Heimat zugebrachten Winter 1888/89 das eine Eingangspforte nach Deutschland bildende Waldshut, um sich nach allen Richtungen insbesondere aber nach dem benachbarten Bahnbaugelände Weizen-Immendingen (am 20. Mai 1890 eröffnet) zu ergießen, sondern ein großer Kanalbau in Albbuck (über 120 Arbeiter), der Bau einer Straße von Oberalpen nach dem Albtal (ca. 30) und einer solchen bei Gurtweil (ca. 15), sowie ein ständiger, aber in jener Zeit ungewöhnlich gesteigerter Steinbruchbetrieb in Tiefenstein (ca. 40–50) sowie ein durch den Bahnbau Weizen-Immendingen ins Leben gerufener großer Steinbruch- und Steinhauerbetrieb bei Eberfingen (ca. 70) und bei Untereggingen (ca. 10) zog zirka 300 italienische Arbeiter zu längerem Aufenthalt im Bezirk selbst an.“

Durch Erlaß des Staatsministeriums vom 26. Dezember 1889 Nr. 551 wurde Karl Heil als Ministerialrat in das Innenministerium nach Karlsruhe berufen. Dort nahm er am 5. Januar 1890 seinen Dienst auf, bei dem ihm die verschiedensten Aufgaben anvertraut wurden; so als Mitglied des Landesversicherungsamtes, Referent für Maß- und Gewichtswesen und schließlich als Staatskommissär der badischen Anstalt für Invaliditäts- und Altersversicherung. Im Juni 1898 vermählte er sich mit Elisabeth Jolly, der Tochter des verstorbenen Staatsministers Dr. Julius Jolly.

Am 18. September 1898 wurde er Landeskommissär für die Kreise Karlsruhe und Baden-Baden. In dieser Funktion amtierte er auch als Vorstand der Kommission, die die Verhandlungen über die Gebietsenteignung zugunsten der Eisenbahnbauten durchführen mußte. Mit seiner Beförderung zum Ministerialdirektor beim Innenministerium war er zugleich Vorsitzender des Landesversicherungsamtes und Mitglied des Kompetenzgerichtshofs. Nach langer

Krankheit starb Karl Heil im 58. Lebensjahr am 23. Februar 1906 in Karlsruhe. Seine Frau segnete kurz vor ihrem 73. Geburtstag am 25. Februar 1937 in Göppingen das Zeitliche.⁷⁶⁾

Robert Benckiser 1890–1896

Auch Robert Benckiser, der nächste Waldshuter Oberamtmann entstammte einer badischen Beamtenfamilie. Sein Vater, Edwin Benckiser, war bei der Geburt seines Sohnes Robert am 1. August 1845 Hofgerichtsassessor in Rastatt und später als Oberhofgerichtsrat in Bruchsal und in Mannheim tätig.⁷⁷⁾ Robert Benckiser, übrigens ein Mannheimer Klassenkamerad Richard Bensingers, mit dem er 1863 zusammen das Abiturzeugnis ausgehändigt bekam, oblag seinen juristischen Studien an den einheimischen Universitäten Heidelberg und Freiburg. Die vorgeschriebenen Prüfungen verliehen ihm am 28. Februar 1868 die Eigenschaft eines Rechtspraktikanten und am 10. Mai 1870 diejenige eines Referendärs. Seine anfängliche Betätigung, vorwiegend in Mannheim, erfuhr insofern eine von der üblichen Gepflogenheit abweichende Maßnahme, als er am 6. September 1870 bei der provisorischen Regierung im Elsaß in Hagenau Verwendung fand und bis zum Jahresbeginn 1871 vorwiegend in Schlettstadt tätig war.

Ins heimatliche Mannheim zurückgekehrt, sandte man Benckiser zunächst als Dienstverweser nach Eppingen und Müllheim bis er am 15. November 1871 beim Bezirksamt Mannheim als Amtmann eingestuft wurde. Als Amtsvorstand kam er am 30. Mai 1874 nach Adelsheim und am 10. Juni 1876 nach Triberg. Robert Benckiser, der anscheinend kein Kind von Traurigkeit war, erhielt im Herbst 1877 die übliche Visitationsinspektion durch den Konstanzer Landeskommissär Haas. Der entsprechende Bericht desselben fiel für den Geprüften zwar allgemein günstig aus, doch konnte Haas die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die frühere Gepflogenheit Benckisers, von auswärtigen

Geschäften spät heimzukehren, inzwischen abgelegt worden sei. Auf diesen günstigen Bericht hin, erhielt Benckiser am 8. Mai 1878 den Charakter eines Oberamtmannes.

Doch der lebenslustige Junggeselle erregte wieder das Mißfallen seiner Vorgesetzten als er im September 1880 vom Triberger Bürgermeister Buisson „wegen Trunkenheit und nächtlicher Ruhestörung“ zur Anzeige gebracht wurde. Das veranlaßte die Regierung am 12. Oktober 1880 Benckiser als zweiten Beamten dem Bezirksamt Tauberbischofsheim beizugeben. Gleichsam mehr entschuldigend berichtete deshalb Landeskommissär Haas am 22. Dezember 1880 der Regierung, daß sich Benckiser als unverheirateter Mann in seiner Freizeit mehr im Wirtshaus aufhalten müsse. Jedenfalls waren nicht alle Triberger Bürger der Meinung ihres Bürgermeisters, denn der dortige Vorschußverein übersandte zu Weihnachten 1880 dem Strafvorsetzten ein Album mit verschiedenen Ansichten von Triberg und Umgebung nach Tauberbischofsheim. Trotzdem erteilte ihm die Regierung einen Verweis, gegen den er dann allerdings vergeblich Einspruch erhob.

Schließlich erkannte man, daß das disziplinarische Vorgehen doch zu streng gewesen sei und versetzte deshalb Benckiser am 30. Juni 1882 als Amtsvorstand nach Buchen und am 8. November 1884 nach Wolfach. Da unterdessen Robert Benckiser sich im Oktober 1886 mit Mathilde Sachs, Tochter des verstorbenen Oberstleutnants Karl Sachs von Karlsruhe verheiratet hatte, fielen die früher an dem Junggesellen geäußerten Bedenken ohnedies weg. So berief man ihn am 3. März 1890 als Oberamtmann nach Waldshut, wo er Ende März 1890 seine Amtsgeschäfte begann.

Benckisers erster Waldshuter Jahresbericht faßte die Jahre 1889 bis 1892 in einer Übersicht zusammen.⁷⁸⁾ Es seien hier die Punkte seiner Ausführungen herausgenommen, die von allgemeinem Interesse sein dürften. „Im Jahre 1889 wurde der Bezirk wiederholt von verschiedenen Zigeunerbanden betreten, welche fast ausschließlich infolge einer anscheinend all-

gemein veranstalteten Razzia aus der Schweiz, besonders aus dem Kanton Zürich, uns zuge- schubt wurden. Sämtliche Banden hat man sei- nerzeit in die Schweiz zurücktransportiert und im Benehmen mit den Hauptsteuerämtern Stühlingen und Säckingen eine scharfe Bewa- chung der Grenze angeordnet. Diese Maßregel war von durchschlagendem Erfolg begleitet, denn in den folgenden Berichtsjahren blieb der Bezirk von Zigeunerbanden verschont.“

„Eine Salpeterfamilie in Rotzel hat durch fortgesetzte Abhaltung ihrer Kinder vom Schulbesuch vielfach bestraft werden müssen, bis endlich die Zwangserziehung eingeleitet und die Kinder in andere Pflege gegeben wurden.“ Dies ist einer der wenigen Fälle, in denen in je- ner Zeit in den Akten von seiten des Staates überhaupt noch von den Salpeterern die Rede war.

„Die von dem derzeitigen Amtsvorstande um- fassend gepflogenen Erhebungen haben eine ganz erkleckliche Anzahl von teils ganz unver- besserlichen Trunkenbolden zu Tage gefördert, welche hauptsächlich in den Waldgemeinden, aber auch in anderen Gemeinden des Bezirks vorhanden sind. Es befinden sich darunter Leu- te, welche jeden Verdienst sofort in Schnaps aufgehen lassen, oft tagelang in Wirtschaften sitzen und beträchtliche Summen vertrinken, während deren Familien öffentlicher Unter- stützung bedürfen.“ Bei dieser Gelegenheit fand er die Zahl der Wirtschaften zu hoch, da im Bezirk auf ungefähr 165 Einwohner eine Gast- stätte komme. Allerdings schränkte er hierbei wieder ein: „Doch sind die vielen Ortschaften in Betracht zu ziehen, die eben fast alle wenig- stens eine Wirtschaft haben wollen.“

Bei seinen Ortsbereisungen habe er feststellen können, daß es durchaus Einwohner gäbe, die in „ihren Vermögensverhältnissen vorwärts kommen“, doch in einigen Gemeinden sei lei- der das Gegenteil der Fall. So berichtete er als Beispiel: „In Altenburg hat sich nämlich infolge der Nähe der Schweizer Fabriken in Neuhausen und Schaffhausen der größere Teil der Bürger von der Landwirtschaft abgewendet und Arbeit

in jenen Fabriken angenommen, nachdem ein großer Teil ihrer Felder und Wiesen infolge leichtsinniger Verschuldung in das Eigentum der angrenzenden Schweizer übergegangen war.“

Doch nicht nur Negatives wußte Benckiser zu melden. So lesen wir: „Die in hiesiger Stadt (Waldshut) vom 5.–15. Oktober 1890 geöffnete Obstausstellung war von 200 Ausstellern aus 83 Gemeinden besichtigt und gab ein glänzen- des Bild über die Leistungsfähigkeit des Kreises auf diesem Zweige der Landwirtschaft.“

Auch die neu geregelte Gewerbeordnung gab ihm Anlaß zu einer Stellungnahme. „Die Ein- führung der Novelle zur Gewerbeordnung über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe hat im hiesigen Grenzbezirke große Beunruhigung hervorgerufen, da man von derselben eine er- hebliche Schädigung der Detailgeschäfte in den größeren Orten befürchtete. Ein besonderes Bedürfnis für eine gesetzliche Regelung lag zu- dem hier insofern nicht vor, als die offenen La- dengeschäfte in beiden Städten (Waldshut und Tiengen) schon bisher nach festen Vereinba- rungen an Sonn- und Feiertagen abends 5 Uhr geschlossen werden.“ Weiter unten fuhr er fort: „Es ist allgemeiner Wunsch, daß entweder die Arbeitszeit auf 6 Stunden erweitert, oder daß wenigstens den Geschäftsinhabern selbst ge- stattet werde, ihre Ladengeschäfte ohne Gehil- fen offen zu halten.“

Über die Realschule äußerte er sich: „Die Real- schule hatte in der Zeit von 1888 bis 1892 durch- schnittlich 120 bis 140 Schüler. Diese Schule steht unter der vortrefflichen Leitung des Pro- fessors Dr. Oster, der übrigens bei den sonsti- gen, nicht gerade hervorragenden Lehrkräften viele Mühe und Arbeit hat, sie auf dem hohen Stande zu erhalten.“

Der folgende, die Jahre 1893–1895 enthaltende Jahresbericht wurde von Benckiser etwas kür- zer gehalten.⁷⁹⁾ Es werde – so schrieb er hierin- wie in früheren Jahren die Wahrnehmung ge- macht, „daß in der Schweiz aufgegegriffene schriftenlose (d. h. ohne Ausweise zu besitzen) oder der Vagabondage verdächtige oder aus Ita-

lien über die Schweizergrenze gesetzte Personen kurzerhand zwischen Neuhausen und Jetsetten oder mittels Ausladung aus dem von Turgi kommenden Zug auf dem hiesigen Bahnhofperron über die badische Grenze gestellt wurden.“

Im Jahre 1894 entstand in Waldshut das erste Arbeitsamt durch den Gewerbeverein in Form einer Filiale der Freiburger „Zentralarbeitsnachweis-Anstalt“. Auch die Zigeuner standen wieder einmal im Gespräch. „Im April 1893 wurde eine größere, aus 4 Zigeunerfamilien bestehende Truppe von den mit Gewehren, Mistgabeln, Knitteln und dergleichen bewaffneten Einwohnern von Wasterkingen (Schweiz) aus ihrer Gemeinde mit Gewalt über die badische Grenze gejagt. Von den diesseitigen Grenzaufsichtsbeamten und der Gendarmerie wurden hierauf die fraglichen Familien, nachdem sich die letzteren über ihre deutsche Reichsangehörigkeit genügend ausgewiesen hatten, getrennt und es wurden denselben verschiedene Marschrouten angewiesen.“

Einen erfreulichen Fortschritt sah Benckiser im damaligen Bauwesen. „In der Stadt Waldshut beginnt ersichtlich eine größere Baulust unter der ansässigen Bevölkerung Platz zu greifen und zwar hauptsächlich zum Bau von Wohnzwecken dienenden Gebäuden außerhalb der Altstadt.“ Er hoffe, als Folge dieser Bautätigkeit ein Sinken des für eine Stadt von 3000 Einwohnern außergewöhnlich hohen Mietzinses. Als weitere Neuigkeit meldete er: „Die Eröffnung des Klettgauspitals in Tiengen wurde am 8. Oktober 1893 in feierlicher Weise abgehalten. Durch diese Anstalt wurde ein längst empfundenes Bedürfnis der 28 Klettgaugemeinden dahin befriedigt, ihre Kranken zu einem, die Gemeinde nicht zu sehr belastenden Verpflegungssatz in einer Krankenanstalt unterbringen zu können.“

In einigen Fällen beanstandete er ein zu strenges Vorgehen der Schweizer Behörden bei Ausweisungen. Hierzu schloß er: „Zu einer wirklichen Reklamation unsererseits eigneten sich jedoch die Fälle nicht, wenn wir nicht schärfere Maß-

nahmen seitens der Schweizer Behörde gegen in der Schweiz niedergelassene arme Deutsche heraufbeschwören wollen.“ Zum Schlusse dieses Berichts stellte er noch fest, daß der Mangel eines Güterbahnhofs in Dogern sich hinderlich bemerkbar mache.

Im September 1893 erwirkte Benckiser für die Stadt Waldshut die Aufnahme von 36 400 Mark für die Erweiterung der Wasserleitung.⁸⁰⁾ Bei dieser Gelegenheit kritisierte der Bezirksarzt Behrle die schlechte Ableitung der Abwässer in den Seltenbach, der ja im Sommer kein Wasser führe.⁸¹⁾ Auch die fehlenden Desinfektionsmöglichkeiten im Amtsbezirk erregten den Unwillen Behrles. „Der Staat muß aber bei der eigentümlichen Lage Waldshuts als Eingangspforte von der Schweiz her und als Eisenbahnknotenpunkt doch auch ein Interesse daran haben, daß bei Einschleppung von Krankheiten wie z. B. Cholera, Typhus oder Blattern eine vollkommener Desinfektion sofort möglich ist.“

Doch auch eine Anerkennung hatte Behrle hierbei übrig: „Das Bad Bruckhaus (bei Gurtweil) war in den letzten zwei Jahren stark frequentiert (besucht) und zeichnet sich durch gut eingerichtete Bäder, Gelegenheit zu herrlichen Waldspaziergängen und Ausflügen ins Schlüchtal sowie durch vorzügliche Verpflegung aus.“

Bezirkstierarzt Wilhelm Stadtler klagte in seinem Jahresbericht 1894:⁸²⁾ „Die Pferdezucht ist in jüngerer Zeit von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Ein großer Teil der Schuld tragen die Pferdezüchter selbst, indem sie ihr gutes Stutenmaterial veräußerten; insbesondere waren es Schweizer Käufer, welche für gute Pferde einen ziemlich hohen Preis bezahlten.“ Dagegen stellte er mit Freuden fest, daß die Rindviehzucht sich vor allem im Klettgau, dem oberen Rheintal und dem Wutachtal mehr und mehr entwickle. Den größten Aufschwung habe die Schweinezucht genommen; außerdem stelle er zahlreiche Bestellungen von Schweizer Ziegen fest.

Am 24. April 1894 verlieh die Regierung Robert Benckiser den Titel Geheimer Regierungsrat. Da am 15. Februar 1895 das Innenministerium Oberamtmann Benckiser und dem Amts-revidenten Heeg wegen ihres Verhaltens anläßlich des Geburtstages Kaiser Wilhelms II. (am 27. Januar) seine Mißbilligung aussprach, liegt die Vermutung nahe, daß die beiden Herren wieder einmal etwas über den Durst getrunken hatten.

Robert Benckiser wurde schließlich am 25. Juli 1896 als Verwaltungsgerichtsrat nach Karlsruhe versetzt. In dieser Funktion leitete er seit 1902 nebenbei den Vorsitz des Schiedsgerichts für die Arbeiterversicherung. Ende Mai 1905 wurde bei der ärztlichen Untersuchung festgestellt, daß Benckiser zuckerkrank sei. Aus diesem Grunde weilte er mehrfach zur Kur in der Heilanstalt Schloß Hornegg. An den Folgen dieser Krankheit starb er dann am 15. Mai 1908 in Karlsruhe.

Johann Karl Wilhelm Wild 1896–1902

Der letzte Waldshuter Amtsvorstand vor der Jahrhundertwende hieß Johann Karl Wilhelm Wild. Sein Geburtsort war Oberacker, wo er am 27. August 1858 als Sohn des Pfarrverwesers Johann Thomas Wild und dessen Ehefrau Karoline Friederike geb. Seitz ins Leben trat.⁸³⁾ Das Gymnasium Karlsruhe besuchte er zu einer Zeit als es unter der Leitung des bekannten und strengen Direktors Gustav Wendt stand. Dieser gab dem Abiturzeugnis Wilds am 26. Juli 1877 auch den Zusatz: „Aus dem Zeugnis geht hervor, daß Wild die Reife für die Universität nur notdürftig erreicht, und daher besonderen Grund hat, seinen späteren Studien erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.“ Dieser Mahnung dürfte der junge Mann Folge geleistet haben, denn sein Studium der Rechte, das er im Wintersemester 1877/78 in Freiburg begann, über Berlin und Straßburg fortsetzte und schließlich im Wintersemester 1881/82, wieder in Freiburg, vollendete, konnte er bereits im Frühjahr 1882 mit der ersten Staatsprüfung zum

Abschluß bringen. Die Befähigung zum Rechtspraktikanten wurde ihm so am 9. Juni 1882 ausgesprochen.

Die ersten beruflichen Gehversuche unternahm er beim Amtsgericht Pforzheim und dem Landgericht Karlsruhe, um dann vom 29. September 1884 bis 27. Januar 1885 die vorgeschriebenen Ausbildungsmonate bei Rechtsanwalt Hauger in Waldshut zu verbringen, womit er erstmals mit der Stadt am Hochrhein in Fühlung kam. Zwar gab er danach nochmals kurze Gastrollen beim Bezirksamt und beim Amtsgericht Pforzheim sowie beim Karlsruher Landgericht, fand aber anschließend im Sommer 1885 als Urlaubsvertreter und Dienstverweser in Ettenheim und Wiesloch Verwendung. Inzwischen hatte man ihn am 11. August 1885 wieder einmal als Amtsgehilfe nach Waldshut versetzt, doch Oberamtmann Bensing er mußte noch etliche Wochen auf seinen neuen Mitarbeiter warten, da er zuvor noch die Urlaubsvertretung des Oberamtmannes Otto Beck in Waldkirch (Breisgau), des späteren Mannheimer Oberbürgermeisters, übernehmen mußte. Da Johann Wild am 15. März 1886 zu einer 40tägigen Übung beim 5. badischen Infanterie-Regiment 113 einberufen wurde, suchte Bensing seinen bewährten Mitarbeiter von dieser Verpflichtung freistellen zu lassen, fand jedoch dabei nicht die Unterstützung des Innenministeriums.

Als Wild, nach einer dazwischenliegenden Tätigkeit im Sommer 1886 beim Bezirksamt Pforzheim, am 4. Oktober 1886 wieder nach Waldshut kam, entsandte man ihn wenige Tage später als Dienstverweser nach Sinsheim und erst am 17. November 1886 hatte Bensing ihn wieder in Waldshut zur Verfügung. Zu Jahresbeginn 1887 kam Wild zunächst als Sekretär an das Innenministerium, war zu Beginn 1888 in Emmendingen, absolvierte im Juni 1888 eine Landwehrübung und war danach nochmals in Sinsheim und beim Bezirksamt Karlsruhe tätig. Bei seiner erneuten Versetzung am 9. November 1888 als Amtmann und zweiter Beamter nach Waldshut, wo er seinen Dienst am 6. De-

zember antrat, war Johann Wild über dieses Wiedersehen mit der Stadt am Hochrhein deshalb nicht so sehr erfreut, weil dort die Regierung inzwischen Richard Bensinger durch Karl Heil ersetzt hatte. In dieser Zeitspanne seiner Waldshuter Tätigkeit vermählte er sich im Januar 1889 mit Anna Autenrieth, Tochter eines Pforzheimer Privatmannes.

Um so angenehmer empfand er es, als die Regierung ihn am 13. April 1889 nach Mannheim berief und er hier am 13. Mai 1889 wieder seinen alten Chef Richard Bensinger begrüßen konnte. Als dessen Stellvertreter mußte er dann die beiden oben erwähnten Telegramme an die Regierung absenden, die vom tragischen Tod Bensingers am 30. Juli 1891 berichteten. Noch in Mannheim wurde Wild am 24. Oktober 1891 in den Rang eines Oberamtmannes erhoben und kam schließlich am 7. April 1892 als Amtsvorstand nach Buchen.

Nach dem Abgang Benckisers von Waldshut lag der Gedanke schon nahe, Johann Wild, der ja die lokalen Verhältnisse am Hochrhein von seiner früheren Tätigkeit schon gut kannte, wieder nach Waldshut zu versetzen. So wurde am 24. August 1896 von seiten der Regierung der entsprechende Erlaß ausgestellt. Um das Wirken von Oberamtmann Wild, der etliche militärische Übungen abgeleitet hatte, nicht als Amtsvorstand unterbrochen zu sehen, erwirkte das Innenministerium am 9. Februar 1899, daß er im Mobilmachungsfall als unabkömmlich erklärt wurde.

Wild beantragte am 8. September 1899 bei der Regierung eine Geldaufnahme der Stadt Waldshut in Höhe von 270 000 Mark zur Herstellung eines städtischen Elektrizitätswerks.⁸⁴⁾ Dieser Antrag erfolgte auf Grund eines empfehlenden Gutachtens von Professor Arnold in Karlsruhe. Obwohl die Fabrikinspektion in Karlsruhe dagegen Bedenken anmeldete und bis zur Vollen- dung der projektierten Kraftwerke am Hochrhein lieber ein Gaswerk errichtet gesehen hätte, setzte Wild seine Auffassung durch und erhielt am 10. Oktober 1899 die entsprechende Genehmigung.

Da wegen der Zulassung schweizerischer Ärzte auf deutschem Gebiet noch zu Beginn der Tätigkeit von Wild eine Debatte entstanden war, meldete der Oberamtmann am 11. Juli 1898 seinen Vorgesetzten:⁸⁵⁾ „Anlangend die Zulassung schweizerischer Ärzte als Krankenkassenärzte im Inland ist zu bemerken, daß bei der räumlichen Ausdehnung des Amtsbezirks Waldshut ein völliger Ausschluß der schweizerischen Ärzte unmöglich ist.“

Acht Tage später meinte er zum gleichen Problem: „Der Kassendistrikt in Hohentengen ist ausschließlich auf den schweizerischen Arzt in Kaiserstuhl (Schweiz) angewiesen, und es besteht keine Aussicht, daß sich in Hohentengen jemals ein Arzt niederlassen wird. Die badischen Ärzte können die Praxis in den schweizerischen Grenzgemeinden ungehindert ausüben und üben sie von Waldshut, Jestetten und Griefßen aus auch tatsächlich aus. Kasseneinrichtungen bestehen in den in Betracht kommenden schweizerischen Landesteilen nicht, so daß wegen der Kassenfrage zwischen den badischen und schweizerischen Ärzten Kollisionen bisher nicht stattgefunden haben.“

Da umfangreichere Jahresberichte von Johann Wild anscheinend nicht mehr vorhanden sind, müssen wir für die Zeit um die Jahrhundertwende auf Berichte des Bezirksarztes Dr. Hermann Baer ausweichen, eines 1852 in Görwihl geborenen Mannes, der am 5. April 1898 von Säckingen nach Waldshut kam.⁸⁶⁾ In seinem ersten Bericht für die Jahre 1898 und 1899, erstattet am 29. Mai 1900, meldete er, daß nach Waldshut als klimatischem Kurort zwar in jedem Sommer Fremde kommen würden, die sich jedoch selten zu einem längeren Aufenthalt entschließen könnten. Eine Ausnahme mache im Bezirk Bad Bruckhaus, das wieder gut besucht worden sei. Er selbst habe einen Teil seiner Landpraxis, die er seit 22 Jahren im Bezirk ausübe, nach Waldshut verlegt. Augenblicklich sei er Vorsitzender der Sektion Waldshut des Kreisverbandes der Ärzte Waldshut-Lörrach.

Der zweite Bericht für die Jahre 1900 und 1901 beschäftigte sich zunächst mit dem Alkoholgenuß der Bevölkerung. „Im Genuß von geistigen Getränken muß die Bevölkerung im allgemeinen als mäßig bezeichnet werden. Die bäuerliche Bevölkerung besucht die Wirtshäuser nur an Sonn- und Feiertagen. Die Zwischenmahlzeiten bestehen meist in Brot und selbstbereitetem Heidelbeer- oder Rosinenwein oder Bier. Das Schnapstrinken ist sehr zurückgegangen. Vor allem sieht man in Wirtshäusern selten und fast niemals von jungen Leuten Schnaps trinken.“

Im Bezirk Waldshut – fuhr er fort – seien 2070 Arbeiter in gewerblichen Anlagen beschäftigt, von diesen sei der größte einheimische Betrieb die Baumwollspinnerei, Weberei und Hasplerei in Unterlauchringen mit 311 Arbeitern. In Waldshut bestehe ein Männerhilfsverein mit 26 aktiven und etwa 80 passiven Mitgliedern.

Über den Fremdenverkehr äußerte er sich: „Das einzige, nennenswerte Bad ist das Bad Bruckhaus. Es wurde in früheren Jahren besonders von Engländern besucht, die namentlich der Fischerei in der benachbarten Schlücht oblagen. Während des südafrikanischen Krieges (Burenkrieg) sind aber die Engländer fast ganz ausgeblieben. Eine ganze Anzahl hochgelegener Orte des Bezirks würden sich vermöge ihrer Lage ebenso zu Kurorten eignen, wie etwa Höchenschwand und Schluchsee usw., aber es fehlen meistens geeignete Hotels, in denen die Fremden gut und behaglich Unterkunft finden. Eine Ausnahme in dieser Beziehung macht der Ort Görwihl, und es erfreut sich derselbe seit einigen Jahren denn auch eines wachsenden Fremdenverkehrs.“

Am 30. März verfaßte Dr. Baer die Jahresberichte 1902 und 1903, die teilweise schon über die Amtszeit von Oberamtmann Wild hinausreichen. Baer bemängelte hier vor allem die fehlende Kanalisation in Waldshut. So schrieb er: „Für die Stadt Waldshut wäre dieselbe um so wünschenswerter, als die innerhalb der Tore der Stadt gelegenen Wohnungen sehr eng anein-

ander gebaut sind und nirgends Gärten oder freie Plätze sich finden. Da ferner die uralten Wohnungen zu niedrig und sehr tief gebaut sind, d. h. sie gehen von einer Straße zur andern, sind die mitten im Hause befindlichen Räume deshalb dunkel und schwer zu lüften.“ Zur damaligen Ernährung bemerkte er: „Vor dem Jahre 1870 war die Nahrung in den höher gelegenen Orten des Bezirks vorwiegend eine vegetabilische (fleischlose). Das ist jetzt wesentlich anders geworden. Die industriellen Arbeiter, welche ihre Nahrungsmittel kaufen müssen, haben Fleisch auf ihrem Tische. Aber auch die Landwirte, namentlich die, welche teilweise mit fremden Arbeitskräften ihr Gut umtreiben, müssen mindestens jeden zweiten Tag, bei strenger Arbeit im Sommer wohl täglich, Fleisch als Nahrung vorsetzen.“

Zum Obsthandel meldete er: „Noch vor zwei Jahrzehnten war aus dem Obst wenig zu erzielen. Meist mußte es gemostet und gedörrt werden. Heute gibt es Bauern z. B. in Birndorf, die 800–1000 Mark jährlich aus ihrem Obst erlösen.“

Für das Jahr 1903 stellte er im Bezirk 209 Betriebe mit 2328 Arbeitern (davon 1403 männliche und 925 weibliche) fest, von denen die Hälfte in der Seiden- und Baumwollindustrie beschäftigt seien. Dies stelle zwar nur 7% der Bevölkerung dar, allerdings müsse hinzugefügt werden, daß auf dem Hotzenwald eine größere Anzahl – namentlich von Frauen – Hausindustrie, Baumwoll- und Seidenweberei betreiben würden.

Oberamtmann Johann Wild wurde am 17. März 1902 als Ministerialrat zum Innenministerium versetzt, bei dem er u. a. auch als Mitglied des Verwaltungsrats der Generalbrandkasse amtierte. Die neue Funktion konnte er allerdings nur wenige Monate ausüben, denn schon am 16. März 1903 wurde er in Heidelberg im Alter von 45 Jahren durch ein heimtückisches Krebsleiden vom unerbittlichen Tod ereilt. Seine Witwe starb übrigens nach vollendetem 80. Lebensjahr am 16. Dezember 1939 in Karlsruhe.⁸⁷⁾

Ergänzend sei noch hinzugefügt, daß noch bis Ende des Ersten Weltkrieges und vor Einführung des Titels Landrat in Waldshut als Amtsvorstände tätig waren: Franz Keim, geboren am 15. Februar 1855 in Neudenu, von 1902 bis 1909; Dr. Otto Seidenadel, geboren am 14. Juni 1866 in Berghausen, von 1909 bis 1912; und schließlich Dr. Hermann Cornelius Korn, geboren am 26. Februar 1867 in Pforzheim, von 1912 bis 1921.

Oberrevisor Richard Stocker, Hegausänger und Scheffelfreund

Bekannter, jedenfalls populärer als die erwähnten Amtsvorstände war in der Zeit um die Jahrhundertwende der Hegausänger und Scheffelfreund Richard Stocker, der rund 23 Jahre – zuletzt als Oberrevisor – beim Bezirksamt Waldshut tätig war und 1908 unter Verleihung des Titels Rechnungsrat in den Ruhestand trat.

Richard Stocker wurde am 4. Dezember 1832 als Sohn des Hauptlehrers Johann Baptist Stocker in Wahlwies (Amt Stockach) geboren.⁸⁸⁾ Der sangesbegabte Junge kam nach dem Besuch der Volksschule und zweijährigem privaten Lateinunterricht bei einem Geistlichen 1850 als Dekopist (Schreibgehilfe) an das Bezirksamt Meersburg. In gleicher Eigenschaft war er 1851 bis 1852 beim Bezirksamt Blumenfeld tätig, ehe er dann im Jahre 1853/54 als Kanzleihilfe beim Amtsrevisorat Bonndorf mit dem amtlichen Rechnungswesen erstmals in nähere Föhlung kam. Hier in Bonndorf betätigte er sich anschließend bis zum Jahre 1859 als sogenannter Rechnungssteller beim Amt. Von da versetzte man ihn im April 1860 als Kanzleihilfe an das Amtsrevisorat Waldkirch (Breisgau). Nach der Beförderung zum Revidenten war er vom Oktober 1864 beim Amt Schönau, vom Oktober 1866 beim Amt Mosbach und vom April 1870 beim Amt Engen tätig. Noch als Revident kam er am 25. Oktober 1885 nach Waldshut, wurde dort aber am 24. September 1886 zum Revisor ernannt.



Der Hegausänger und Scheffelfreund Richard Stocker
Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe

Am 31. Mai 1891 stellte ihm Oberamtmann Benckiser ein sehr gutes Zeugnis aus, das dann auch die Unwiderruflichkeit seiner staatlichen Anstellung bewirkte. Rechnungsrat Muser bemerkte in seinem Prüfungsbericht vom 27. Oktober 1892 über Stocker: „Der Revisor (Stocker) ist ein fleißiger und geschäftsgewandter Revisionsbeamter. Derselbe möchte in Waldshut, woselbst er eine verheiratete Tochter hat, bleiben.“ Seine Frau Karoline geb. Müller, die er 1861 geheiratet hatte, war anscheinend gemütsleidend und starb im Jahre 1894. In diesem Jahr bekam Stocker das Ritterkreuz zweiter Klasse vom Zähringer Löwen verliehen.

Um den inzwischen im 67. Lebensjahr stehenden bewährten Beamten etwas zu entlasten, schlug Muser, inzwischen Oberrechnungsrat, am 28. Oktober 1899 vor, die Prüfung der Stadtrechnung von Waldshut dem jüngeren zweiten Revisionsbeamten zu übertragen. Richard Stocker wurde in Anrechnung seiner

Verdienste am 11. April 1902 zum Oberrevisor befördert. Da Stocker, trotz seiner 70 Lebensjahre, noch im Dienste bleiben wollte, gab Oberrechnungsrat Muser am 12. September 1902 folgende Stellungnahme ab: „Da beim Bezirksamt Waldshut 3 Revisionsbeamte verwendet sind, somit eine gewisse Auswahl hinsichtlich der von Oberrevisor Stocker zu erledigenden Geschäfte getroffen werden kann, so könnte seinem Wunsche, noch ferner in seiner jetzigen Dienststelle belassen zu werden, wohl stattgegeben werden.“

Mit zunehmendem Alter fiel es allerdings Stocker immer schwerer, sich mit den neuen Gesetzen und Verordnungen vertraut zu machen. Trotzdem erklärte er nach einem Prüfungsbericht des Rechnungsrats Kohler vom 31. August 1905 diesem „ein paar Jährchen möchte er noch gerne mitmachen.“ Mit Rücksicht auf die finanziell bedrängte Lage seiner kinderreichen Tochter ließ man den verdienten Beamten vorerst noch weiter im Amt.

Angesichts des inzwischen erlangten 76. Lebensjahres schlug am 1. Februar 1908 der Konstanzer Landeskommissär auf Anraten von Oberamtmann Keim vor, Stocker nach Inkrafttreten des neuen Gehaltstarifs in den Ruhestand zu versetzen. Als der neue Gehaltstarif am 15. August 1908 erlassen wurde, stellte Stocker selbst den Antrag, ihn auf 1. November 1908 zu pensionieren. Zugleich teilte er am 5. September 1908 der Regierung mit, daß er von einer beabsichtigten Wiedervermählung Abstand genommen habe.

Die Regierung willfahrte seinem Wunsche und verlieh ihm anlässlich der Pensionierung den Titel eines Rechnungsrats. Zu dem ihm 1894 zuerkannten Orden bekam er am 13. November 1912 noch das Eichenlaub. Während des Ersten Weltkrieges versah Stocker seit Dezember 1915 nochmals einen dreimonatigen Aushilfsdienst beim Amtsrevisorat Waldshut. Kurz vor Beendigung des Krieges starb dann Richard Stocker in Waldshut am 13. Oktober 1918 im gesegneten Alter von 86 Jahren.

Stocker, der über eine gefällige Tenorstimme verfügte, hatte schon bei seinem Vater Musik- und Gesangunterricht erhalten.⁸⁹⁾ Mit der „Laute am grünen Band“ zog er als junger Mann singend durch Baden, Württemberg, Hohenzollern, die Schweiz und Österreich. Während seiner beruflichen Tätigkeit in Mosbach machte ihn dort der Wiener Opernsänger Vincent mit Liedern Franz Schuberts vertraut. Stocker trat als Sänger nicht nur bei Hochzeiten und Kindstaufen in Aktion, sondern wirkte gelegentlich auch in Konzerten – so auch einmal in der Residenzstadt Karlsruhe – und bei Gottesdiensten mit.

Als in Engen 1871 beim Abbruch der dortigen alten Martinskirche zahlreiche Silbermünzen aus dem 13. Jahrhundert gefunden wurden, kam Stocker, der nebenbei als Konservator der Kunstdenkmäler des Bezirks Engen und Pfleger der Badischen Historischen Kommission tätig war, mit dem Dichter Scheffel in Berührung. Aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich eine gewisse Freundschaft. Scheffel widmete daher Stocker 1882 in der Jubiläumsausgabe des „Gaudeamus“ ein zehnstrophiges Gedicht zum 50. Geburtstag des derart Geehrten.

Richard Stocker versuchte sich nebenbei in der Komposition Scheffelscher Texte, die er später zusammen mit Schubertliedern dem einsam gewordenen Dichter auf der Mettnau zum Vortrag brachte. Scheffel stellte auch Stocker die Verbindung zum Verlag Schauenburg in Lahr her, die es nach dem Tode des Dichters dem Rechnungsbeamten ermöglichten, 1892 seine Kompositionen unter dem Titel „Erinnerungsklänge aus der Mettnau“ herauszubringen. Der Anlaß dieser Veröffentlichung war für Stocker sein 50jähriges Sängerbildium am 4. September 1892. Als Obmann und Präsident des Scheffelbundes wahrte Stocker das Andenken an den verstorbenen und mit ihm befreundeten Dichter. Aus diesem Grunde ließ es sich auch Scheffels Sohn Viktor nicht nehmen, Stocker zum 80. Geburtstag am 4. Dezember 1912 in einem freundlichen Schreiben zu gratulieren. Die Verdienste Stockers um Lied und Gesang seiner

Zeit brachten ihm in der Allgemeinheit das Attribut eines „Hegausängers“ ein. Wenn es auch auf Grund der manchmal nur bruchstückhaften Unterlagen im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe noch nicht möglich war, ein einigermaßen einheitliches Bild der geschichtlichen Vorgänge im Waldshut des 19. Jahrhunderts darzubieten, so besteht doch die Hoffnung, daß bei einer späteren, dringend gebotenen Ordnung der Bestände des Waldshuter Stadtarchivs die vorhandenen Lücken geschlossen werden können. Sollte dieser Aufsatz vielleicht hierzu den entsprechenden Anlaß bieten, so hätte er seinen Zweck voll erfüllt.

Anmerkungen:

Die aufgeführten Zahlen beziehen sich durchweg auf die Aktenbestände des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

¹⁾ Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2. Bd. 2. Aufl. (Heidelberg 1905) Sp. 949

²⁾ Günther Haselier, Geschichte des Hotzenwalds (Lahr 1973) S. 37

³⁾ 187/13

⁴⁾ Günther Haselier, Die Streitigkeiten der Hauensteiner mit ihren Obrigkeiten (Karlsruhe 1940) S. 6

⁵⁾ Edmund von Becke-Klüchtzner, Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden (Baden-Baden 1886) S. 425

⁶⁾ 227/47

⁷⁾ 79/1601

⁸⁾ 187/9

⁹⁾ 385 (1914/63) 104

¹⁰⁾ Julius Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch (Heidelberg 1905) Bd. 2, S. 458

¹¹⁾ Engelbert Strobel, Die vorübergehende Besitznahme von Elzach und Umgebung durch Württemberg im Jahre 1806: in Bad. Heimat 55. Jg. (1975) S. 89–95

¹²⁾ 187/46

¹³⁾ 76/3581

¹⁴⁾ 187/5

¹⁵⁾ 76/3229

¹⁶⁾ Günther Haselier, Geschichte des Hotzenwalds a. a. O. S. 78 ff.

¹⁷⁾ Karl von Wechmar, Handbuch für Baden und seine Diener (Heidelberg 1846) S. III

¹⁸⁾ 313/381

¹⁹⁾ 76/2324; 76/2325; 76/2326; Friedrich von Weech, Badische Biographien 4. Bd. (1891) S. 133–135. Wilhelm Oswald, Mathias Föhrenbach: in Bad. Heimat 49. Jg. (1969) S. 162–164

²⁰⁾ 76/6846; 187/5

²¹⁾ 385 (1914/63) 104

²²⁾ 313/345

²³⁾ 313/408

²⁴⁾ 236/5075

²⁵⁾ Jakob Ebner, Die Geschichte der Salpeterer des 19. Jahrhunderts (beide im Selbstverlag) 1952

²⁶⁾ 187/57; 187/58

²⁷⁾ 76/6786–6787

²⁸⁾ 76/6689

²⁹⁾ 76/2589

³⁰⁾ 76/5414–15

³¹⁾ 76/7448

³²⁾ Heinrich Hansjakob, Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südlichen Schwarzwald 3. Aufl. (Freiburg 1896) S. 95–99

³³⁾ 236/4845

³⁴⁾ 76/1696–97

³⁵⁾ 76/6689

³⁶⁾ 236/4845

³⁷⁾ 76/2197

³⁸⁾ 76/6424

³⁹⁾ Heinrich Roys, Verzeichnis aller aktiven Hof-, Kirchen-, Militär- und Staatsdiener und Rechtsanwälte (Karlsruhe 1864) S. 16

⁴⁰⁾ 236/4845

⁴¹⁾ Josef Ruch, Geschichte der Stadt Waldshut (Waldshut 1966) S. 388

⁴²⁾ 234/7986

⁴³⁾ 76/3959–61

⁴⁴⁾ 385/(1924/56) 1–6

⁴⁵⁾ 76/6947

⁴⁶⁾ 236/4845

⁴⁷⁾ 236/10413

⁴⁸⁾ 76/62621

⁴⁹⁾ 236/10413

⁵⁰⁾ 385/(1914/63) 78

⁵¹⁾ 385/(1914/63) 85a

⁵²⁾ 76/7680

⁵³⁾ 236/14192

⁵⁴⁾ 385/(1924/56) 2

⁵⁵⁾ Max Föhrenbach, Aus vergangener Zeit. Erinnerungsblätter (Heidelberg 1911) S. 107 ff.

⁵⁶⁾ 385/(1914/63) 85a

⁵⁷⁾ 76/194; 76/9237; 76/10503

⁵⁸⁾ 236/17180

⁵⁹⁾ 236/14192

⁶⁰⁾ 56/234

⁶¹⁾ 385/(1914/63) 85a, Engelbert Strobel, Karl Schnetzler: in Bad. Heimat 45. Jg. (1965) S. 128–131

⁶²⁾ 76/9619–20

⁶³⁾ 236/9574–75

- 64) 385/(1924/56) 3
65) 76/9271-72
66) 236/9574
67) 236/10417
68) 236/10546
69) 76/9709
70) 236/9085
71) 76/9402-03; 236/9085
72) 76/9420-22
73) 236/10574
74) 236/15958
75) 236/15929
76) 466/8628
77) 76/9269-70; 76/10557
78) 236/10611

- 79) 236/10612
80) 236/18676
81) 236/15929
82) 236/16953
83) 76/9729-31
84) 236/14192
85) 236/15959
86) 236/15960
87) 466/19338
88) 236/18841-43
89) Wilhelm Engelbert Oeftering, *Der Hegausänger: in Pyramide* (Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts) 1918, Nr. 42
Ernst Schmidt, *Hegausänger Richard Stocker: in Pyramide* 1925, Nr. 1

Gottesdienst

*Gar kurz ist unsre Erdenreise,
Ich sage jedem, der mich frägt:
Ein jeder ehr' auf seine Weise
Den Gott, den er im Herzen trägt.*

Gaston Mayer

Kunstgeschichtliche Bemerkungen zu Waldshut und Tiengen

Judith und Hans Jakob Wörner, Freiburg

Waldshut

Anlässlich der Jahresversammlung des Landesvereins Badische Heimat 1977 in Waldshut mag es gestattet sein, einige Bemerkungen über das reiche kunstgeschichtliche Erbe der nun zu einer Gemeinde zusammengeschlossenen Städte Waldshut und Tiengen zu machen.

Der Waldshuter Raum ist altes Kulturland, was durch steinzeitliche Funde und besonders durch den 1891 am heutigen Römerplatz ausgegrabenen Grundriß einer stattlichen römischen Villa belegt wird.

J. Isele vermutet an der Stelle des heutigen Greiffenegg-Schloßchens einen fränkischen Königshof; der noch heute erkennbare ringförmige Graben zeigt jedenfalls eine besondere Bedeutung und ein hohes Alter der Anlage an. In der älteren Literatur wurde Waldshut immer als eine zwischen 1242 und 1249 erfolgte reine Habsburger Gründung angesehen. Neuerdings ist diese sich auf eine Nachricht der „Königsfelder Chronik“ stützende Ansicht allerdings in Zweifel gezogen worden: J. Isele ist der Ansicht, daß die Gründung Waldshuts zwar durch die Habsburger, jedoch im Auftrag der Staufer und wohl früher als 1249 erfolgt sei.

1259 jedenfalls wird Waldshut erstmals zweifelsfrei urkundlich erwähnt. Die bedeutende Dreistraßenanlage ist eine planmäßige Gründung durch das Herrscherhaus mit vorwiegend militärischer Bestimmung. Schon in den 70er Jahren des 13. Jahrhunderts wurde der Mauergrütel erweitert und erreichte somit bereits jenen Umfang, den er bis an die Schwelle der neuesten Zeit beibehielt, so wie er in dem bekanntesten Modell von J. Bieser anschaulich dargestellt ist.

Was ist nun aus jener bedeutungsvollen Gründungszeit Waldshuts heute noch erhalten bzw. sichtbar? Es ist die Grundanlage der mittelalterlichen Altstadt, wie sie in ihren wesentlichen Baufluchten, im Grundriß der drei parallelen Straßen mit ihren Querverbindungen und insbesondere durch die Befestigungswerke markiert wird. Wenn auch heute kein einziges Haus aus der Gründungsperiode der Stadt mehr erhalten ist, so hat sich doch in diesen Generallinien die Stadtgestalt als Ganzes bewahrt: jene Stadtgestalt, die zu den bedeutendsten Städtebildern Südwestdeutschlands gehört.

Die neu gegründete Stadt muß rasch aufgeblüht sein, wie der 1333 mit einer ganzen Reihe von Städten, darunter Säckingen, Schaffhausen und dem damals noch nicht eidgenössischen Zürich abgeschlossene Landfriede zeigt.

Die bauliche Entwicklung Waldshuts muß noch im 14. Jahrhundert stürmisch gewesen sein, da wir schon in dieser Zeit Bestimmungen über das Bauen in Waldshut finden. Es existiert aus dem 14. Jahrhundert eine Ordnung, wonach ein baufälliges, nicht ausgebessertes Haus der Stadt anheimfällt. Auch waren die Hauseigentümer gehalten, an den Fassaden der Häuser Bilder und Hauszeichen anzubringen: eine Tradition, die sich bis in die neuere Zeit fortgesetzt hat. Von den zwei Stadtpfarrkirchen, die Waldshut im 13. Jahrhundert besaß, ist nur noch die eine (und zwar weitgehend durch einen Neubau des frühen 19. Jahrhunderts ersetzt) erhalten.

1402 erhielt die Stadt das Privileg, ein Kaufhaus zu bauen, von dem leider keine Spuren mehr erhalten sind. Die Bürgerschaft selbst gründete 1411 ein städtisches Spital, hierin ist die Grundanlage des heute noch erhaltenen „Alten Spi-



Waldshut, Oberes Tor

tal“ in der Rheinstraße zu sehen: nach einem Umbau des mittleren 16. Jahrhunderts eines der stattlichsten spätgotischen Häuser der Altstadt, das noch in Stichen des mittleren 19. Jahrhunderts turmartig die Südwestecke der Altstadt überragt. 1633 wird dieses Spital bezeichnet als „schöne wohlerbawene, große Behausung vornen gegen den Rheinhaldegassen gelegen, hinten auf den Zwinghof an den

Stadtgraben stoßend.“ – Im 15. Jahrhundert erfreute sich die Stadt eines ausgesprochenen Wohlstandes.

Der Waldshuter Krieg mit der fünfwöchigen Belagerung durch 16 000 Eidgenossen und der schließliche, durch den Kaiser herbeigeführte Vergleich in der „Waldshuter Richtung“ ist der bekannteste Abschnitt aus der Waldshuter Ge-

schichte. Für einen kurzen Augenblick hat Waldshut Weltgeschichte gemacht. Der Waldshuter Krieg war bekanntlich der Auftakt zu den Burgunderkriegen, in welchen die tapferen Eidgenossen eines der mächtigsten und wohlhabendsten Reiche des damaligen Europa, das Burgunderreich, zerstörten.

Die schwere Belagerung hatte der baulichen Substanz der Stadt, in erster Linie den Befestigungsanlagen, aber auch dem Kirchturm der oberen Pfarrkirche und einer Reihe von Bürgerhäusern erheblichen Schaden zugefügt. Die Behebung dieser Schäden, d. h. die Wiederaufbauarbeiten nach dem Waldshuter Krieg von 1468 sind denn auch die ersten heute in bedeutendem Umfang noch feststellbaren baulichen Maßnahmen. Bis zum Waldshuter Krieg dürfte die Mehrheit der Bürgerhäuser Waldshuts (mit Ausnahme weniger repräsentativer Bauten wie Kirchen, Rathaus und vielleicht einiger weniger Adelspalais) aus Holz bestanden haben. Erst im 15. und größtenteils noch im 16. Jahrhundert wurden die hölzernen Bürgerhäuser nach und nach durch steinerne ersetzt. – Wie die Chroniken des Waldshuter Krieges berichten, wurden im Verlauf der Belagerung das (nicht mehr erhaltene) äußere Waldtor und das Untere Tor niedergeschossen, das Obere Tor beschädigt sowie die Stadtmauern schwer getroffen. Die heutige Gestalt der beiden erhaltenen Stadttore (abgesehen von kleineren Zutaten des 17./18. Jahrhunderts) sowie des Hexenturmes, des einzigen erhaltenen Rundturmes der Stadtbefestigung, geht im wesentlichen auf den Wiederaufbau nach dem Waldshuter Krieg zurück. Eine wichtige Zäsur in der Baugeschichte Waldshuts war das Jahr 1495, als bei der schwersten Brandkatastrophe in der Geschichte der Stadt 182 Häuser niederbrannten. Zum Wiederaufbau waren solch große Summen notwendig, daß die Stadt in Basel und Schaffhausen Geld leihen mußte, auch der Kaiser half. Aus jener Wiederaufbauphase stammt in ihrer Grundanlage die Mehrheit der heute bestehenden Häuser in der Altstadt. Sicherlich erlitten auch die nach dem Waldshuter Krieg eben erst

wiederhergestellten Befestigungswerke sowie die Kirche nicht unbeträchtliche Schäden.

Wenn auch die Ereignisse um den Bauernkrieg und den Wiedertäufer-Geistlichen Balthasar Hubmaier Unruhe und durch den Bildersturm die Vernichtung der vorreformatorischen religiösen Kunstwerke in der Stadt Waldshut brachten, so erlebte die Stadt doch im weiteren 16. und frühen 17. Jahrhundert bis zum Dreißeißjährigen Krieg eine ihrer glanzvollsten Epochen: jetzt erhielten die bedeutendsten Bürgerhäuser ihre endgültige Form und zwar nicht nur in der Kaiserstraße („Metzig“ 1588, „Wilder Mann“ um 1600, sog. Alte Volksschule = Haus der Beck von Willmendingen um 1600), sondern auch in den Nebenstraßen (z. B. „Meerfräulein“ 1588).

Der Dreißeißjährige Krieg mit seinen Verwüstungen leitete eine Phase des Niedergangs ein. Doch wurde 1650 das Kapuzinerkloster gegründet, dessen bauliche Gestalt sich andeutungsweise noch in den Gebäuden des heutigen Krankenhauses erkennen läßt.

1683 beginnt mit dem Bau der Gottesackerkapelle als einer Stiftung des Adam Tröndlin ein neuer Abschnitt in der Baugeschichte der Stadt.

Der kleine, aber qualitätvolle Bau verfügt über eine für die Zeit reiche Ausstattung von drei Altären mit Gemälden von den Villingern Malern J. A. und J. G. G. Glyckher; an der Stelle des Hochaltars steht – der Funktion des Kapellenbaus als Familiengrablege entsprechend – eine Nachbildung des Heiligen Grabes in Jerusalem (so wie es der Zeit etwa durch byzantinische Elfenbeinreliefs bekannt war) mit Prophetenfiguren von der Hand des Villingener Bildhauers Johann Schupp.

1706 entstanden die heute auf der Seltenbachbrücke (über dem östlichen, durch eine natürliche Schlucht gebildeten Stadtgraben) stehenden barocken Sandsteinfiguren, von denen die Hl. Rochus und Sebastian ehemalige Brunnenfiguren aus der Kaiserstraße darstellen: möglicherweise ebenfalls von der Hand eines Bildhauers Schupp.



Rathaus Waldshut

1715 entstand um ein vielverehrtes Stationenkreuz die auf dem Aarberg gelegene Kalvarienbergkapelle als Stiftung der Waldshuter Patrizierfamilie Straubhar. Der Bau wird ausgezeichnet durch seine hervorragende Ausstattung, insbesondere durch die beiden Seitenaltäre mit Gemälden des Konstanzer Barockmalers Jakob Karl Stauder und des wohl von der Hand des gleichen Meisters stammenden hinter dem Hochaltar al fresco gemalten großen Baldachins (neuerdings restauriert).

1726 erlitt die Stadt einen erneuten schweren Schlag, den zweitschwersten Stadtbrand in ihrer Geschichte: Innerhalb einer Stunde verbrannten 45 Häuser, darunter Rathaus, Kaufhaus und die vornehmsten Häuser. Sowohl der Kaiser als auch zahlreiche schweizerische Städte halfen finanziell aus dem schlimmsten.

Dem Wiederaufbau nach dieser Brandkatastrophe verdankt das Stadtbild seine wesentlichen barocken Akzente, z. B. das 1770 (nach Plänen Johann Caspar Bagnatos?) erbaute Rathaus, die „Alte Post“, das von Rollsche Palais (heute

Café Rössler). Auch die Fassadenordnung manch eines Waldshuter Hauses geht in die Zeit jenes Wiederaufbaus zurück.

Durch die Ereignisse des Reichsdeputationshauptschlusses und der Säkularisation (1803–1806) kam Waldshut, nachdem es jahrhundertlang zu Vorderösterreich gehört hatte, zum neu gegründeten Großherzogtum Baden. 1804–08, also mitten während der Zeit dieses Umbruchs, entstand in Waldshut die katholische Pfarrkirche St. Marien als ein typischer Bau des Frühklassizismus durch den st. blasianischen Architekten Sebastian Fritschi in gewisser Abhängigkeit von Kirchenbauten Pierre Michel d'Ixnards, des Architekten der bedeutenden Klosterkirche in St. Blasien (vor allem St. Jakob in Hechingen). Die qualitätvolle Ausstattung aus Alabastermarmor (der zum Teil aus Abbrüchen in der St. Blasier Klosterkirche während der Säkularisationsereignisse stammt) schuf Johann Friedrich Vollmar aus Riedlingen, ein bedeutender Altarbauer und Bildhauer des Frühklassizismus (Vollmar stand in Verbindung mit Johann Georg Dirr und Johann Georg Wieland den Künstlern der ebenfalls frühklassizistischen Ausstattung der Klosterkirche Salem). Von ihrem gotischen Vorgängerbau hat die katholische Waldshuter Stadtpfarrkirche noch die Umfassungsmauern des Chores mit den (nur noch in der Außenansicht) spitzbogigen Fenstern bewahrt.

Eine abschließende Phase in der Baugeschichte der Waldshuter Altstadt ist die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, d. h. im weiteren Sinne die Biedermeierzeit, in ihr erhielt die Mehrheit der Bürgerhäuser in der Altstadt ihr heutiges Gesicht.

Hiermit hatte das Stadtbild der Waldshuter Altstadt seine heutige Vollendung erreicht. Die folgende Zeit trug leider zu seinem teilweisen Wiederabbau bei, indem in den Jahren um 1850 große Teile der nördlichen Stadtmauer sowie 1852 das äußere Waldtor abgebrochen wurden. 1882 verschwand das innere Waldtor. 1864 wurde der Tschudihof abgebrochen. 1869 verschwanden bedauerlicherweise die drei barok-

ken Brunnen aus der Kaiserstraße. 1910 drohte der Abbruch des Oberen Tores; eine Stimme Mehrheit im Stadtrat war für seine Rettung ausschlaggebend. 1916 erlitt das Untere Tor durch einen Brand im südlichen Nachbarhaus schwere Schäden, es wurde in der Folge restauriert.

Erhalten blieben über alle Fährnisse hinweg die auf das 13. Jahrhundert zurückgehende Dreistraßenanlage, die in ihrer Grundanlage in eben diese Zeit zurückreichenden, in ihrer heutigen Erscheinungsform jedoch wesentlich durch den Wiederaufbau nach dem Waldshuter Krieg von 1468 geprägten beiden Tore und eine Fülle bedeutender Bürgerhäuser, die vom „Königsfelder Hof“ 1569 über die bereits genannten „Metzig“, „Meerfräulein“, „Wilder Mann“ und „Alte Post“ bis zu den zahlreichen Umgestaltungen der Biedermeierzeit (vor allem um 1830/40) reichen.

Auch das weitere 19. Jahrhundert hat zur Stadtbaugeschichte von Waldshut seinen Beitrag geleistet, wenn auch naturgemäß weniger in der Altstadt (Haus zum Falken 1895 von Theodor Wagner, Hansjakob-Schule 1907 nach Plänen von Stadtbaumeister Gustav Köpfler ausgeführt von Theodor Wagner) als vielmehr in weiten Neustadtquartieren wie der Friedrichstraße, der Moltkestraße oder dem Ziegelfeld, die sowohl in ihrer städtebaulichen Anlage als auch im Einzelbau von beachtlicher Qualität und in den letzteren beiden Fällen sogar von einem einzigen Architekten, Theodor Wagner, dem führenden Architekten der Gründerzeit in Waldshut, entworfen sind. Auf das 1862 nach Plänen des badischen Oberbaudirektors Heinrich Hübsch erbaute alte Amtsgerichtsgebäude, auf das 1906 von Gustav Knöpfler als Nachbildung des deutschen Pavillons auf der Weltausstellung Paris 1900 errichtete „Bilgerbräu“, das ehemals „Löwenbräu“ hieß, und mit dem 1900 von dem Karlsruher Architekten Hermann Walder 1900 als Brauerei errichteten und 1933 zum Wohnhaus umgebauten, sogenannten Löwenbau in Verbindung stand sowie auf das ebenfalls 1900 erbaute „Waldschloß“, in beherrschender Lage westlich der Altstadt über

dem Ochsenbuckel gelegen und mit seiner durch Türme und Erker aufgegliederten Bau-masse einen eindrucklichen Akzent setzend, sei eigens hingewiesen.

Nach diesem (notgedrungen) kurzen und allgemein gehaltenen Überblick über die Baugeschichte der Waldshuter Altstadt seien nun noch einige baugeschichtliche Bemerkungen über die Stadt Tiengen angeschlossen.

Tiengen

Tiengen hat eine reiche Geschichte. Der südöstlich der Stadt stehende „lange Stein“ wird als jungsteinzeitliches Monument angesehen.

Schon 858 wird Tiengen erstmals urkundlich erwähnt, im Cartular des Klosters Rheinau und im Zusammenhang mit einer Güterschenkung an dieses Kloster; die Tatsache, daß die Haupt-

Königsfelder Hof, Waldshut



person dieser Schenkung ein Priester ist, legt die Annahme nahe, daß in Tiengen bereits im Jahre 858 eine Kirche bestanden habe. Reste von dieser Kirche ließen sich bisher nicht nachweisen. Tiengen dürfte sich im 11. Jahrhundert im Besitz des Klosters St. Blasien befunden haben, wenn sich dies auch, wie Hans Brandeck darlegt, nicht eindeutig belegen läßt. 1080 gelangte Tiengen in den Besitz der Herren von Krenkingen. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts jedenfalls muß Tiengen bereits Stadt gewesen sein, da 1112 vom „oppidum“ Tiengen die Rede ist. Nach Auffassung H. Brandecks wurde Tiengen zwischen 1097 und 1112 Stadt. 1262 gelangte Tiengen unter die Landeshoheit des Bistums Konstanz, dieses gab Tiengen den Herren von Krenkingen nunmehr zu Lehen (bis 1413). 1482 kam Tiengen an die Grafen von Sulz, diese waren seit 1408 Landgrafen im Klettgau und machten Tiengen zu ihrer Residenz, hierdurch wurde es zum Verwaltungsmittelpunkt, zur Hauptstadt des Klettgaus.

Während des jüngeren Schwabenkrieges 1499 wurde Tiengen von den (durch den vorderösterreichischen Adel herausgeforderten) Eidgenossen eingenommen, wobei die Stadt gänzlich abbrannte. Ein solches gänzlichliches Abbrennen ist nur dadurch erklärlich, daß die Bürgerhäuser Tiengens vor 1499 – ebenso wie in Waldshut – mit wenigen Ausnahmen aus Holz bestanden. Nach dem großen Brand von 1499 erfolgte – doch wohl im Auftrag der Grafen von Sulz – ein planmäßiger Wiederaufbau; dieser erstreckte sich zunächst auf die Befestigungswerke, von denen heute neben dem über beachtliche Strecken hin noch erkennbaren Verlauf der Stadtmauer nur noch der runde Storchenturm, der südwestliche Eckturm der Stadtanlage (überhöht durch eine um 1900 aufgebrachte romantisierende Bekrönung), erhalten und zum Wahrzeichen Tiengens geworden ist. Die Tore und übrigen Befestigungswerke kamen leider im Laufe des 19. Jahrhunderts abhanden.

Um so bedeutender ist der erhaltene Bestand an stattlichen Bürgerhäusern der Spätgotik, zu denen das 1503 erbaute bemalte Haus am Ende der

Zubergasse ebenso gehört wie das Haus mit den gotischen Reihenfenstern in der Priestergasse oder die bereits mit Renaissancedetails geschmückten Häuser wie das Haus mit dem Polygonalerker oder das Haus mit dem Marienerker, beide in der Hauptstraße. Bemerkenswert ist, daß das in Schaffhausen und Stein am Rhein so reich vertretene Motiv des polygonalen oder rechteckigen Erkers wohl in Tiengen, nicht aber in Waldshut vorkommt. Ob sich hierin vielleicht eine im Gegensatz zum vorderösterreichischen Waldshut stärker konstanzi-sche Orientierung Tiengens erkennen läßt?

Das Tiengener Rathaus geht in der Grundanlage seiner heutigen Bausubstanz ins 16. Jahrhundert zurück, 1827 erhielt es (wohl durch Paul Fritschi, den Sohn des Erbauers der Waldshuter katholischen Stadtpfarrkirche, Sebastian Fritschi) seine qualitätvolle klassizistische Fassade. Ein hervorragendes Dokument für die Gestalt der Stadt Tiengen um 1650 ist der bekannte Stich von J. H. Meyer aus Winterthur: darauf sind die Staffelgiebel über manchen Bürgerhäusern ebenso zu erkennen wie das schlanke Türmchen über dem Rathaus und der Spitzhelm über dem Storchenturm.

Erhöht über der Altstadt und diese zusammen mit der Kirche als dominante Baugruppe bekrönend, erhebt sich das mehrteilige, jeweils von Staffelgiebeln bekrönte Schloß.

Nach Auffassung von H. Brandeck gehen die Anfänge des Tiengener Schlosses bereits ins 11. Jahrhundert zurück (vielleicht auf Lutoldus und Volchwinus von Krenkingen). 1262 übergab wie gesagt Freiherr Heinrich von Krenkingen seine Herrschaft (Stadt und Schloß) in Tiengen an das Hochstift Konstanz (Bischof Eberhard II. von Waldburg) und nahm sie von diesem wieder zu Lehen. Tiengen unterstand von diesem Zeitpunkt an der Landeshoheit des Bischofs von Konstanz: auch dies ein möglicher Anlaß zur Errichtung eines Amtsschlosses (für den Typus der konstanzi-schen Landschlösser vgl. das – kürzlich restaurierte – Schloß zu Klingnau). – 1413 verzichtete Johann von



Tiengen, Storchenturm

Krenkingen auf das Tiengener Lehen, das somit an das Hochstift Konstanz heimfiel.

Schon 1155 wird in Tiengen ein Dinghof genannt, worin ein Vorläufer der späteren Schloßanlage gesehen werden kann. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts bestand in Tiengen nachweislich ein Schloß, da es als zu dieser Zeit an Basel verpfändet bezeichnet wird. 1413 findet sich erstmals die Bezeichnung „Schloß“. Ein wesentliches Datum in der Geschichte Tiengens ist ferner das Jahr 1482, in diesem verpfändete Bischof Otto IV. von Konstanz „Schloß und Stadt Tiengen“ mit aller Zubehör an die Grafen Alwig und Rudolf von Sulz. Ob die neuen Herren sofortige Veränderungen oder Erweiterungsbauten an dieser Anlage vornahmen, ist nicht sicher. Jedenfalls muß das Schloß in seiner damaligen Form beim großen Stadtbrand von 1499 erhebliche Schäden erlitten haben. Die

Grafen von Sulz, hier Rudolf III., nahmen diese Zerstörung zum Anlaß für die schrittweise Errichtung einer neuen Schloßanlage. 1575–1619 schließlich wurde diese – insbesondere durch den südlichen, langgestreckten Winkelbau – auf ihre heutige Form mit Innenhof und Torbogen gebracht. Wie H. Voellmer richtig vermutet, dürfte in dem ebenfalls mit Staffelgiebeln ausgezeichneten Einzelbau in der Nordwestecke der Schloßanlage, dem sogenannten „Alten Schloß“ der älteste Teil der heute bestehenden Anlage zu sehen sein. Aber auch dieser Teil dürfte in der Mehrheit seiner Bausubstanz nicht vor das 16. Jahrhundert zurückgehen. Das Neue oder Große Schloß (der südliche Winkelbau) entstand 1575 bis 1619 durch einen unbekannt Baumeister. Das Tiengener Schloß ist die größte Schloßanlage des frühen 17. Jahrhunderts im Kreis Waldshut. Die großartige



Tiengen, bemaltes Haus vor 1503

neue Schloßanlage erfreute ihre Besitzer kaum eine Generation: gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, vermutlich 1641, brannte sie durch die Kriegereignisse aus, wurde jedoch in ihrer früheren Gestalt wiederhergestellt.

1687 ging Tiengen und die Landgrafschaft Klettgau durch Heirat an die Fürsten von Schwarzenberg über, deren Hauptbesitzungen in Böhmen lagen und die hauptsächlich in Wien residierten. Diese neuen Besitzer des Tiengener Schlosses gestalteten eine Reihe von repräsentativen Räumen vor allem im Großen Schloß um 1730 im Stil der Zeit um, vermutlich war Adam Franz (†1732) der Auftraggeber. Diese Räume sind ausgestattet mit Spiegelgewölben über hohen Vouten und feinem Ranken-Stuck von der Hand eines bisher unbekanntes Stukkators, sicherlich Wessobrunner Herkunft. (Diese

Räume wurden 1976 durch das Staatliche Hochbauamt Konstanz (Oberbaurat Mall, Architekt Hodapp) sowie Stukkateur Siller restauriert und dienen nunmehr dem Finanzamt. Das im Stadtbild so beherrschende Äußere wird demnächst in seiner originalen Farbigkeit restauriert und die im 18. Jahrhundert um die Schloßanlage bestehende barocke Gartenanlage wiederhergestellt werden.

Das weitere Schicksal des Schlosses war im späteren 18. Jahrhundert durch eine gewisse Vernachlässigung (wohl wegen der häufigen Abwesenheit des Landesherrn) gekennzeichnet. 1777 konnte Kaiser Joseph II. anlässlich seiner Bereisung der Vorlande (nach welchem Anlaß die Kaiserstraße in Waldshut ihren Namen erhielt) nicht wie beabsichtigt im Tiengener Schloß übernachten, da dort hinter den Bildern Vögel nisteten. Er nahm im „Adler“, dem damaligen Posthaus in Oberlauchtingen Quartier.

Die 1753-1755 durch Peter Thumb erbaute katholische Pfarrkirche St. Marien in Tiengen ist das bedeutendste kirchliche Bauwerk des Spätbarock im Kreis Waldshut: vom Erbauer der Kirchen in Ebersmünster (Elsaß), St. Peter, Birnau errichtet, erhielt der dreijochige Wandpfeilersaal im Mitteljoch eine rotundenartige seitliche Ausbuchtung, damit ein Motiv verfolgend, das bereits in Birnau angedeutet ist und sich in St. Gallen ins Monumentale steigert. Den eher sparsamen Stuck in später Rocaille schuf vermutlich Johann Georg Gigl aus Wessobrunn. Die Deckenfresken (in den drei großen Fresken in den Gewölbejochen von Ost nach West = Verklärung Christi auf dem Berg Tabor, im Mittelfresko Maria mit der Hl. Dreifaltigkeit, im westlichen Fresko weitere Patrone Tiengens, die Hl. Agathe und Sebastian). Der heutige Hochaltar entstand erst 1936 nach Entwurf von Hermann Kramer in Offenburg, ausgeführt von Gebrüder Metzger in Überlingen in Anlehnung an den Hochaltar in der ebenfalls von Peter Thumb errichteten katholischen Pfarrkirche in Hilzingen. Seit 1975 wird dieser erstrangige Bau einer gründlichen Restaurierung unterzogen durch das Erzbischöfliche

Bauamt Konstanz (Baudirektor Hans Büchner, Architekt Franz Lickteig) und Restaurator Peter Kneer († 1977) unter Mitwirkung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg. Die im Zuge der Renovierungsarbeiten durch das Landesdenkmalamt vorgenommenen archäologische Grabung, deren Publikation nicht vorgegriffen werden soll, hat die Existenz von mindestens drei Vorgängerbauten an dieser Stelle nachgewiesen. – 1571 wurde die ältere Kirche durch Graf Alwig von Sulz mindestens einem größeren Umbau unterzogen, von diesem Bau ist noch heute der Turm in fast seiner ganzen ursprünglichen Höhe erhalten (vgl. die spitzbogigen Klangarkaden unter dem von Peter Thumb aufgesetzten Oktogon); im ehemaligen Altarraum dieser Chor turmanlage besteht noch das aus eben dieser Zeit stammende spätgotische Sakramentshaus. Der Grundriß des zu dieser Anlage von 1571 gehörigen Schiffs fand sich deutlich unter dem Kirchenboden. 1641 brannte wie gesagt das benachbarte Schloß aus, dabei dürfte das Kirchen gebäude kaum unversehrt geblieben sein; es scheint, daß deutliche Brandspuren damit in Zusammenhang stehen. Da im 15. Jahrhundert mehrfach Spenden für einen Kirchenbau genannt werden, dürfte zu dieser Zeit mindestens ein größerer Umbau erfolgt sein. Bei der genannten kriegsbedingten Einäscherung der Stadt 1499 soll die Kirche kaum Schaden erlitten haben. Ein auch kirchengeschichtlich wesentliches Datum war das Jahr 1262, d. h. das Jahr des Übergangs Tiengens an das Hochstift Konstanz. Man kann annehmen, daß in der Folge dieses Ereignisses auch auf dem Gebiete des Kirchenbaus etwas geschah. 1146 predigte der Hl. Bernhard von Clairvaux nachweislich in der Tiengener Kirche den Kreuzzug, ein Kirchen gebäude muß also vorhanden gewesen sein. Versucht man, die Funde mit den genannten Nachrichten in Einklang zu bringen, so könnte man in den drei Vorgängerkirchen die Kirchen von 1571, aus dem 16. Jahrhundert und aus der Zeit nach 1262 – und zusätzlich vielleicht sogar noch Spuren aus der Zeit vor 1146 sehen. – Bei

den Restaurierungsarbeiten wurden so dann im Bereich der ehemaligen Chor turmanlage zwei verschiedene Ausmalungen gefunden, gemalte Architekturgliederungen und wenige, dekorative Teile (etwa Wolken) umfassende Ausmalung von 1681 und eine kunstgeschichtlich besonders interessante manieristische Ausmalung, für welche aufgrund von Wappen die Zeit um 1619 feststeht: Rollwerk und figürliche Teile bilden eine ehemals dicht geschlossene, völlige Ausmalung, die vor allem im jetzigen ersten Obergeschoß in größeren Partien erhalten ist und sichtbar bleiben soll.

Auch der Profanbau des 17. und 18. Jahrhunderts hat in Tiengen stattliche Beispiele hervorgebracht, als solche seien hier das ehemalige Pfarrhaus in der Zubergasse genannt, das in seiner heutigen Form aus dem frühen 17. Jahrhundert stammt sowie die sog. Neue Rentei in der Turmgasse mit (wenn auch mehrfach erneuerten) Fassadenmalereien aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Das 19. Jahrhundert hat auch in Tiengen in der Altstadt erhebliche Umgestaltungen vorgenommen, auch hier erhielten in der Biedermeierzeit ein großer Teil der Bürgerhäuser neue Fassaden; viele Innenräume wurden im Stil der Zeit (mit halbhohem, hell getrichenem, einfachem Getäfer sowie mit hell gestrichenen, durch Profilleisten gegliederten Holzdecken) ausgestattet. – Auch in Tiengen legte das spätere 19. Jahrhundert umfangreiche neue Quartiere an, vor allem das Gebiet zwischen Bahnhof und Hebel-Schule, in dem auch die 1905/06 nach Plänen von Baurat Burckhardt von der evangelischen Kirchenbauinspektion in Karlsruhe erbaute evangelische Kirche steht.

Literatur (Auswahl)

- Birkenmayer, A und Baumhauer, A.: Geschichte der Stadt Waldshut. 2. Aufl. Waldshut 1929
Brandeck, H.: Geschichte der Stadt Tiengen. Tiengen, 1936
Isele, J. und Wörner, H. J.: Katholische Pfarrkirche St. Marien in Waldshut. (Erscheint demnächst)

Kraus, F. X.: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Kreis Waldshut. Freiburg 1892
Krüger, H.: Baugeschichte der Katholischen Pfarrkirche von Tiengen. (Diss. Berlin 1944). Tiengen 1947
Ruch J.: Geschichte der Stadt Waldshut. Waldshut 1966

Voellmer, H.: Tiengen. Bild einer alten Stadt. Tiengen 1958
Wörner, J. und H. J.: Kunstdenkmäler im Kreis Waldshut. In: Der Kreis Waldshut. Hrsg. von N. Nothelfer. Stuttgart/Aalen 1975

Verklärung

*Und plötzlich wächst der Glanz weit in den Raum
und hält den Atem an. Das Licht durchdringt
das Gras, die Weide und den Apfelbaum,
und fern im hohen Blau die Lerche singt.*

*Die Himmelskuppel klingt davon
wie Glas, dahinter Sterne glühn,
wie einer ungeheuren Linde Immenton,
in deren Blättern Honigdüfte blühn.*

*Ein Vogel schwebt bewegungslos im Raum
und ruht in einem Meer von Glanz und Licht,
ein blauer Engel geht durch meinen Traum,
aus lauter Sonne ist sein Angesicht.*

Otto Gillen

Die Waldshuter Glocken – Schlüssel zur Stadtgeschichte

Konrad Sutter, Waldshut

Waldshut ist nicht nur eine alte Glockengießstadt, der historische Ort besitzt auch die meisten alten Glocken, dazu die älteste signierte und datierte im Hochrheingebiet und weit darüber hinaus. Es sind nicht weniger als 15 dieser ehrwürdigen Exemplare mit einem Alter von über 100 Jahren, die ihren angestammten Platz hoch über den Dächern der einstigen vorderösterreichischen Waldstadt über alle Nöten und Wirren der Zeit hinweg zu behaupten vermochten. Wurde ihnen in neuerer Zeit auch eine einst wichtige Funktion, der Alarmruf bei Feuerausbruch, Unwetter, Krieg und anderen Nöten abgenommen, so verschönern sie uns heutigen Menschen noch immer mit ihrem ehernen Klange die Festtage und rufen zum Gebet und Gottesdienst.

Wir schätzen unsere jahrhundertealten Glocken aber nicht allein wegen ihres Klangvolumens. Sie besitzen meist auch einen hohen wissenschaftlichen, geschichtlichen und künstlerischen Wert.

Dabei geben sie in ihren Formen, dem Zierschmuck, den Inschriften vielfältige Aufschlüsse, die weit in die Vergangenheit zurückreichen. Diese können auf kultischen Gewohnheiten unserer Vorfahren und auf Vorgängen im Zeitgeschehen fußen, aber auch für die Geschichte einer Stadt wertvolle Hinweise durch Angaben von Stiftern, oft mit Wappenabbildungen u. a. enthalten. Die Glocken legen aber auch vom Kunstempfinden der Entstehungszeit sowie vom handwerklichen Können ihrer Schöpfer Zeugnis ab.

Desweiteren hat jede Glocke ihre eigene Geschichte. Sie dürfte bei der ältesten aus dem Jahre 1351 besonders mannigfaltig sein.¹⁾ Doch ist nur wenig darüber erhalten.

Glücklicherweise verlor die Stadt Waldshut im ersten Weltkrieg keine, im zweiten nur eine ihrer alten Glocken. Gerechterweise muß man festhalten, daß bei der Einziehung der Glocken in beiden Weltkriegen nicht willkürlich vorgegangen wurde, man nahm weitgehend Rücksicht auf denkmalwürdige Objekte und stellte diese von der Abgabe frei.

Das eigentliche Trauerspiel in der Glockengeschichte unseres Landes begann jeweils erst nach Kriegsende. Hatte der Staat die altherwürdigen Denkmäler unter Wahrung der gebotenen Pietät und Rücksichtnahme auf den kulturellen Wert von der großen Glockenvernichtung verschont, so setzte jetzt ein langsames, lautloses Sterben von kaum vorstellbaren Ausmaßen ein. Die Öffentlichkeit erhielt bis heute kaum Kenntnis davon.

Die Ursache ist in den meisten Fällen auf geschäftliche Interessen der Gießereien und mangelndes Verständnis der örtlich maßgebenden kirchlichen und weltlichen Stellen zurückzuführen. So vermochten die Vertreter der Gießereien ihnen einzureden, daß es unmöglich sei, die neuen Ersatzglocken dem Klange einer oder zweier noch vorhandener anzupassen, um ein vollkommen neues Geläute gießen und verkaufen zu können. Das verlockende Angebot, die alten Glocken zu vergüten, verleitete dann meist dazu, wertvollste Glocken mit bis ins 15. Jahrhundert zurückgehendem Alter gegen Erstattung eines geringen Materialwertes in den Schmelzofen wandern zu lassen. Lobend sind jedoch einzelne Orte hervorzuheben, in welchen man den Denkmalwert über den Materialgewinn setzte und die alte Glocke für jeden sichtbar auf einem öffentlichen Platz aufstellte. Wir vermögen keine genauen Zahlen anzugeben.



Glocke der Stadtpfarrkirche aus dem Jahre 1351, von Meister Johann aus Schaffhausen gegossen.

Aufnahme: K. Sutter

ben, soweit es sich aber im Landkreis Waldshut überblicken läßt, sind leider die Hälfte aller zurückgestellten Glocken auf diese Art vernichtet worden. Dabei ist auch die Vernichtung einer Glocke aus dem Jahr 1637 in einer Gemeinde mit wundervollem Schmuck und den Wappen des Klosters St. Blasien und des damaligen Abtes zu beklagen, die 1958 eingeschmolzen wurde.

Vor den Franzosen in die Schweiz geflüchtet

Die 15 alten Glocken in Waldshut versehen heute ihren Dienst an sechs verschiedenen Orten. Fünf befinden sich in der Stadtpfarrkirche, zwei in der alten Gottesackerkapelle, zwei in der Krankenhauskapelle, eine in der Kalvarienbergkapelle, drei im Basler Stadttor, eine im

Schaffhauser Stadttor und eine auf dem Rathaustürmchen. Einst hatte auch das „Städtische Kaufhaus“ eine Glocke.

Den frühesten Hinweis für die Benützung von Glocken in kommunalen Diensten liefert uns die Stadtordnung von 1553. Wenn an Gerichtstagen das Glöcklein auf dem Rathaus erklang, hatten alle Bürger zur Verkündigung neuer Beschlüsse zu erscheinen. In dieser Stadtordnung war auch festgelegt, daß nur die beiden Sigristen zu „stürmen“, also in Fällen der Not die Sturmglocken zu läuten hatten. Jeder bekam dafür jährlich einen Gulden als Lohn.

Obwohl Waldshut vier Glocken aus der Zeit vor dem Bauernkrieg besitzt, wissen wir nichts über deren Schicksal vor diesem Krieg. Waldshut hat sich damals zwar auf die Seite der aufständischen Bauern geschlagen, scheint aber nachher nicht wie die Bauern mit der Abgabe der größten Glocke bestraft worden zu sein. Jedenfalls ist im Fuchsischen Vertrag nichts darüber vermerkt. Wie sich der Dreißigjährige Krieg auf den Glockenbestand in Waldshut auswirkte, ist ebenfalls unbekannt. Einzig liefern zwei noch vorhandene Glocken (in Stühlingen-Schwaningen und Grafenhausen-Buggenried) mit ihren Inschriften den Nachweis, daß schon 1624 ein gewisser Michael Meier aus Waldshut Glocken gegossen hat.²⁾

So erhalten wir erst mit der Inschrift auf der Glocke von 1689 im Basler Tor eine zuverlässige Nachricht über ihr Schicksal. Dort ist zu lesen, daß sie 1688 von den Franzosen zerschlagen und im folgenden Jahr neu gegossen wurde. Waldshut hatte aufgrund seiner geographischen Lage immer wieder unter durchziehenden Truppen zu leiden, die raubend und plündernd das Land verheerten. So auch während des Pfälzischen Erbfolgekrieges, als die Truppen Ludwigs XIV. viele Städte und Dörfer im Südwesten Deutschlands ausraubten und niederbrannten.

Die Kriegsfurie verschonte auch Waldshut nicht. Am 22. Dezember 1688 wurde die Stadt besetzt. Wie sehr die Waldshuter ihre Glocken schätzten, zeigte sich darin, daß der Magistrat

noch rechtzeitig den Vogt des auf der anderen Rheinseite gelegenen Koblenz bat, „... die hiesigen Glocken auf ihrem Kirchhof in Verwahr und Schirm stellen zu dürfen wegen dermalen vor Augen stehenden Kriegsgefahr.“ Die größeren Glocken wurden dann dorthin in Sicherheit gebracht³).

Dank der Fürsprache der Mönche des Waldshuter Kapuzinerklosters, das zusammen mit der Stadt nicht nur verbrannt, sondern „auch in den Mauern zerstört“ werden sollte, entging die Stadt dem Schlimmsten. Die durch vorangegangene Kriege schon sehr verarmte Bürgerschaft mußte jedoch unverhältnismäßig hohe Kriegskontributionen entrichten. Dennoch raubten die Kriegshorden die ganzen Lebensmittelvorräte und zertrümmerten an den Häusern Türen und Fenster derart, daß in jenem Winter nur noch wenige Bewohner in Waldshut bleiben konnten. Bei dieser Plünderung zerschlugen die Franzosen auch alle zurückgebliebenen Glocken⁴).

Nun hatten die Waldshuter ihre größeren Glocken zwar vor dem Zugriff der Franzosen gerettet, konnten sie aber nach Kriegsende nicht wieder zurückholen; man hatte sie der Stadt Baden/Aargau verpfänden müssen, um das Geld für die Forderungen der Franzosen geborgt zu bekommen. Wegen weiterer Notzeiten und des großen Stadtbrandes von 1726 konnte sich Waldshut finanziell lange nicht erholen und auch die verpfändeten Glocken nicht auslösen. Selbst im Jahre 1748, als man sie endlich wieder zurückholen konnte, mußte die Stadtverwaltung hierzu 2000 fl. bei dem hiesigen wohlhabenden Bürger und Salzkontrahent Ignaz Tröndlin von Greifenegg leihen⁵).

Die Glocken der Pfarrkirche Liebfrauen

1. Die größte, die Zwölf-Uhr-Glocke, mißt 146 × 116 cm, wiegt 1920 kg und stammt aus dem Jahre 1523⁶). Die zwischen Kordelstegen verlaufende Schulterinschrift in Antiquamajuskeln lautet:

LAVDO DEVM VERVM ꝑ PLEBEM
VOCO ꝑ CONGREGO CLERVM ꝑ
DEFVNCTOS PLORO ꝑ FESTA DE-
CORO ꝑ PESTEM DEMONESQVE
FVGO ꝑ 1523

(Ich lobe den wahren Gott, das Volk rufe ich, ich versammle die Geistlichkeit, die Verstorbenen beweine ich, die Feste ziere ich, Pest und böse Geister vertreibe ich). Unter der Schrift verläuft ein feiner Dreipaßfries. Die Flanke zieren drei gotische Reliefbilder: ein Kreuzifixus, St. Nikolaus als Bischof mit drei Kugeln auf einem Buch und Johannes der Täufer in Fell gekleidet mit dem Lamm auf dem Buch.

Dem Spruch auf dieser Glocke, dem wir in der folgenden Zeit noch auf einigen anderen Glocken begegnen, könnte im Hinblick auf die kirchlichen Verhältnisse in Waldshut zur Zeit des Glockengusses im Jahre 1523 eine besondere Bedeutung zukommen. Die Glocke wurde für die heute nicht mehr bestehende Pfarrkirche St. Johann gegossen. Dort hatte der dem alten Glauben treu gebliebene Dekan Konrad Armbruster die Pfarrstelle inne. Zur gleichen Zeit versah in der anderen, der heutigen Liebfrauen-Stadtpfarrkirche Dr. Balthasar Hubmaier die

Inschrift auf der Glocke von 1351 mit Abkürzungszeichen über dem oberen Wulstring und kleinen Rosetten zur Worttrennung. Aufnahme: K. Sutter



Pfarrstelle. Hubmaier, 1528 in Wien wegen seiner Wiedertäuferlehre durch den Feuer-tod hingerichtet, hatte bereits im Sinne der Reformation zu lehren begonnen. Zwischen beiden Pfarrherren war es daher zum Zerwürfnis gekommen⁷⁾. Es stellt sich daher die Frage, ob Dekan Armbruster die Worte, „ich lobe den wahren Gott, das Volk rufe ich, ich versamble die Geistlichkeit“, als Mahnruf an seinen Amtsbruder auf die Glocke schreiben ließ.

2. Die zweitgrößte, einst Elf-Uhr-Glocke genannt, mißt 115 × 90 cm, wiegt 930 kg und ist als älteste mit 1351 datiert. Ihre stark abgekürzte, zwischen zwei Schnurwulsten verlaufende Schulterinschrift berichtet:

ANNO DN⁻I. M^o CC^oC L^o
P'MO F'IA SEXTA PXI⁻A P'
GALLI FVSA E⁻ HEC CA⁻PA-
NA A MAGR⁻RO IOH⁻E DE
SCAFVSA OSANNA

Auflösung: Anno domini MCCCCL primo feria sexta proxima post Galli fusa est haec campana a magistro Johanne de Scafusa. Osanna

(Im Jahre des Herrn 1351, am ersten Freitag nach Gallustag, ist diese Glocke von Meister Johann von Schaffhausen gegossen worden. Hosanna)

Außer einem die Flanke nach unten abgrenzenden Wulstring ist weiterer Schmuck nicht vorhanden.

3. Die drittgrößte ist die Beatrixglocke und mißt 91 × 74 cm bei einem Gewicht von 450 kg. Sie stammt aus dem Jahre 1523 und weist den gleichen Schmuck auf wie die größte Glocke, jedoch ohne Bilder. Während bei der größten Glocke ein Signum fehlt, hat sich auf dieser der Meister Nikolaus Oberacker aus Konstanz verewigt. Es dürfte kaum ein Zweifel daran bestehen, daß beide Glocken Werke des gleichen Gießers sind. Inschrift:

BEATRIX f HAIS f ICH f NIKLAVS f
OBERACKER f ZV f COSTENZ f GOSS
f MICH f 1523

4. Die vierte Glocke sagt nicht viel über sich selber aus, sie ist weder signiert noch datiert. Nach ihrem Aussehen müßte sie im 15. Jahrhundert gegossen worden sein. Ihre Maße betragen 80 × 68 cm bei einem Gewicht von 319 kg. Aber auch im Schmuck gibt sich diese Glocke bescheiden. Außer mehreren Stegen zielt sie nur die Schulterinschrift:

O · REX · GLORIE · XPE · VENI ·
CVM · PACE · AMEN · AVE · MA-
RIA · GR⁻A ·

(O König der Herrlichkeit, Christus, komm mit [deinem] Frieden. Amen. Gegrüßet seist du Maria [voll der] Gnade).

5. Die fünfte Glocke mißt 60 × 50 cm und wiegt 150 kg. Es handelt sich bei dieser Glocke um einen Umguß aus dem Jahre 1925. Der ursprüngliche Guß war im Jahre 1712 erfolgt. Wir wundern uns darüber, daß man sich damals schon bemühte, das alte Aussehen zu erhalten und der Glocke den barocken Schmuck wiederzugeben. Die zwischen zwei schönen Friesbändern liegende Schulterinschrift lautet:
IOHANN IAKOB GRIESHABER IN
WALDSHUET GOSS MICH ANNO
1712.

Die Flanke ist mit zwei Reliefs geschmückt: der Muttergottes und Johannes des Täufers. Auf dem Schlag lautet die Inschrift:

GEGOSSEN VON BENJAMIN GRUE-
NINGER SOEHNE VILLINGEN 1925.

6. Die sechste und kleinste Glocke mißt immerhin noch 39 × 34 cm und wiegt 50 kg. Schweißnähte lassen erkennen, daß sie einmal repariert wurde, auch sonst weist sie einige Deformierungen auf. Sie hat vier Kronenbügel mit vorgelegtem Kordelfries. Verschiedene Stege beleben ihr Aussehen, und die Schulter umgibt eine zweireihige Inschrift, die lautet:

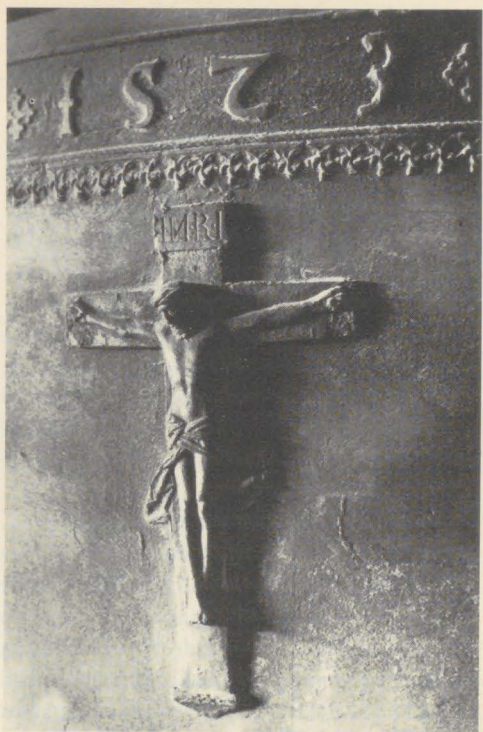
DEO T(RINO) O(PTIMO) M(AXIMO)
HAEC CAMPANVLA PRO AGONIZ-
ANTIBVS A DN-O FRANCISCO CA-
SAL EQVITVM MAGISTRO ET EIVS
CONIVGE DN-A M. JACOB E KLAU-
SERIN FVNDATA ANNO MDCCV.

(Gott, dem dreieinigen, dem besten, dem größten, wurde dieses Glöcklein für die Sterbenden von Herrn Franz Casal Rittmeister und seiner Gattin, der Herrin M. Jakoba Klause rin, gestiftet im Jahre 1705).

Sicher zu recht darf man sich heute die Frage stellen, warum die Stadtpfarrkirche fünf so alte Glocken besitzt. Eigentlich sind es sechs, denn auch die sechste stammt aus dem Jahre 1712, wurde jedoch 1925 umgegossen, erfreulicherweise aber mit dem alten Dekor versehen. Sie trägt neben der neuen auch noch die alte Datierung und das Meisterzeichen des ersten Gießers Johann Jakob Grieshaber.

Es wäre nun einfach, die Ausführungen des um die Erhaltung der schutzwürdigen Glocken in Baden sehr verdienten Konservators für Kirchendenkmäler, Prälat Dr. Josef Sauer, zu übernehmen⁸⁾). Nach seinen Darstellungen sollen die vier ältesten Glocken aus dem Kloster St. Blasien stammen und nach der Klostersaufhebung zum damaligen Kirchenneubau nach Waldshut gekommen sein. Tatsächlich kamen zu jener Zeit (1808) ein Teil des Chorgestühles, zwei Seitenaltäre, der Altar aus der Fürstenkapelle und ein Teil der Ballustrade nach Waldshut, jedoch waren keine Glocken dabei⁹⁾.

Die ältesten Waldshuter Kirchenglocken können aus verschiedenen Gründen schon nicht aus der Abtei an der Alb gekommen sein. Einmal sei hierzu festgestellt, daß die vier betreffenden Glocken in der Zeit von 1351 bis 1523 gegossen wurden. In St. Blasien haben im Bauernkrieg 1525 die Aufständischen bei ihrer Klosterplünderung alle Glocken geraubt mit Ausnahme der beiden im Wendelstein, die sie nicht herunterbrachten. Es mußten darauf wieder neue gegossen werden. Die vier betreffenden Glocken mußten daher nach 1525 gegossen und datiert sein, wären sie 1808 von St. Blasien gekommen.



Kruzifixus und Datierung auf der großen Oberacker-Glocke von 1523 in der Stadtpfarrkirche.

Aufnahme: K. Sutter

Weiter ist anzuführen, daß beim Klosterbrand 1768 alle Glocken vernichtet und 1781 von Glockengießer Grüninger aus Villingen neue gegossen wurden¹⁰⁾. Somit müßten die vier Glocken die Datierung 1781 und das Meisterzeichen von Grüninger tragen, was aber für keine zutrifft.

Es wäre auch einer Überlegung wert, ob vielleicht noch Glocken aus der spätestens bis zum Dreißigjährigen Krieg existierenden Kirche von Stunzingen – einem einst zwischen Waldshut und Schmitzingen bestehenden Ort – in die Stadtpfarrkirche von Waldshut übernommen wurden. Dafür ergaben sich aber keine Anhaltspunkte. Was sich über die dortigen Glocken ermitteln ließ, ist lediglich ein Eintrag in der Stadtrechnung von 1577, nach welchem Hartmann Karg als Vertreter des Rats der Stadt

Waldshut Reisespesen für eine Fahrt nach Baden/Aargau erhielt, die er „der Glocken halb, so aus der Kirche in Stunzungen geraubt“, unternommen hatte¹¹⁾.

Die Frage nach der Herkunft der zahlreichen alten Glocken der Pfarrkirche beantworteten die Kirchenbauakten 1804–1812 der Stadtgemeinde Waldshut eindeutig¹²⁾. Die Vermutung, daß die Glocken der 1804/1805 zur Materialgewinnung abgebrochenen Johanniskirche in die damals neu erbaute Pfarrkirche übernommen wurden, läßt sich nun durch verschiedene Schriftstücke nachweisen. Schon das Reliefbild des hl. Johannes des Täufers auf der größten Glocke spricht dafür, daß jene Glocke aus der Johanniskirche stammt.

Die alte Pfarrkirche beherbergte drei Glocken. Beim Einsturz des Turmes, dem man das neue Schiff anfügen wollte, erlitt nur die größte Glocke eine Beschädigung und wurde daher an einen Glockengießer verkauft¹³⁾. Die Glocken der abgebrochenen Johanniskirche brachte man zunächst in ein der Kirche gehörendes Haus und später in den Turm des neuen Gotteshauses. Es sind von beiden Transporten Rechnungsbelege erhalten¹⁴⁾. Allerdings entbehren sie der Angaben über die Anzahl der beförderten Glocken, so daß es sich auch jetzt noch nicht angeben läßt, wieviele und welche Glocken aus der Johanniskirche stammen. Immerhin läßt sich aus den geschilderten Verhältnissen unzweifelhaft schließen, daß der heutige reiche Bestand an alten Glocken in der Stadtpfarrkirche auf das Zusammenbringen der noch vorhandenen Glocken aus den beiden bis 1804 erhaltenen Kirchen zurückzuführen ist.

Die Glocken der Gottesackerkapelle

In der Gottesackerkapelle befinden sich zwei Glocken, deren Inschriften besonders wertvolle Hinweise auf die Stadt- und Gottesackergeschichte vermitteln. Sie hängen in einem mit besonderem handwerklichem Geschick gehauenen eichenen Glockenstuhl an Jochen mit dekorativen Beschlägen. Die ältere und kleinere

der beiden Glocken hat einen Durchmesser von 68 cm bei einer Höhe von 52 cm und trägt die Jahreszahl 1575.

In jenen Jahren wurden die Friedhöfe um die beiden Stadtkirchen in einen neuen außerhalb der Stadtmauern errichteten, den heutigen alten Gottesacker, verlegt. Nirgends ist aus Urkunden zu entnehmen, ob dabei auch eine Kapelle entstand. Dennoch dürfen wir dies annehmen. Dafür bürgt diese Glocke mit der Datierung 1575. Ihr Entstehungsjahr stimmt mit der Zeit der Neuanlage des Gottesackers überein und der Beschriftung nach dürfte sie als Totenglocke gedient haben.

Die Schulter der noch weitgehend gotisch gestalteten Glocke ist mit einem feinen Palmettenkranz geschmückt. Darunter beginnt die Umschrift mit einem Zeigehändchen und lautet:

ICH EREN DIE FAST VND KLAGEN
DIE THOTEN. ANNO DOMINI 1575.

Hier fällt uns auf, daß sämtliche D die Rundung nach vorne statt nach hinten haben. Der Umschrift schließen sich vier nach unten hängende Akanthusblätter an. Die Flanke zieren sich gegenüberliegend ein Kruzifixus und eine weniger gut gelungene Muttergottes mit Kind. Das Kreuzigungsbild mißt 9 cm in der Höhe, die Muttergottes nur die Hälfte. Im Verhältnis zur Glocke erscheinen diese Bilder etwas zu klein auf der großflächigen sonst ungeschmückten Flanke.

Die größere Glocke mit 85 cm im Durchmesser und einer Höhe von 68 cm ist eine Stiftung des wohlhabenden Salzkontrahenten Adam Tröndlin aus dem Jahre 1688, der fünf Jahre zuvor die heutige sehenswerte Gottesackerkapelle erbauen ließ. Seine Glocke zeichnet ein kräftig hervortretender und gut ausgebildeter Zierschmuck aus. Den Kronenbügeln ist ein Korndelfries vorgelegt und den oberen Rand der Schulter umgibt ein reichlich abwechselndes Friesband aus Masken und Girlanden. Auf der sich anschließenden Umschrift ist zu lesen:

AD - MAIOREM - DEI - B - V - MARIAE -

OO - SS - GLORIAM - ADAM - TRÄND-
LIN - FIERI - CVRAVIT

(Zur größeren Ehre Gottes, der seligen Jung-
frau Maria und aller Heiligen ließ Adam Trönd-
lin mich machen.) Darunter verläuft ein Girlan-
denfries mit Blumen und Früchten.

Die Flanke schmücken drei Reliefbilder, den
Jesusknaben mit der Weltkugel, Mariae Him-
melfahrt und St. Michael mit Schwert und
Waage darstellend. Auf der weiteren Umschrift
am Schlag hat sich der Meister verewigt, sie lau-
tet:

DVRCH FEVHR VND FLAMEN BIN
ICH GEFLOSEN · HANS IAKOB GRIES-
HABER · HAT MICH GEGOSEN IN
WALTSHVET · ANNO · M · DC ·
LXXXVIII ·

Noch bis zum Zweiten Weltkrieg beherbergte
das Türmchen der Gottesackerkapelle eine drit-
te, sehr kleine Glocke. Sie wurde 1703 gegossen
und von Hans Adam Tröndlin von Greifeneeg,
dem Sohn des Erbauers der Kapelle, gestiftet.
Diese Glocke mußte 1941 abgegeben werden
und kam als einzige alte Glocke nach dem Krieg
nicht mehr zurück. Sie war als geringwertig ein-
gestuft¹⁵⁾, so daß der Verlust nicht so schwer
wiegt.

Die Glocken der heutigen Krankenhauska- pelle

Außerhalb der Stadtmauern, vor dem Basler
Tor, befand sich ein 1654 gegründetes Kapuzi-
nerkloster, das bis 1821 bestand, jedoch ab 1807
keine Novizen mehr aufnehmen durfte. Das
1411 gegründete Spital wurde 1859 in den Klo-
sterbau verlegt und der Chor der einstigen Klo-
sterkirche zur heutigen Spitalkapelle umgestal-
tet. Zwei der alten Klosterglocken birgt heute
noch das Türmchen der Kapelle.

Es handelt sich um eine größere Glocke mit
52 cm im Durchmesser bei einer Höhe von
40 cm aus dem Jahre 1731. Signiert ist sie nicht
und ihrem Aussehen nach auch nicht einem be-
kannten Gießer zuzuschreiben.



*Inschrift mit Friesbändern auf der Glocke von 1688 in
der Gottesackerkapelle.*

Die Schulterumschrift lautet:

SANCTE ANTONI F. F. CAPVCI-
NORVM IN WALTSHVET ORA PRO NO-
BIS

Auf der Flanke sehen wir zwei Bilder, eines
zeigt die Immaculata und das andere einen Kru-
zifixus, zu dessen Füßen zwei gekreuzte Kno-
chen mit der Jahresangabe 1731.

Die zweite Glocke mit einem Durchmesser von
41 cm und einer Höhe von 36 cm ist mit 1662
datiert und weist einige recht interessante Ein-
zelheiten im Dekor auf. Bei der zwischen Dop-
pelstegen verlaufenden Umschrift:

IESSVS MARIA VND IOSEP 1662 sind vier
Münzabdrücke zu sehen. Der Umschrift
schließen sich unten, umlaufend in gleichmäßi-
gen Abständen, verschiedene Zierstücke an.
Dazwischen befindet sich ein Kruzifixus und
die Gießermarke in Form eines Wappenschildes,
darauf eine Glocke, begleitet von zwei
Sternen und darüber die Initialen SBZ. Einmal
drei und einmal zwei Stege zieren den Untersatz
der Glocke.

Hier haben wir das Werk des Waldshuter Gie-
ßers Johann Sebastian Zimmermann vor uns¹⁶⁾.
Die Abdrücke von verschiedenen Münzen auf
Glocken, darunter auch der Basler Stab (Basler
Stäbler), ist eine Eigenart, die man nur bei
Waldshuter Gießern findet und die nur im
17. Jahrhundert praktiziert wurde¹⁷⁾.

Nur einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß diese beiden Glocken wieder an ihren alten Platz kamen. Nach der Aufhebung des Kapuzinerklosters versteigerte man sie. Als 1861 für die neu eingerichtete Krankenhauskapelle in der Glockengießerei Rosenlacher in Konstanz zwei Glocken gekauft werden sollten, fand man zufällig im dortigen Glockenlager diese beiden Exemplare wieder und brachte sie nach Waldshut an ihren ursprünglichen Platz zurück.

Die Glocken der Kalvarienbergkapelle

Die bewaldete Anhöhe ostwärts von Waldshut, gegenüber der Aaremündung, nannte man von altersher Aarberg. Auf dem der Stadt zugewendeten Teil ließ der Schultheißenamtsstatthalter und Königsfelder Schaffner Johann Christoff Straubhar im 17. Jahrhundert ein großes steinernes Kreuz und auf dem Weg dahin Kreuzwegstationen errichten. Daraus entwickelte sich eine vielbesuchte Wallfahrt. Man nannte die Anhöhe von da an Kalvarienberg und erstellte auch eine Kapelle. Während das heutige Gotteshaus 1715 eingeweiht wurde, kennt man die Bauzeit der Vorgängerkapelle nicht.

Hier hilft uns wieder die Inschrift der auf dem Kalvarienberg noch vorhandenen Glocke ein Stück weiter. Sie besagt, daß diese Glocke 1688 ebenfalls von Johann Christoff Straubhar gestiftet wurde. Die Angabe läßt nun den Schluß zu, daß spätestens 1688 schon eine Kapelle bestand oder in diesem Jahr gebaut wurde.

Zur Glocke selbst: Sie mißt 36 cm im Durchmesser und ist reich verziert. Auch ihre Schulter trägt eine zweizeilige Umschrift, die wie folgt lautet:

HER · IOHANN · CHRISTOFFEL ·
STRAVBHAR · G(e) · W(ester) · K(önigs) ·
V(elder) · S(chwarzwald) · B(aar) · S(chaffner) ·
· VND · FRAVW · FRENNA · BVRGIN ·
SEIN · E · H(lich) · F(rau) · ANNO 1688:

Auf der Flanke befindet sich die weitere Inschrift:

ET INCLINATO CAPITE EM[II]SIT SPIRITVM SVVM (Und er neigte das Haupt und gab seinen Geist auf). Unter dieser Inschrift ist wiederum zwischen zwei Salbeiblättern ein Kreuzigungsbild zu sehen. Auf der anderen Seite der Glocke ist das Allianzwappen Straubhar-Bürgin zwischen zwei Münzabdrücken eingegossen.

Die Glocken der Profanbauten

a) Basler Tor

Die drei Glocken auf jedem der beiden Stadttore dienen heute nur noch dem Uhrenschlag und sind mit Ausnahme von einer im Basler Tor nicht mit Klöppeln ausgestattet. Diese eine Torglocke war einst das Sterbeglöcklein. Es hatte noch bis in unsere Tage das Ableben eines Bürgers der Stadt zu verkünden. Mit einem Alter von fast 300 Jahren darf es sich in Gesellschaft mit zwei weiteren Glocken aus dem Jahre 1897 als Seniorin betrachten. Ihr Durchmesser beträgt 50 cm.

In Beschriftung und Ikonographie ist diese Glocke für die Stadtgeschichte sehr aufschlußreich. Über ihr Schicksal berichtet sie in einer zweizeiligen Schulterinschrift, an welche sich unten ein stark profilierter Palmettenfries anschließt:

ANNO 1688 HAT MICH DER FRANZOS
ZERSCHLAGEN VND RVINIERT.

ANNO 1689 BIN ICH AVS SELBEN
STVECKEN WIDER RENOVIIERT.

Die Glocke wurde demnach nicht mit ihren größeren Schwestern in die Schweiz in Sicherheit gebracht und zerbarst daher unter den Schlägen der feindlichen Soldaten.

Die Flanke dieser Glocke zieren drei bildliche Darstellungen. Einmal das „Waldshuter Männle“ als eines der beiden Wappensymbole der Stadt¹⁸⁾ mit dem Becher in der Rechten und einem knorrigem Stock in der Linken, beschützt unter einem großen Hut. Es soll vermutlich anzeigen, daß die Glocke für die Stadt gegossen

wurde. Dann erscheinen eine Immaculata im Strahlenkranz auf einer Mondsichel zwischen zwei Salbeiblättern und das Bild des hl. Johannes des Täufer die Patrone der beiden damaligen Stadtkirchen.

Ein Meisterzeichen trägt die Glocke allerdings nicht. Wir dürfen sie wie die unsignierte auf dem Kalvarienberg trotzdem als Schöpfungen des damals in Waldshut tätig gewesenen Hans Jakob Grieshaber betrachten. Vermutlich hat er beide Glocken deshalb nicht signiert, weil sie nicht nach auswärts kamen. Auch bei anderen Glockengießern wurde dies so gehalten. Beide Glocken tragen den gleichen Zierschmuck, den wir auch auf anderen, von Grieshaber gezeichneten, finden. Weiter spricht für Grieshaber als Gießer, daß zwischen Straubhar und ihm verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Es ist daher kaum anzunehmen, daß Straubhar die gestiftete Glocke aus einer anderen Gießerei bezog.

b) Schaffhauser Tor

Etwas mehr als 100 Jahre alt sind die drei Glocken auf dem Schaffhauser Tor. Man hat sie in dem für Deutschland bedeutsamen Jahr 1871 zum Schlagen der Uhr angeschafft. Sie messen 50 cm, 45 cm und 37 cm im Durchmesser und sind mit verschiedenen Rankenfriesen verziert, wie sie zu jener Zeit üblich waren. Auch tragen sie alle den Namen des Gießers Benjamin Muchenberger aus Blasiwald und die Jahreszahl 1871. Bei der größten jedoch entdecken wir die bemerkenswerte Inschrift mit einem Hinweis auf die Geschichte:

Gegossen im großen Jahr, als Deutschland einmal einig war, von B. Muchenberger im Blasiwald 1871.

c) Rathaus

Die Glocke auf dem Rathaustürmchen mißt 38 cm und wird heute nicht mehr geläutet. Sie verfügt außer der Inschrift „Stadt Waldshut 1728“ über keinerlei Schmuck. Einst griffen die Stadtväter mit ihr ordnend in das Stadtleben ein. Sie erklang nicht nur, wenn die Bürger zur Be-

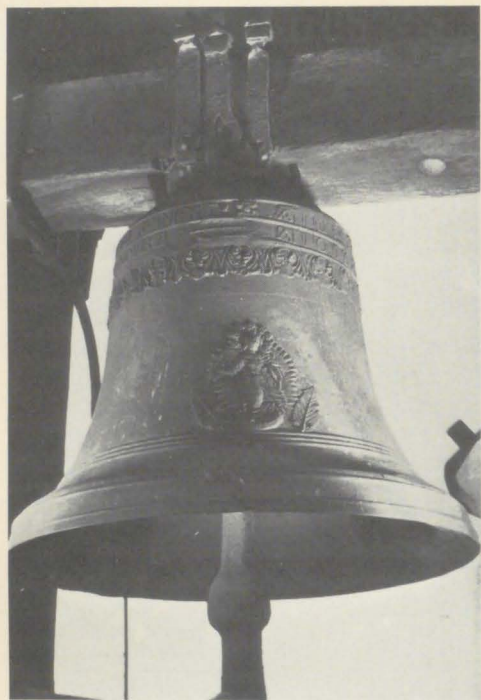


St. Michael mit Waage und Flammenschwert auf der Glocke von 1688 in der Gottesackerkapelle.

Aufnahme: K. Sutter

kanntgabe „großer Verordnungen“ durch das Gericht zu erscheinen hatten, es mußten auch die Wirte abends ihr Lokal schließen, wenn die Rathausglocke geläutet wurde. Auch öffentliche Feste mußten dann abgebrochen werden. Wurde jemand an den Pranger gestellt, so geschah dies auch nur bis zum Erklingen der Rathausglocke.

Gegossen wurde die Glocke von Franz Anton Grieshaber, dem späteren Rat und Schultheißenamtsstatthalter, wie aus der Stadtrechnung hervorgeht¹⁹⁾. Sicher ist die vorherige Rathausglocke beim Stadtbrand 1726, dem auch das Rathaus zum Opfer fiel, zugrunde gegangen, und es dauerte dann zwei Jahre, bis wieder eine neue angeschafft werden konnte.



Glocke auf dem Basler Tor, 1689 wegen Zerstörung durch die Truppen Ludwigs XIV. neugegossen.

Aufnahme: K. Sutter



Das „Waldshuter Männle“ (Wappenfigur der Stadt) auf der 1689 neugegossenen Glocke im Basler Tor.

Aufnahme: K. Sutter

Das Schicksal der Glocken während der Weltkriege

Im Ersten Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg ging schon seinem Ende entgegen, als man sich genötigt sah, wegen ihres Gehaltes an kriegswichtigen Metallen (Zinn und Kupfer) auf die Kirchenglocken zurückzugreifen. Am 1. März 1917 ordnete das Kriegsministerium die Beschlagnahme und Enteignung der Bronzeglocken im Reiche an. Die Bestandsaufnahme sah eine dreifache Gruppierung der Glocken vor. Unter A fielen jene Glocken, die sofort abzuliefern waren. In die Gruppe B waren jene einzuordnen, welche vorläufig verschont bleiben sollten, und in C waren Glocken aufzunehmen, die wegen ihres besonderen wissenschaftlichen, geschichtlichen oder

künstlerischen Wertes unter allen Umständen erhalten bleiben sollten.

Eine wichtige Schlüsselfunktion fiel nun demjenigen zu, der die Glocken zu begutachten und entsprechend einzugruppieren hatte. Mit dieser Aufgabe wurde für das Gebiet des Großherzogtums Baden der damalige Universitätsprofessor Dr. Joseph Sauer von der Regierung beauftragt. Er war es auch, der in Waldshut sämtliche Kirchen- und Kapellenglocken aufnahm. Bezüglich der sechs Glocken der Pfarrkirche berichtete er, alle mit Ausnahme der beiden kleinsten seien zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach Waldshut gekommen und stammten aus St. Blasien. Die andern Glocken des Klosters St. Blasien habe man bei der seinerzeitigen Säkularisation nach Karlsruhe gebracht, wo sie durchweg umgegossen worden seien. Da die Glocken in

Waldshut den letzten Rest des Geläutes der einstigen Waldabtei darstellten, lägen Gründe geschichtlicher wie auch wissenschaftlicher Art für ihre Erhaltung und demnach für eine Unterbringung in Gruppe C vor.

Wie sich nun bei jetzigen Nachforschungen ergab, kamen sechs der St. Blasier Glocken nach Karlsruhe, darunter auch die große Gerbert-Glocke mit dem Porträt des Fürstabtes. Tatsächlich wurden drei davon 1828 umgegossen²⁰⁾. Die anderen waren aber noch da, sie fielen samt der Gerbert-Glocke erst dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Wir meinen, Sauer, der alle Glocken in Baden aufnahm, müßte dies gewußt haben, und nehmen an, daß er bewußt zugunsten der Erhaltung der Waldshuter Glocken wirkte.

Die für die Glocken in Waldshut getroffene Entscheidung vom 15. 5. 1917 fiel nun überraschend günstig aus. Es wurde bestimmt, daß nach „sachverständiger Feststellung wegen des wissenschaftlichen, geschichtlichen und wegen des Kunstwertes alle Kirchenglocken in Waldshut von der Beschlagnahme, Enteignung und Ablieferung befreit“ seien. Damit kamen in Waldshut nicht nur die Kirchen- sondern auch alle anderen Glocken glücklich über den Ersten Weltkrieg hinweg. Eine Ausnahme machte allerdings das Geläut der evangelischen Kirche. Die dort vorhandenen drei Glocken waren erst beim Kirchenbau 1884 angeschafft worden. Davon mußten zwei abgegeben werden. Die zurückgebliebene verkaufte man 1922 und schaffte drei neue Klangstahlglocken an. Diese hat man 1976 beim Abbruch der Kirche zertrümmert und mit dem Bauschutt weggeschafft.

Im Zweiten Weltkrieg eingelagert und wieder zurückgekehrt

Im Zweiten Weltkrieg dachte man schon etwas früher an die Möglichkeit, die Glocken einzuziehen. Bereits am 29. April 1940 erging eine Aufforderung an die Pfarrämter und Gemeinden, ihre Glocken anzumelden. Auch jetzt kam Professor Sauer die gleiche Aufgabe wieder zu.

Er hatte die Glocken in Baden zu begutachten und nun in vier Gruppen einzuteilen.

Es war noch eine weitere Gruppe D geschaffen worden, in welche auch Glocken oder ganze Geläute von ungewöhnlich musikalischer Bedeutung oder solche, die mit kunsthistorisch wichtigen Stätten verbunden waren, eingestuft wurden. Man ging also mit dem Schutz noch etwas weiter. Die Kriegslage bedingte es dann, daß man beim späteren Einziehen der Glocken etwas schärfer durchgriff. Dennoch nahm für Waldshut alles ein gutes Ende.

Hier wurden in der Stadtpfarrkirche die beiden größten Glocken unter D, die vier andern unter C eingestuft. In der Gottesackerkapelle hat Sauer die beiden größeren unter D, die dritte in C eingestuft, ebenso die ältere auf dem Kalvarienberg unter D. Über eine Einstufung der unter der Stadtverwaltung stehenden Spitalglocken und der Glocken auf den Stadttoren ist nichts festzustellen. Möglicherweise wurden sie nicht gemeldet und daher auch nicht eingezogen.

Viele Waldshuter erinnern sich heute noch, wie man am 1. Dezember 1941 die Glocken von den verschiedenen Gotteshäusern holte und das von ihren Vorfahren unter großem Opfermut erworbene und erhaltene Geläute auseinanderriß. In der Stadtpfarrkirche wurden nur die beiden größten zurückgelassen. Auf dem Gottesacker nahm man die dritte von 1703 und auf dem Kalvarienberg die 1939 erworbene Glocke mit 60 cm im Durchmesser herunter. Ein Malerlehrling mußte sie alle vorschriftsgemäß mit Ölfarbe zeichnen, obwohl kaum jemand zu hoffen wagte, daß dies von Nutzen sein könnte.

Indessen weiteten sich die Kämpfe aus, das Kriegsglück wendete sich, es kam zum „totalen Krieg“. Bombengeschwader verwüsteten die deutschen Städte, und unser Land bot ein schreckliches Bild der Vernichtung. Nach dem Zusammenbruch 1945 dachte niemand mehr daran, daß die abgegebenen Glocken noch irgendwo sein könnten.

Groß war daher die Freude, als zu hören war, daß die C-Glocken in Hamburg eingelagert

worden seien und wieder zurückkämen. Tatsächlich kamen 1948 mit Ausnahme der dritten Glocke aus der Gottesackerkapelle und der neuen zweiten auf dem Kalvarienberg alle in Waldshut abgegebenen Glocken wieder zurück. Waldshut hatte nur eine seiner alten Glocken verloren.

1947 war jedoch ein Umstand eingetreten, der die Pfarrkirche fast um die größte Glocke aus dem Jahre 1523 gebracht hätte. Sie zeigte einen leichten Sprung, und der damalige Stadtpfarrer wollte sie daher umschmelzen lassen. Glücklicherweise lehnte jedoch das Erzbischöfliche Ordinariat den Umguß ab, und Professor Sauer empfahl eine Schweißung, die mit Erfolg vorgenommen wurde. So konnte diese größte Glocke, ein 450jähriges Kulturgut den Bürgern der Stadt und der Nachwelt erhalten werden.

Anmerkungen

¹⁾ Gegossen wurde diese Glocke von einem vermutlichen Wandergießer Meister Johann von Schaffhausen. Hierzu O. Stiefel in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 26, 1969, Heft 2, S. 67–103. Ferner S. Thurm, ebenda Bd. 33, 1976, S. 112–118.

²⁾ Hierzu Sutter K.: Waldshuter Glockengießer im 17. und 18. Jahrhundert, Badische Heimat, Heft 3, 1976, S. 359–372.

³⁾ Birkenmayer A.: Kurze Geschichte der Stadt Waldshut, Radolfzell, 1890, S. 90.

⁴⁾ ebenda, S. 92.

⁵⁾ Stadtarchiv Waldshut, Ratsprotokoll vom 20. 7. 1748.

⁶⁾ Die Jahreszahl 1523 wurde bisher stets als 1573 gelesen. Bei der vermeintlichen Sieben handelt es sich um eine auf den Kopf gestellte Zwei. Sie kann deshalb schon nicht 1573 heißen, weil ihr Gießer Nikolaus Oberacker 1535 verstorben ist. Freundliche Mitteilung von Frau Dr. Thurm, München.

Verzeichnis aller Glocken in Waldshut

OZ	Jahr	Gebäude	Gießer
1	1351	Kath. Pfarrkirche	Johann von Schaffhausen
2	15. Jh.	Kath. Pfarrkirche	unbekannt
3	1523	Kath. Pfarrkirche	Nikolaus Oberacker, Konstanz
4	1523	Kath. Pfarrkirche	Nikolaus Oberacker, Konstanz
5	1575	Gottesackerkap.	unbekannt
6	1662	Spitalkapelle	Sebastian Zimmermann, Waldshut
7	1688	Gottesackerkap.	Joh. Jac. Grieshaber, Waldshut
8	1688	Kalvarienbergkap.	Joh. Jac. Grieshaber, Waldshut
9	1689	Unteres Tor	Joh. Jac. Grieshaber, Waldshut
10	1705	Kath. Pfarrkirche	Joh. Jac. Grieshaber, Waldshut
11	1712/1925	Kath. Pfarrkirche	(umgegossen) Benjamin Grüninger, Villingen
12	1728	Rathaus	Franz Anton Grieshaber, Waldshut
13	1731	Spitalkapelle	unbekannt
14	1871	Oberes Tor	Benj. Muchenberger, Blasiwald
15	1871	Oberes Tor	Benj. Muchenberger, Blasiwald
16	1871	Oberes Tor	Benj. Muchenberger, Blasiwald
17	1897	Unteres Tor	Benj. Grüninger, Söhne, Villingen
18	1897	Unteres Tor	Benj. Grüninger, Söhne, Villingen
19	1977	Kalvarienbergkapelle	Fa. Schilling, Heidelberg

7) Isele J.: Das große Geläut. Guß der großen Glocke von Waldshut in schlimmer Zeit, Alb-Bote, Waldshut, Nr. 90 v. 17. 4. 1976.

8) Pfarrarchiv Waldshut, Kirchenbauakten/Glocken. J. Sauer: Geschichte und Schicksale der Glocken Badens, Freiburger Diözesanarchiv, 1936, S. 115.

9) Stadtarchiv Waldshut, Kirchenbauakten.

10) Schmieder L.: St. Blasien, eine baugeschichtliche Studie, Augsburg, 1929, S. 200.

11) Stadtarchiv Waldshut, Stadtrechnungen 1577.

12) Wie Anm. 9.

13) Wie Anm. 9.

14) Wie Anm. 9.

15) Pfarrarchiv Waldshut, Kirchenbauakten/Glocken.

16) Wie Anm. 2.

17) Freundliche Mitteilung von Frau Dr. Thurm, München.

18) Das zweite Stadtwappen zeigt den Habsburger Löwen, welcher der Stadt für die tapfere Verteidigung während der Belagerung durch die Schweizer im Jahre 1468 verliehen wurde.

19) Stadtarchiv Waldshut, Stadtrechnung 1728.

20) Siebert H. D.: Aus der Geschichte der Stefansglocken, Kirchenkalender 1927 der St. Stefanskirche Karlsruhe, S. 40/41.

S Glocke-lite

*D Glocke lite
sit uralte Zite.
Si riafe zuam bsinne,
zuam kumme;*

*im Herrgott z Ehre;
s Guati nähre;
der Sinde wehre;
der Fride mehre. –*

*In hitige Zite
tuat s Glocke-lite
Mänki stere,
wän s nimmi here,
tian ufbegehre
un sich beschwere. –*

Wer kann s Gwisse entbehre?

Karl Kurrus

Mi Muettersproch

*O Muettersproch, mi Muettersproch!
Du Quell i Mensch und Land!
Du packsch mi fest und bisch mir noch,
bisch starch wie Iseband!*

*Du tönsch mir all dur Herz und Si,
bisch Wasser, Brot und Hungg und Wi.
Mi Lebtig lieb i di und ghör i dir!
Mi Lebtig schwätz i di und ghörsch du mir!*

Richard Gäng

Die Belagerung der Stadt Waldshut durch die Salpeterer im Jahre 1745

E. Müller-Ettikon

(Alle Einzelheiten des Berichts wie Namen, wörtliche Reden usw. sind den Akten entnommen. Sie befinden sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe, gebündelt in viele Faszikel unter der Nummer 113, betitelt: Untersuchungen über die Hauensteinischen Verbrechen.)

Als die Franzosen im Sommer 1744 Vorkehrungen trafen, um die feste Stadt Freiburg zu belagern, floh die dortige V. Ö. Regierung zu Fuß aus der Breisgaustadt. Voran schritt der Kanzler Dr. Stapf. Über St. Blasien, wo sie der Abt herzlich begrüßte, ging es nach Waldshut. Aber es währte nicht lange, da näherten sich die Franzosen auch den Waldstädten, überraschend nicht von Westen her, von der nahegelegenen Grenzfestung Hüningen, sondern von Osten, von Villingen her. Da nahm die Regierung das Angebot des Abtes von St. Blasien an und verlegte ihren Sitz in die bläsmische Propstei Klingnau an der Aare. Es kam ein kurbayerischer Kommissar nach Waldshut, und die österreichischen Untertanen mußten dem Kaiser Karl VII. aus dem Hause der Wittelsbacher huldigen.

Der Johann Thoma von Egg, der Eggbauer, wie er allgemein genannt wurde, leistete den Huldigungseid nicht und wurde für vogelfrei erklärt. Hundert Taler wurden auf seinen Kopf gesetzt. Der Redmann Joseph Tröndle von Rotzel und der Einungsmeister Joseph Tröndle von Unteralfpen hingegen waren den Franzosen entgegengezogen und hatten sie als Freunde willkommen geheißen. Sie ließen die Gewehre einsammeln und in die Waldvogtei an der Bernhalde bringen. Sie geboten den Hauensteinern, den Franzosen die geforderten Mehl- und Fougagelieferungen willig zu geben.

Während früher die Salpeterer angeprangert wurden, daß sie dem Hause Habsburg nicht gehorsam waren, drehte sich jetzt das Blatt. Die französisch-blasianische Partei sagte: Wir sind gut kaiserlich. Der Bayer ist unser Kaiser. Wir wollen uns nicht von einem Weib regieren lassen. Die Maria Theresia hat uns nichts zu befehlen. – Aber die Salpeterer meinten: Wir waren stets dem Hause Habsburg treu. Die Habsburger haben uns die alten Rechte und Freiheiten verliehen. Wir müssen jetzt Hab und Gut, Leib und Leben einsetzen für Maria Theresia, dann wird sie uns die alten Privilegien lassen und sie beschützen gegen die Ansprüche St. Blasiens. Zum Entsetzen der französisch Gesinnten, auch des Kanzlers Dr. Stapf, gründeten der Eggbauer, der Advokat Berger und der Obristenwachtmeister v. Lüttichau eine Landesdefensionskommission, boten den Landfahnen (= die hauensteinische Miliz) auf, verweigerten die Zahlungen und Lieferungen an die Franzosen, beschlagnahmten den Zehnten und die Güterzinsen, welche an die Klöster St. Blasien und Säckinggen abzuführen waren.

Aber die Franzosen hatten nach der Huldigung für den Bayern das Land verlassen, es war also kein Feind mehr im Land. Da bekämpfte der Eggbauer mit seinen Bauern und 50 Husaren, die ihm zu Hilfe geschickt worden waren, die französische Partei. Der Tag der Rache schien angebrochen.

Doch der Kanzler wandte sich an den Grafen Choteckh, (den man den Innenminister nennen könnte), und dieser schickte einen Kommissar. Baron v. Zech ließ den Eggbauer, den Advokaten Berger und den Herrn v. Lüttichau verhaften und nach Innsbruck schaffen. Der Offizier

freilich wurde schon in Tiengen krank und starb dort. Der Landfahnen wurde nach Hause geschickt.

Jetzt kam die V. Ö. Regierung wieder aus dem Ausland zurück und bestimmte Waldshut zu ihrem Sitz. Der Kaiser Karl VII. war gestorben, und Maria Theresia erreichte ihr heiß erstrittenes Ziel, den Gemahl Franz Stephan zum Kaiser krönen zu lassen. Als Franz I. bestieg er den Thron.

Der Anführer der Salpeterer war nun der Johannes Wasmer von Segeten, von allen nur der Gaudihans genannt. Er war überzeugt, daß der gute Graf Hans von Habsburg-Laufenburg einst den Hauensteinern die Freiheit geschenkt hätte. Der Redmann sei gleichsam der Landgraf und der Waldvogt nur vom Redmann eingesetzt. Aber die alten Einungsmeister, vor allem die beiden Tröndles, hätten die Rechte des Landes an das Kloster St. Blasien verkauft. Sie müßten aufgehängt werden.

Die beiden Tröndles waren nach Waldshut geflohen und hatten die Landeslade (= das Archiv), die stets in Dogern aufbewahrt werden sollte, mitgenommen. Um sie zu holen, bot der Gaudihans etwa 200 Wälder auf und zog mit ihnen vor die Stadt Waldshut. Sie konnten den Einlaß nicht erzwingen und mußten von dem Sekretär Khornritter der V. Ö. Regierung und einigen Ratsherren hören, daß die Tröndles gar nicht mehr in Waldshut, sondern in Klingnau in Sicherheit wären. Sie sollten ihre Vorgesetzten dort holen, meinten sie spöttisch. Während dieser Verhandlungen schlichen sich drei Salpeterer mit Gewehren in die Stadt, wurden sofort entwaffnet und verhört. Der Fridle Ruch von Görwihl, 20 Jahre alt, ledig, sagte aus, sie seien alle drei um die Stadt herumgegangen, dann hinten am Rhein bei der alten Waldvogtei zu den Palisaden hereingekommen. – Wer sie geschickt habe? wollte man wissen. – Der Gerber Kaspar Mutter von Rüßwihl. – Zu welchem Zwecke? – Sie sollten dem Rhein nach hinter der Stadt durchgehen, um zu sehen, ob die Tröndles nicht über den Rhein flohen. Sie hätten eine Lücke in den Palisaden gesehen und seien

durchgekrochen. – Wie groß die Mannschaft sei, mit der sie gekommen? – Das können sie nicht wissen. Man habe überall Gemeinde gehalten und den Zug auf Waldshut beschlossen. Die Leute kämen immer truppweise. – Was wollten sie erreichen? – Die Einungsmeister holen, damit sie Rechnung ablegen und endlich die Ruhe in der Grafschaft wieder hergestellt werde.

Den drei Görwihlern wurde ein scharfer Verweis erteilt, weil sie trotz der geschlossenen Stadttore mit Gewehr in die Stadt gekommen waren. Eine weitere Bestrafung behalte man sich vor. Dann erhielten sie die Gewehre zurück und wurden heimgeschickt.

Der Gaudihans drohte: „Es wird Waldshut noch warm werden!“ – Machtlos zog der Haufe ab.

Aber sie kamen wieder. Am 12. November 1745 wurden in der Morgenfrühe die Wachtposten am Waldtor überrumpelt und gebunden. Etwa 60 bis 70 Salpeterer drangen in das Städtchen ein, bevor es den Leuten des Stadtwachtmeisters Bornhauser gelang, die Fallbrücke niederzulassen und das Tor zu schließen. Die Eindringlinge wurden bald überwältigt und in die Bettlerstube des Spitals, die als Gefängnis gebraucht wurde, geführt.

Der Korporal Marx Ludwig Hattenbach machte noch einen Ausfall mit seinen Wachsoldaten und ergriff einige Salpeterer, auch den Anführer Johannes Wasmer und einen Sohn des verstorbenen Salpeterhans von Buch.

Im ganzen wurden 88 Gefangene an diesem Tage gemacht. Der Johannes Nußbaum bewachte sie mit 10 Waldshutern im Spital. Die schlimmsten Salpeterer aber verwahrten sie im Oberen Tor in besonderen Behältnissen.

Die vorderösterreichische Regierung fühlte sich schwer bedroht. Sie schaute nach Hilfe um beim Abt von St. Blasien, bei der Hochfürstl. Schwarzenbergischen Regierung in Tiengen, bei dem Amt Rheinfelden und bei den Ruhigen in der Grafschaft Hauenstein. Den Hauptmann der Landesmiliz schickten sie nach Konstanz, damit er reguläre Truppen hole.

Gleich folgten dem Ruf „die Halunken“, wie sie von den Salpeterern genannt wurden, von den Einungen Hinterhag. Sie sammelten sich in Immeneich und kamen schon am Abend – 45 Mann – in Waldkirch an. Dort wurden sie verstärkt durch 25 Remetschwielener und Schmitzinger. Am Schmitzinger Steinbruch wurden sie angehalten: „Freund oder Feind?“ – „Wenn Ihr für die Regierung seid, Euer Freund!“ – „Was zieht Ihr in der Nacht mit Gewehr im Lande herum?“ – „Was paßt Ihr uns auf dem Wege ab? Wir können doch ziehen, wohin wir wollen?“

Es war der Hansjörg Marder von Waldkirch, der Bruder des Erzsalpeters Johannes Marder von Eschbach, der da mit etwa 200 Salpeterern im Hinterhalt lag. Ein paar Schüsse fielen von beiden Seiten. Die Ruhigen, die gleich merkten, daß sie in der Minderheit waren, zogen sich zurück unter Zurücklassung einiger Gefangener. Der Michel Ebner wurde mit Prügeln geschlagen, bis er ohnmächtig zu Boden fiel. Da stießen sie ihn noch mit den Füßen, bis er halbtot war. Der Alteinungsmeister Michel Schmidle bat sie, sie sollten doch mit ihrem Landsmann nicht so grausam umspringen: „Stillt doch das Blut! Seht Ihr denn nicht, daß er schon 9 Löcher im Kopf hat? Wollt Ihr ihn denn verbluten lassen?“ – „Nein, das nicht, der Schelm soll noch nicht krepieren!“

(Der Michel Ebner, Vogt von Immeneich, wurde als Geisel nach Unteralpfen, Görwihl und Herrischried geschleppt. Als er am 26. Nov. 1745 endlich frei kam, merkte er, daß der Tod nahe. Er ließ sich versehen mit den hl. Sakramenten, verzieh seinen Feinden und Totschlägern und befahl, keine Rache zu nehmen, sondern es der Zeit zu überlassen).

In der gleichen Nacht zogen etwa 20 Mann „der Halunken“ nach Eschbach, um den Johannes Marder, der schon so viele Jahre wegen seiner Salpetererei im Kerker gesessen hatte, aus dem Bette zu holen. Der schlaue Fuchs war auf seiner Hut, er konnte sich rechtzeitig aus dem Hause schleichen. In der „Klemme“, einem Wirtshaus auf der anderen Seite des Rheines,

hatte er vorgesorgt, daß er jederzeit Unterschlupf finden konnte. Doch sein getreues Eheweib, die Maria Zimmermännin, die um ihres Mannes willen, schon so vieles hatte ertragen müssen, wurde von den „Halunken“ geschlagen und die Treppe hinuntergeworfen, so daß sie ihr Kind – sie war im 5. Monat schwanger – verlor.

Es war eine unruhige Nacht, die Nacht vom 12. auf den 13. November 1745. Auch der Korporal Marx Ludwig Hattenbach war mit einem Kommando unterwegs. Er war aufs Land hinausgeschickt worden, um sich zu erkundigen, wo die Burschen sich sammelten. Er konnte keinen genauen Bericht heimbringen.

In des Schuhmachers Güggel Haus, das man nur die Salpeterer-Schenke hieß, versammelten sich einige Freunde, die schimpften, daß man so viele Männer, die doch nur für ihr altes Recht kämpften, in der Bettlerstube zusammenpferchte und ihnen ein hartes Urteil versprach. Gerne hätten sie die Armen frei gemacht, aber was sollten sie tun? Am Morgen des 13. November kamen die Salpeterer in hellen Haufen vor die Tore der Stadt. Sie wollten ihre Gefangenen erlösen.

Der Stadtwaibel Joseph Deggeler hatte viel zu tun. Neben seinem gewöhnlichen Dienst war er belastet mit zahlreichen Botengängen bei Tag und bei Nacht und mit der Herbeischaffung von all dem, was die Gefangenen brauchten. Und dann rückte der Fricktäler Landfahnen ein mit 200 Mann, und der Deggeler hatte für die Unterbringung zu sorgen. Dann kamen die bläsmischen Untertanen von der Reichsherrschaft Guttenburg, 53 Mann, und alle wollten Verpflegung und Unterkunft. Dem Stadtwaibel war es gerade recht, daß die Regierung in Tiengen sich weigerte, ein Hilfskontingent zu schicken.

Die vorderösterreichische Regierung hatte dem Stadtwaibel Deggeler für seine übergroße Mühewaltung 50 Gulden versprochen, sie gab ihm aber später nur 19.

Nun, da die Regierung Verstärkung hatte, fürchtete sie den Pöbel nicht mehr und verweigerte die Herausgabe der Gefangenen und der

Tröndles. Höhnisch gab man zur Antwort, man werde niemanden herausgeben, aber wenn sie es wollten, so würden sie acht der Salpeterer vor dem Tore aufhenken, die könnten sie dann haben.

Droh Worte der Belagerer stiegen auf. Sie wollten dem Räubernest schon noch einheizen. Aber es war kein rechter Ernst dabei und vor allem keine Führung. Die Führer saßen ja in der Stadt hinter Schloß und Riegel. Jeder tat, was er für gut hielt. Einige schlugen vor, der Stadt das Wasser abzugraben, und gleich gingen sie an die Ausführung des Planes.

Später sagte der Joseph Scheuble im Verhör aus: Es sei ihm vom Einungsmeister in Hierholz ein scharfer Befehl gekommen, er müsse sich stellen in Eschbach mit Unter- und Übergewehr. Käme er nicht, so wollten sie ihm die Beine abschlagen. – Also ging er nach Eschbach. Doch das Volk war schon hinab nach Waldshut gezogen. Drum beschloß er, sich zunächst einmal im Wirtshaus zu stärken und abzuwarten. Da kam ein Bote, sie sollten endlich kommen. Drum machten sie sich zu ihrem großen Unglück auf den Weg nach Waldshut. Um 2 Uhr kam er zum Volk an der Steigtrotte. Er habe gleich wieder ausreißen wollen, aber die Korporale hätten sie hin und hergejagt. In der Liedermatte habe er Schießen gehört und habe angefangen zu springen und sei heimgeflohen. Er wolle sich sein Lebtag nix mehr des Handels annehmen. Auf einmal wurde aus der Stadt geschossen, und zwei Salpeter fielen tot um. Etliche wurden verwundet. Der Preuß sagte im Verhör in Baden (Schweiz): „Die Gegenpartei sagt, wir hätte zuerst hineingeschossen, aber es ist in Ewigkeit nicht wahr, und wir wollen es mit einem Eid bezeugen.“

Am Abend gaben die Salpeterer die Belagerung auf. Sie hatten genug. Im Bett zu Hause war es doch am sichersten.

Am folgenden Tag, es war Sonntag der 14. November, versammelten sich die Salpeter in Herrischried. Man schimpfte über die „Halunken“, die zwei von ihren Leuten umgebracht und so viele gefangen genommen hatten. Das

Wort führte der Blasi Hottinger von Niedergebischbach. (Der Peter Marquard Hergott hat einmal gesagt, daß das Geschlecht der Hottinger von Niedergebischbach den Haß gegen das Kloster St. Blasien mit der Muttermilch einsaugte). Der Spielmann war gerade von Frankfurt zurückgekehrt, wo er mit dem Glasmännle der Kaiserkrönung Franz I. beigewohnt hatte. Er erzählte, er habe eine Denkschrift verfassen lassen und sie dem großen Grafen Choteckh überreicht. Dieser habe sie gleich Ihrer Majestät der Kaiserin gebracht. Die Königin habe die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt, ob denn den Leuten, die ihre Gerechtigkeiten von den alten Kaisern erhalten haben, diese von den alten Einungsmeistern immer noch vorenthalten würden? – Der Graf Choteckh, das wäre der richtige Mann, der müsse ihr Kommissar werden, sie wollten keinen anderen annehmen, es möge kommen, was da wolle.

Sie haben unsere Leute in Waldshut eingefangen und teils totgeschlagen. Solange diese Gefangenen nicht frei werden, sollen auch unsere Gefangenen, die in Herrischried liegen, gefangen bleiben. Wir wollen es halten wie sie, wir wollen niemand verschonen, der nicht zu uns hält. Wir wollen die Dörfer und Felder, ja die ganze Grafschaft durchstreifen nach den Halunken. Aber wenn wir unsere Leute wieder frei haben, wollen wir Ruhe halten, bis die Kommission kommt.

Es sollte anders kommen, als es sich der Blasi Hottinger vorstellte. Die Salpeterer waren längst von der Stadt Waldshut abgezogen, da wurden von der Regierung auch die Schönauer und Todtnauer, die doch Glieder der Hauensteinischen Einung waren, um Hilfe angegangen, aber die Wiesentäler lehnten einen Zuzug ab. Sie seien nicht mit Pulver und Blei versehen, noch weniger mit Proviant. Auch wollten sie sich in den Salpeterhandel nicht einmischen, sie hätten Feinde von Frankreich her genug. Auch die O. Ö. Regierung in Innsbruck war dagegen, daß österreichische Untertanen gegen

andere feindlich eingesetzt würden. Das könnte schwerwiegende Folgen nach sich ziehen.

Auch die Hochfürstlich Schwarzenbergische Regierung der gefürsteten Landgrafschaft Klettgau ließ sich entschuldigen. Die Reichsgrafschaft Gurtweil hatte nämlich gebeten, Tiengen solle auch 40 bis 50 Mann stellen, die der Kanzler Dr. Stapf gerne verdoppelt oder verdreifacht gesehen hätte, damit die Salpeterer, ihre Nachbarn, nicht allein auf die Gurtweiler erbittert wären, wenn sie Beihilfe zu ihrer Unterdrückung leisteten. Doch Tiengen entschuldigte sich damit, daß es die angeforderte Mannschaft in Güte nicht so bald aufstellen könnte, es auch verschiedene Bedenklichkeiten und Besorgnisse gäbe, wenn sie obrigkeitlichen Ernst oder Gewalt gebrauchten, um die Klettgauer unters Gewehr zu stellen.

Obristleutnant de la Tullière, der Kommandant der im Breisgau stehenden Husaren, war nicht gewillt, der Aufforderung der V.Ö. Regierung nachzukommen, unverweilt 100 oder 150 Husaren und ebensoviel Mann zu Fuß auf Waldshut marschieren zu lassen. Er könne keine Mannschaft ohne Ordre des Hof-Kriegs-Rats so weit hinaufschicken. Der Retter in der Not war der Hauptmann Pummer, der alte Freund St. Blasens, der es verhindert hatte, daß im vorigen Jahr der Hauensteiner Landfahnen nach Freiburg marschierte. Er brachte von Radolfzell eine Kompanie Freiwilliger von 62 Mann, 2 Feuerwerker und 2 Feldschlangen.

Darauf bildete sich der Herr Hauptmann sehr viel ein. Er schrieb von Radolfzell aus nach Waldshut: „Wenn etwas Favorables im Lande zu verdienen ist, dann zieht man zwei Kleine für einen Pummer heraus. Wenn es aber Kopfarbeit und Halsbrechen absetzt, dann überläßt man mir die Ehre allein.“ – Er arbeitete außerhalb der Legalität.

Jetzt war man gerüstet und ging zum Angriff gegen die Bauern vor, trotz des Bedenkens der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck, welche es für sehr gefährlich hielt, wenn irreguläre Untertanen gegen andere zum Angriff übergingen, besonders da es an geeigneten An-

führern fehle. Das führt zur beständigen Verbitterung der Gemüter und kann mehr Unheil als Gutes anrichten.

Doch der Kanzler Dr. Stapf wollte es nicht hinnehmen, daß Bauern so mit ihm sprachen wie die Salpeterer am 12. und 13. November. Und er hatte ja den Hauptmann Pummer. Die Regierung arbeitete einen „Schlachtplan“ aus:

Instruction

für die gegen die unruhigen Untertanen ausrückenden Commando Erstlich gehet die Hauptintention dahin, daß die sogenannten unruhigen Hauensteiner, und zwar folgendermaßen zum Gehorsam gebracht und dermaleins die Landruhe und Fried hergestellt werden möchten. Daher

2. Die dabei commandierenden Herren Offiziere unter den zu dieser Expedition vorhandenen Truppen und Volk und Austeiler die Unterredung pflegen werden, wie der Auszug, und ob solcher zusammen oder wie abgeteilter zu geschehen habe, wo sich die von hier Ausrückenden mit denen von Laufenburg Kommenden vereinigen, auch wo die erste Station in der Höhe sein solle. Sodann

3. werde sich von selbst ergeben, wann man sich auf der Höhe befindet, wie der weitere Austeiler und die Ausrückung gegen die Unruhigen zu veranstalten. Auch

4. den Bedacht alsogleich dahin zu nehmen, daß denen von St. Blasien, auch Schönau und Todtnau anrückenden Völker die ohnverweilte Kundschaft zugebracht werde, wie sie sich weiter zu verhalten und wohin zu marschieren haben sollen.

5. Da es sich tun ließe, die Unruhigen unversehens zu überfallen, ist ein solches zu bewirken. Wenn aber

6. die Unruhigen sich zur Gegenwehr stellen sollten, wäre gegen sie gesamter Hand anzumarschieren und ihnen durch einige von hier mitzunehmenden gefangenen Unruhigen bedeuten zu lassen, daß sie gutwillig das Gewehr niederlegen und die bei ihnen gefangenen Ruhigen alsogleich auf freien Fuß stellen und loslassen sollen, als widrigenfalls wird gegen sie mit

aller Schärfe und ohne alle Begnadigung verfahren werden. Sollten dieselben

7. sich zu dem Gehorsam bequemen, so wäre von ihnen das Gewehr abzunehmen und von selbst ein Eid abzufordern, den sie auch wirklich abzuschwören hätten, sich ruhig aufzuführen und nit die mindeste Bewegung oder Unruhe zu erwecken, die bei ihnen befindlichen Rädelsführer und mehreres Gravierte aber nichtsdestoweniger handfest zu machen und hierher zu führen, die übrigen bei solcher Rotte sich befindenden Strolche und ander dergleichen Gesindel, welche keine in der Grafschaft geborene Untertanen sind, gleich aus dem Land fortgejagt und auf Wiederbetreten vogelfrei gemacht werden. Auf den unverhoffenden Fall 8. wenn sich die Unruhigen mit einiger Gewalt widersetzen würden, so ist wider selbe mit allem rigor zu verfahren, und da dieselben sich alsdann in die Flucht begeben würden, so solle das ganze Commando in denen Orten, wo die Unruhigen sich befunden, so lang stehen verbleiben und sich von den Unruhigen, auch den hinterlassenen Weibern verpflegen lassen, bis von hier aus die weitere Disposition abgegeben werden wird.

Schließlich und was hauptsächlich zu beobachten kommt, den ausmarschierenden Volk und Truppen wohl und genau einzubieten, und dieses bei empfindlicher Bestrafung, daß selbige sich gegen die Commandierenden in gebührendem Gehorsam aufführen, den Befehlen gehorchen und keineswegs auseinander laufen oder undisziplinierte Exzesse ausüben sollen.

Waldshut, den 26. Nov. 1745

Früh um halb 7 Uhr sollte das Commando in Waldshut abmarschieren, und zu gleicher Zeit hatte die in Laufenburg befindliche Mannschaft aufzubrechen. Auf der Landstraße zwischen Hauenstein und Albruck sollten sie zusammentreffen, um dann gemeinsam gegen Görwihl vorzustoßen. In Strittmatt und Schellenberg war Treffpunkt mit den von St. Blasien,

Schönau und Todtnau anrückenden Truppen. Die Kommandos fanden auf dem Wald nicht den leisesten Widerstand. In kürzester Frist marschierte Hauptmann Pummer mit seinen Leuten durch bis Herrischried. Die Gefangenen der Salpeterer waren schon vorher freigelassen worden. Die Rädelsführer hatten sich ins Markgräflisch-Durlachische abgesetzt.

Nun wurde Dorf nach Dorf unterworfen. Die Bewohner wurden zusammengetrieben, die Waffen eingesammelt, dann verlas der Herr Hauptmann folgendes Patent:

„Ihr sollt nach allerhöchst Kaiserl. und Königl. Befehl Euch künftighin zu aller Zeit ruhig und still aufführen, niemals Euch wieder zusammenrotten, noch das Gewehr anders als auf Befehl der Hohen Landesfürstlichen Obrigkeit ergreifen, niemanden, er sei von was für einer Partei er immer wolle, weder an Ehr, Leib oder Gut beleidigen, jeweils auf erstes Begehren Euch vor der Hohen angeordneten Landesfürstlichen Kommission, auch Löbl. V.Ö. Wesen stellen und den schuldig-gebührenden Gehorsam leisten und den Spruch des Streitens oder Prozesses durch die Kommission mit Gelassenheit abzuwarten.

Und daß Ihr diesem allem gehorsamlich nachkommen wollet, schwört Ihr einen körperlichen Eid, hebt die drei Schwurfinger und spricht folgende Schwör-Worte nach:

Ich schwöre, daß ich diesem allem, das mir vorgehalten wurde, und das ich wohl verstanden habe, in allem getreulich nachkommen werde. Ich gelobe und schwöre es, so wahr mir Gott helfe, die ohne alle Makel empfangene gebenedeite Jungfrau und Mutter Gottes Maria, auch alle lieben Heiligen.“

Die mündliche Unterwerfung mußte durch eine schriftliche Erklärung nochmals bekräftigt werden. Alle Salpeterer hatten untertänigst um Gnade und Verzeihung zu bitten.

Am Ende der Aktion waren 198 Gefangene eingebracht. Dann folgte das Strafgericht.

Die Salpetererbewegung im 19. Jahrhundert

Joachim Rumpf, Gorwihl

1. Die Chronik der Ereignisse

Im Jahre 1812 wurde eine neue Abgabe aufgrund einer Großherzoglich Badischen Verordnung eingeführt. Sie lag auf Branntwein und Kirschwasser. Zur allgemeinen Not dieser Jahre bedurfte es in Birndorf, einem der Orte, in denen sich die Epigonen der Salpeterer seit langem heimlich versammelten, nur noch eines Tropfens, um das Faß zum Überlaufen zu bringen. Aegid Riedmatter aus Kuchelbach sorgte für den Tropfen. Er verheimlichte einen Branntweinkessel, wurde zur Zahlung von 50 Reichstalern und der Abgabe des Kessels verurteilt. Er reagierte nicht. Auch dann nicht, als er nun eine Haftstrafe antreten sollte. Polizei kam ins Dorf. Da sie sich nicht in Riedmatters Haus trauten, wollten die Gendarmen ihn und seinen Sohn nach dem Kirchgang festnehmen. Die drohende Haltung der Kirchgänger aber, von denen einige schon das Messer zückten, zwang die Polizisten unverrichteter Dinge abzuziehen. Da sich gleichzeitig und in der Folgezeit immer mehr junge Männer der Militärdienstpflicht entzogen, und als Riedmatter Wortführer der neuen Salpeterer (auch „Ägidler“ nach Aegidius Riedmatter genannt) wurde, zog Militär in den Hotzenwald. 200 Soldaten besetzten die Salpetererorte, bis die Anhänger Riedmatters und er selbst eingesperrt waren.

Nach geringer Haft entlassen, bildeten sie und ihre Söhne den Kern derer, die auch weiterhin dem badischen Staat Huldigung und Militärdienst verweigerten und die Rechtmäßigkeit des Wirkens ihrer Seelsorger bezweifelten.

Gemessen an der Einwohnerzahl in der Grafschaft Hauenstein, die 1805 26 000 betrug,¹⁾ war die Zahl der Salpeterer nicht groß. Zu Beginn der dreißiger Jahre, der Zeit ihrer größten

Ausdehnung, bekannten sich etwa 200 Familien zu den Salpeterern.²⁾ Das mögen 1000 Menschen gewesen sein. Dabei ist nicht berücksichtigt, daß sich häufig die Familien in „Ruhige“ und „Unruhige“ geteilt hatten. Dann wurden die Streitigkeiten nicht nur zwischen den Salpeterern und den Behörden, sondern auch unter den Eheleuten, zwischen den Generationen, den Verwandten oder Nachbarn ausgetragen.

Die Salpeterer waren auch geographisch begrenzt. Die Dörfer, in denen sie wohnten, waren zugleich die Zentren der Unruhen im 18. Jahrhundert. Es sind auch die Dörfer, in denen der klösterliche Besitz einst geringer, der Einfluß der Freibauern größer war, als in anderen Orten.³⁾

Die nächsten bemerkenswerten Zwischenfälle begannen Anfang der dreißiger Jahre. Verursacht von der Schulverwaltung, richteten sie sich gegen den Abbau religiöser Überlieferungen. Zwei neue Unterrichtswerke waren eingeführt worden: ein neuer Katechismus und ein neues Lesebuch.⁴⁾ Für die Salpeterer bewiesen diese Bücher, daß Kirche und Großherzogtum den „rechten Glauben“ nicht hatten. Die Folge davon waren vor allem die Schulstreiks und leere Kirchen.

In den Jahren 1832/33 wuchs während mehrerer Prozesse gegen die Salpeterer die Zahl der sich offen zu ihnen Bekennenden an. Sie erkannten den Großherzog nicht als Landesherrn an und fühlten sich darum nicht an badische Gesetze, an Steuer- oder Militärdienstpflicht gebunden. Zur Schule und Kirche schickten die Salpeterer ihre Kinder auch dann nicht, als ihre Wünsche erfüllt und die Bücher wieder verschwunden waren.

In einem Bericht vom 10. Mai 1834 an das Bezirksamt heißt es:

„Das Benehmen und Treiben der hiesigen Salpeterer ist in gegenwärtiger Periode ein und das nämliche, wie es früher war. Sie versagen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit allen Gehorsam. Sie weigern sich, Staats- und Gemeindeabgaben zu geben und zwar nach ihrer Aussage so lang, bis ihre Sache geschlichtet und ausgemacht sei. Da diese Abgaben jedesmal im Executionswege betrieben werden müssen, wird der Vorgesetzte bei Betreibung von ihnen als Räuber erklärt.“⁵⁾

Der Salpeterer Sache wurde nie „geschlichtet und ausgemacht“. Kirche und Staat schenkten seit Amtsantritt des Bischofs Ignaz Demeter 1837 den Salpeterern keine Beachtung mehr und ließen sie gewähren. Nur die Gemeinden trieben bei den Standfestesten noch über viele Jahre hinweg Schulversäumnisgelder und Abgaben ein. Die meisten Salpeterer gaben auf, die anderen starben ohne geistige Erben. Die letzten waren Friedolin Rüde in Schachen (gest. 1918) und Josef Schupp in Birkingen (gest. 1934).⁶⁾

Die Chronisten dieser Ereignisse im Hotzenwald stimmen darin überein, daß die religiösen und politischen Züge der Salpeterer Reaktion waren. Reaktion auf die geistigen und territorialen Umwälzungen mit denen „das mächtigste Kapitel unserer europäischen und deutschen Geschichte“, ⁸⁾ das 19. Jahrhundert begann. Ist das Auftreten der Salpeterer in seinen Beziehungen zu den geistigen Strömungen und den realen politischen Verhältnissen ihrer Zeit zu betrachten, so fällt heute auf, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte eine untergeordnete Rolle spielten. Dabei war die wirtschaftliche Lage der Hotzenwälder keineswegs rosig.

2. Die Salpeterer ohne ökonomische Forderungen

Eine der wichtigsten Ursachen der wirtschaftlichen Misere der Hauensteiner Bauern waren die oft zu kleinen Höfe. Die Vielzahl von Zwergwirtschaften, eine Folge der freien Teilung des

Bodens im Erbfolge von freien Leuten, schuf eine Vielzahl auf Nebenerwerb angewiesener Familien.⁹⁾

Zur Ansiedlung von Industrie aber fehlte es im vorderösterreichischen Staat an Initiative. So waren die Mehrzahl der Beamten in Freiburg z. B. an Änderungen des Bestehenden nicht interessiert, weil sie auf Gefälle als Einkommen angewiesen waren.

Die „Bevölkerung von Zwergwirten“ war an Ausländer tief verschuldet. War es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts der italienische Hausierer, der die „ökonomische Herrschaft“ über die Südschwarzwälder ausübte, so beutete der schweizerische Industrielle fortan die Bevölkerung aus.¹⁰⁾ Gothein nennt für die Jahre 1754–1764 im Hotzenwald 2000 Spinnerinnen und 200 Webstühle in den Stuben.

Napoleons Kontinentalsperre ließ die Heimindustrie vorläufig zugrunde gehen. Das wirkte sich in den Wäldern um so schlimmer aus, da noch andere Faktoren die wirtschaftliche Situation auf das Äußerste anspannten.

So war es jetzt von Nachteil, daß sich die Bevölkerung um 30% vermehrt hatte. 1740 lebten 20000 Menschen in der Grafschaft. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren es 26000.¹¹⁾

Der Zuwachs ist nicht zuletzt auf die Heimindustrie zurückzuführen, da schon „das sechsjährige Kind . . . dabei seinen Verdienst fand“.¹²⁾ Mehr Kinder – mehr Arbeitskräfte – mehr Verdienst! Selbst wenn der Viehhandel, einst Wirtschaftsbasis der Hauensteiner Einungen, noch hier und da eine vermögendere Familie erhalten hätte, so mußten die ständig steigenden Abgaben, die Baden als Rheinbundstaat aus seinen Ländern herausholte, und das Konfiskationssystem, das die Arbeiter und Bauern auf Napoleons Schlachtfelder trieb, Land und Leute gänzlich ausbluten lassen.¹³⁾ Dazu hatten die französischen Plünderungen allein der Grafschaft Hauenstein 1800–1801 einen Schaden von 513 000 Gulden gebracht.¹⁴⁾ Alles in allem eine sehr traurige Bilanz.

„Die Armen sind sehr zahlreich und vermehren sich täglich . . . der Pfarrhof wird nicht nur von

den Armen aus der Pfarrei sondern aus der ganzen Gegend belagert . . . gegenwärtig ist leider kein Gewerbe da . . . deswegen heißt die Zahl der Armen Legio . . .“¹⁵⁾

„Das Hilferufen der Armen wird täglich dringlicher, das namentlich im Hungerjahr 1817 bis zur Erschöpfung gesteigert wurde . . .“¹⁶⁾

Wenn Chroniken und Historiker die große Not der ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts beschreiben, ist kein Hinweis darauf zu finden, warum in der konkreten Situation auf dem südlichen Schwarzwald kein Bauer dieser unverschuldeten Not wegen die Fahne des Aufbruches hißte. Die Salpeterer hatten keine wirtschaftlichen Forderungen auf ihrem Programm. Das ist für uns, die 150 Jahre später leben, unverständlich.

Gab doch z. B. das wirtschaftliche Gefälle von West nach Ost in unserem Lande während des 5. Jahrzehnts unseres Jahrhunderts einigen Hunderttausend Bürgern Anlaß genug, von Ostdeutschland nach Westdeutschland auszuwandern. Und es läßt sich nicht verbergen, daß das Konsumdenken zur staatstragenden (und damit gleichzeitig zur staatsgefährdenden) Ideologie geworden ist, die mit einem stetig wachsenden Ausschließlichkeitsanspruch auftritt.

Diese unsere Situation müssen wir uns m. E. vor Augen halten, um den Kontrast der Lebensgewohnheiten und Anschauungen der ländlichen Bevölkerung jener Zeit sichtbar werden zu lassen.

Franz Schnabel faßt diesen Zustand des „Deutschen“ in den Begriff „bedürfnislos“.¹⁷⁾ Diese Bedürfnislosigkeit, und sie gilt wohl besser in jener Zeit nicht für den Deutschen schlechthin, sondern für die Massen der unteren Schichten von Bauern, Soldaten, Handwerkern, kleinen Krämern und Beamten, war nicht zuletzt eine Folge ständischen Denkens und der diesem entsprechenden Wirtschaftsverfassung. Eine primäre Rolle bei der Genügsamkeit und auch relativen Duldsamkeit ärmlicher Verhältnisse haben im Hauensteinischen zweifellos auch religiöse Vorstellungen gespielt, die den Gläubigen

auf eine bessere Welt nach dem irdischen Dasein vorbereiteten, die aber vor allem die überlieferten Reste mittelalterlich-ständischen Denkens legitimieren halfen.

Endlich mag die Bedürfnislosigkeit der Bauern im Hotzenwald nicht nur eine von den Behörden geförderte Haltung¹⁸⁾ gewesen sein, sondern auch eine Anpassung an die ökonomischen Zwänge. „Der Deutsche war in den letzten trüben Jahrhunderten recht müde, ängstlich und weltabgewandt worden . . .“¹⁹⁾ Die Bauern in den Einungen hatten in dieser Zeit immer wieder versucht, ihre Rechte – auch ihre wirtschaftlichen – zu behaupten, um sie dennoch Stück um Stück zu verlieren. Bei einem großen Teil von ihnen führte diese Erfahrung zur Resignation.

Die Konflikt- und Friedensforschung unserer Tage nennt als Konfliktursachen bei einzelnen und Gruppen die Verdrängung von Bedürfnissen. Die Konflikte treten jedoch oft weitab von ihren Ursachen zutage. Diese Erfahrung hatte schon Joseph Bader gemacht, der aufgrund eigenen Erlebens, die Ursachen der „Prozeß- und Rauflust der (Hotzen-)Wälder“ als Folgen erlebter Enttäuschungen ansieht: „ . . . als der Druck der Herrschaft immer härter, immer gewalttätiger wurde, lehrten Not und Furcht oft anders reden, als man dachte. Der gemeine Mann fing an, allem zu mißtrauen, alles zu hasen, was ihm befohlen ward . . .“²⁰⁾

Es muß heute der Schluß erlaubt sein, daß die akute wirtschaftliche Not, deren Ursachen sie nicht erkennen oder beeinflussen konnten, eine Gruppe Hauensteiner Bauern veranlaßte, ihr Heil in den Bereichen zu suchen, mit denen sie von alters her verbunden, die ihnen vertraut waren: bei der Habsburger Herrschaft und deren Privilegien und in der Religion. Hier hatten die Salpeterer festen Boden unter den Füßen, wenn sie argumentierten. Von der Rückkehr zur überlieferten und verklärten mittelalterlichen Ordnung versprachen sie sich gleichzeitig ein Ende ihrer wirtschaftlichen Not, die für sie nur eine Folge verlorener Privilegien und Freiheiten war.

Das Mittelalter war aber auch das Ideal der geistigen Bewegung, die Politik und Ideen der Restauration vorbereitete: die Romantik.

3. Parallelen zur Romantik

Es soll hier keine Verbindung zwischen den Salpeterern im Hotzenwald und etwa den Romantikern in Heidelberg konstruiert werden. Die romantische Schwärmerei von der alten germanischen Größe, der Mythos vom Kaiser, der das Volk von Armut und Knechtschaft erlöst, oder die Idee vom unlöslichen Zusammenhang zwischen Royalismus und Katholizismus war erheblich jüngeren Datums als die stets lebendig gebliebenen Erinnerungen der Bauern im Hotzenwald und an anderen Orten. Die Salpeterer des 19. Jahrhunderts dienen in diesem Zusammenhang nur zum anschaulichen Nachweis dafür, daß die Tendenzen der Romantik in ihren realen politischen Erscheinungen eine kurze Wegstrecke mit den Vorstellungen besonders traditionsgebundener Bevölkerungsteile übereinstimmen. Auf dem Wiener Kongreß 1815 wird das besonders deutlich. Dort traten die Romantiker Schlegel und Schlosser dem Konstanzer Bischofsverweser und Aufklärer Wessenberg entgegen, der sich um eine deutsche (katholische) Nationalkirche bemühte.²¹⁾

Ebenso wandten sich die Salpeterer gegen die Auswirkungen seiner Reformbemühungen im Bistum Konstanz. Sie handelten aus dem gleichen Geist heraus wie die Vertreter der romantischen Philosophie auf dem Wiener Kongreß und boten – vor allem in ihren extremen Ausprägungen nach 1832 – katholischen Kirchenhistorikern Argumente gegen den Wessenbergianismus und den Liberalismus in Baden.²²⁾

4. Auswirkungen der katholischen Aufklärung

„Sofern sie gegen unkirchliche Neuerungen eintraten und unkatholische Bestrebungen, muß man es ihnen sogar zur Ehre rechnen . . .“²³⁾ Diese unkatholischen Bestrebun-

gen hielten die Salpeterer vor allem in der Schule und der Kirche für erwiesen. Sie sonderten sich darum von der kirchlichen Gemeinschaft ab und selbst der Weihbischof Vikari, der am 21. April 1833 eine Abordnung der Salpeterer nach Hochsal bestellt hatte, um mit ihnen zu reden, konnte sie nicht umstimmen. Die Salpeterer glaubten nämlich, daß der Bischof samt dem Domkapitel von Rom abgefallen sei. Der Bischof und damit alle Priester seien ungültig geweiht. Die Salpeterer wollten nur noch eine Untersuchung ihrer Beschwerden und eine Entscheidung direkt von Rom her annehmen. „Wir bleiben beim römisch katholischen Glauben und den Hauensteiner Privilegien . . .“ und sie schickten ihm ihre Firmlinge nicht.²⁴⁾

Die Kirchenbehörden kamen den Wünschen der Salpeterer sowohl im schulischen, als auch im religiösen Bereich entgegen. Es wurde eine Untersuchung der Klagen über jüngere Geistliche zugesagt, die offenbar etwas abrupt mit dem Alten brachen. Die Klagen richteten sich besonders gegen „den deutschsprachigen Gottesdienst, die weltliche Kleidung von Geistlichen, ihr öffentliches Erscheinen mit ihren Dienstboten, Vorenthaltung von Sakramenten, die allgemeine Beichte u. a. m.“²⁵⁾

Doch da „die Aufsicht über die Seelsorger den Kirchenbehörden mehr und mehr aus der Hand glitt“,²⁶⁾ änderte sich nur wenig in der Haltung von Geistlichen und Salpeterern.

Die Quelle aller „unkirchlichen“ und „unkatholischen“ Bestrebungen war die katholische Aufklärung in Vorderösterreich und im Großherzogtum Baden.

Im Josephinismus sieht Rolfus die Ursachen der Salpetererklagen, „zumal die damalige bischöfliche Regierung in Constanz, wohin unser Ländle gehörte, im nämlichen Sinne wirkte und die Geistlichen selber in unkirchlichem Geiste herangebildet und erzogen waren.“²⁷⁾

Die geistesgeschichtlichen Bestrebungen, die um einen Ausgleich der vorausgehenden Zeit auf politischem und kirchlich-kulturellem Gebiet auf der einen und zwischen dem Geist der Aufklärung, den Tendenzen der Säkularisie-

rung und Laisierung auf der anderen Seite bemüht waren, erhielten ihre Richtung und politisch entscheidende Prägung während der Regierungszeit Joseph II.²⁸⁾

Im kirchlichen Bereich standen die Abschaffung von Mißbräuchen auf den Programmen sowie eine vernunftgemäße, aufgeklärte Gottesverehrung. Darüber hinaus kennzeichnen den Josephinismus antikurialistische Auffassungen und Ordensfeindlichkeit.²⁹⁾ Und in seiner „Geschichte der abendländischen Aufklärung“ schreibt Valjavec: „Der Josephinismus ragt unter allen anderen Spielarten katholischer Aufklärung durch eine besonders starke, geradezu pedantische Bindung an den Staat und eine überaus lange Dauer seiner Geltung hervor.“³⁰⁾

Ihre Hauptaufgabe erblickten die führenden Vertreter dieser katholischen Reformbewegung in einer qualitativ bedeutend zu verbessernden Priesterausbildung und in der allgemeinen Volksaufklärung. Um überlieferte Mißbräuche, die dem Bildungswillen des einzelnen entgegenwirken könnten, abzuschaffen, mußten gleichzeitig Inhalt und Dauer des Schulunterrichts verbessert werden.³²⁾

Exponent dieser Bestrebungen und einer ihrer vornehmsten Förderer war in der Diözese Konstanz, zu der auch der Hauenstein gehörte, Ignaz Freiherr von Wessenberg, Bischofsverweser in Konstanz. In seinem Seminar zu Meersburg zog er die Priester heran, die seine Vorstellungen von Christentum und Gottesdienst verwirklichen helfen sollten. Dazu gehörte die Liebe zu Gott und den Menschen als Zeichen christlicher Gesinnung und die religiöse Duldung als Wesen christlicher Nächstenliebe.³³⁾ Die Einschränkung des liturgischen Kirchengesanges, die neuen Rituale und die Gebete der Priester in deutscher Sprache sollten den Gottesdienst wahrhafter und bewußter werden lassen, dessen Kern Wessenberg in der Predigt sah.³⁴⁾ Überdies gehörte die Einführung der deutschen Sprache zu den Vorstellungen von einer deutschen Nationalkirche, wie sie die Vertreter des episkopalistischen Kirchen-

rechts anstrebten.³⁵⁾ Die Territorialherren folgten in jenen Jahren des Bruchs mit den Traditionen den katholischen Reformbestrebungen nur insoweit, wie diese dem universellen Papsttum und seiner absoluten Gewalt entgegenwirkten. Der süddeutschen Fürsten Ziel war eine katholische Landeskirche nach protestantischem Vorbild. Darüber hinaus wiesen diese Tendenzen in den heranwachsenden deutschen Staaten deren Anspruch nach, das gesamte öffentliche Leben in die Hände der eigenen Administration zu bringen. Dazu halfen im Großherzogtum Baden das erste Konstitutionsedikt vom 14. 5. 1807, in dem u. a. der staatliche Einfluß auf die Ernennung von Priestern und Lehrern fixiert wurde. Der Einfluß kommt ferner in der staatlichen Eheordnung vom gleichen Jahre zum Ausdruck, die die standesamtliche Trauung begründete, und auch in der landesherrlichen Verordnung von 1830 in den Staaten der 1821 gebildeten Oberrheinischen Kirchenprovinz, „betreffend die Ausübung des verfassungsmäßigen Schutz und Aufsichtsrechtes des Staates über die katholische Landeskirche“.³⁶⁾ Für die Salpeterer waren alle diese Maßnahmen Beweise für den unkatholischen Geist seiner Urheber. Zuerst hatten die Beamten Vorderösterreichs die alten Rechte und Freiheiten genommen. Dann sollten sie ihren Kaiser gegen einen Großherzog eintauschen. Nun sahen sie ihren Glauben gefährdet.

„Ich folge dem Papst. Die Freidenker sagen Papst hin, Papst her, wir können Gott gefallen ohne ihn. Ihr Heuchler. Wer hat denn den Papst gesetzt? Die heutigen Freiheitsprediger wollen unter betrügerischem Vorwand die Menschen frei und glücklich machen, in der Tat haben sie aber keine Absicht, als die Religion und den Gottesdienst zu vertilgen . . .“ Das adressierte an die „Herren Gnaden und Excellenzen“ am 12. 4. 1832 der Schneider Fridli Baumgartner in Görwihl.³⁷⁾

Er und viele andere Salpeterer, wallfahrten seit Jahren schon in die Klöster Einsiedeln und Maria-Stein in der Schweiz. Hier beichteten sie recht und erlebten den Gottesdienst in gewohn-

ter Umgebung und der alten Liturgie. Neben der Erbauung brachten sie aber auch Argumente und Schriften mit in die Dörfer zurück. Beide Klöster waren Gegner der Schüler Wesenbergs und gegen den staatlichen Einfluß auf Kirche und Schule. Als am 24. 1. 1832 eine Abordnung der Salpeterer im Bezirksamt Waldshut zu ihren Beschwerden vernommen wurde, traten diese Hintergründe ebenfalls zutage. Die Salpeterer gaben zu Protokoll, bei der päpstlichen Nuntiat in Luzern und oft in den Klöstern Wettingen und Muri gewesen zu sein. Dort hatten sie die in den badischen Schulen eingeführten Katechismen und Lesebücher gezeigt. Ihnen wurde zur Gewissenssache gemacht, ihre Kinder nicht mehr in die Schule zu schicken, weil sie nicht mehr nach dem alten römisch-katholischen Glauben unterrichtet würden.³⁸⁾

Weder über Qualität noch Quantität dieser Gegenklärung ließ sich in der benutzten Literatur Ausführlicheres erfahren. Typisch für die vorherrschenden Auffassungen und ihre Übereinstimmung mit den überlieferten Salpetererargumenten, war aber die im Hotzenwald weit verbreitete Broschüre „Der große Abfall“, verfaßt von Pater Pirmin Pfister in Einsiedeln, gedruckt 1832 in Schwyz. Sie enthielt u. a. eine Warnung an die Schweizer vor den Folgen der Französischen Revolution und führt als abschreckendes Beispiel die Verhältnisse im Norden an: „Sehet ihr nicht, wie man im benachbarten Großherzogtum Baden, vermöge der obersten Aufsicht über die Erziehung, die Schulen der Katholiken mit unkatholischen Lehrern besetzt; unkatholische Lehr- und Lesebücher vorschreibt, um die Kinder in unkatholischen Lehren zu erziehen . . .“

Gerade diese Behauptung aber diente den Salpeterern als Ausweis für die Berechtigung eines denkwürdigen Schulstreiks in der deutschen Schulgeschichte.

5. Schulreformversuche geben Anlaß zum Schulstreik

Zu den Auswirkungen der Salpetererunruhen

auf das Schulwesen fand Jakob Ebner im Generalandesarchiv und in Kirchenarchiven einige Dokumente. Sie veranschaulichten Ausmaß und Resonanz der Schulstreiks und sollen hier wiedergegeben werden:

„Die Salpeterer schicken keines ihrer Kinder in die Schule und verhöhnen Pfarrer und Lehrer. Schon stehen die Schulen in den Salpetererorten ganz leer und man müsse, wenn der Unfug länger geduldet werde, überall in der Grafschaft Hauenstein die Schulen schließen. Zuerst zeigten sich diese Übelstände in den Gemeinden Hochsal, Görwihl und Rotzel. Bald war auch die Bewegung über die Gemeinden Birndorf, Kohlweg, Buch, Rotzingen, Hänner, Murg und Rickenbach ausgebreitet.“⁴⁰⁾

Lehrer Schmid aus Hochsal berichtet am 17. Juni 1832 an das Pfarramt:⁴¹⁾

„Die Salpeterer schicken ihre Kinder nicht zur Schule. Auch die Kinder von Nichtsalpeterern bleiben weg. Bei den jetzigen Feldarbeiten kommen einige gar nicht, andere äußerst selten und die übrigen nach Belieben. Bei solchen Umständen ist es unmöglich, daß etwas geleistet werden kann. Aller Eifer von Seiten des Lehrers muß lahm und stumpf werden.“
Lehrer Fritz in Birndorf äußert sich am 1. 12. 1832 über den Schulbesuch der Kinder von Josef Ebner aus Schadenbirndorf: „Ihr Vater hatte ihnen die Annahme der Schulbücher verboten und statt dessen den Katechismus von Einsiedeln dafür gegeben . . .“⁴²⁾

Am 2. 8. 1833 schreibt Pfarrer Theodor Heel aus Birndorf: „Bei den gegenwärtigen salpeterischen Unruhen hat jedes wohlthätige Einwirken auf die Schule aufgehört. Der Besuch der Sommerschule richtet sich ganz nach der Laune und Willkür der Eltern und Kinder. Es sei in Birndorf vorgekommen, daß nur 1, 4 oder 6% der Kinder zur Schule kamen . . .“⁴³⁾

Kurz zuvor war, der gleichen Quelle nach, ein Salpetererverein gegen den Schulhausbau für die Orte Birkingen, Kuchelbach und Bohland gegründet worden, dem ein Sohn von Riedmatters Gefolgsmann Kannut Esser, vorstand.⁴⁴⁾

Am 11. Mai 1834 berichtet Pfarrer Karl Eschbach von Hochsal: „ . . . Die Zahl dieser Salpeterer, welche die Kinder nicht in die Schule schicken ist hier in Hochsal 13 Bürger, welche 36 zur Alltagsschule pflichtige Kinder haben, in Rotzel sind 8 Bürger mit 28 Kindern, in Albert ist 1 Bürger, der 3 schulpflichtige Kinder hat.“⁴⁵⁾

Und Pfarrer Paulin Krez schreibt am 12. Mai 1834 an das Bezirksamt: Hier in Görwihl ist alles beim alten. „Die Salpeterer sind ruhig. Halten ihre Zusammenkünfte, gehen nicht in die Kirche, schicken nicht ihre Kinder in die Schule . . .“⁴⁶⁾

Und im Visitationsbericht des Pfarrers Jakob Diek aus Hochsal steht bereits 1812: „ . . . Die Kinder werden im Winter fleißig (in die Schulen) geschickt, aber nicht so im Sommer. An Ermahnungen fehlt es nicht, auch nicht an gesetzlichen Strafen . . .“⁴⁷⁾

Forschen wir nach Ursachen für den Schulstreik im Hotzenwald, so zeigen diese Auszüge auch, daß durchaus nicht für alle Eltern „unkatholische“ Neuerungen Anlaß waren, ihre Kinder nicht oder nicht immer zur Schule zu schicken. Es spielten da häufig handfeste wirtschaftliche Interessen oder Zwänge eine Rolle, und es reichte hier offenbar nicht aus, daß der Staat dem Rechnung trug und in Schulgesetzgebung und Ferienverteilung auf die Schwerpunkte landwirtschaftlichen Einsatzes Rücksicht nahm. Darüber hinaus bestätigt die Erfahrung jedes Lehrers unserer Tage die Überzeugung Grafts, die sich auf entsprechende Berichte des Schulinspektors Mayer im Kapitel Lindau 1820 stützt, daß sich viele Schulversäumnisse „durchaus mit dem – auf mangelndem Bildungsstand beruhenden Eigeninteresse erklären“ lassen.⁴⁹⁾

Die Schule im Dorf war den Hauensteinern bereits seit langem vertraut. Schon 1774 hatte Maria Theresia den ganzjährigen Unterricht in ihren Ländern angeordnet.

Die Markgrafschaft Baden war dagegen 1805 noch nicht ganz so weit. Immerhin hatte hier der aufgeklärte Monarch Karl Friedrich, für den

die Schulen nicht „Selbstzweck als Bildungsstätte des Volkes . . . vielmehr . . . ein Mittel zur Verwirklichung seiner Volksbeglückungspläne“⁵⁰⁾ für eine Reform des gesamten Schulwesens⁵¹⁾ Sorge getragen.

Den Vorsprung der Teile Vorderösterreichs, die an Baden fielen, verdankten sie der Arbeit Wessenbergs, der auch nach 1806 das Schulwesen im Bistum Konstanz zu verbessern suchte und dessen Bemühungen im Großherzogtum von Einfluß auf die Schulgesetzgebung waren. Um den „miserablen“ Zustand der Schulen zu verbessern, widmete er seine besondere Aufmerksamkeit der Lehrerausbildung. „So wie ich den Charakter der Schullehrer kennenlernte, darf ich wohl die allgemeine Regel aufstellen, daß es nicht die Lust für das schwere Erziehungsfach ist, was sie antreibt, ihren Beruf zu erfüllen, sondern die Not, auf diese Weise ihre Nahrung zu suchen.“⁵²⁾

Besonders die Bauern, die ja den überwiegenden Bevölkerungsanteil stellten, sollten an der Bildung teilhaben, weil mangelhafte Bildung eine Barbarei sei. Voraussetzung für die bessere Arbeit und Bildung der Lehrer war die der Priester. Unverändert war die kirchliche Aufsicht über die Schule geblieben, wenn auch an die Stelle der ehemaligen Gewalten der Landesherr die Pfarr- und Schulstellen, entsprechend den §§ 35 und 36 des Reichsdeputationshauptschlusses als landesherrliche Dienste an sich zog und Oberster Dienstherr der so bedeutend erweiterten Beamtschaft blieb.⁵³⁾

Außer mit dem Meersburger Seminar sorgte Wessenberg für die Weiterbildung seiner Geistlichen durch Pastorkonferenzen und – in richtiger Erkenntnis der Bedeutung von Presse und Information für die Bildung und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Priester, – durch eine Zeitschrift: „Archiv für Pastorkonferenzen“. Damit erreichte er, daß sich die Geistlichen „mit Eifer der Vervollkommnung des Volksschulwesens“ widmeten.⁵⁴⁾

Die Geistlichen und Lehrer aus Wessenbergs Schule wirkten vor allem im Religionsunterricht den Traditionen merkbar entgegen. Ihren

besonderen Bemühungen entsprachen dann auch der neue Katechismus und ein Lesebuch, die mehr enthielten als „trockene Lehrsätze“ und scholastische Begriffe.⁵⁵) Den Schülern wie der Gemeinde sollte nicht irgendein Wunderglaube, sondern das Wort Gottes⁵⁶) nahegebracht werden.

In die Schulen und Kirchen der Dörfer des Hotzenwaldes gesellten sich aufgrund dieser Entwicklungen zu den Berufskollegen „alter Schule“ mehr und mehr „Wessenbergianer“. In ihnen sahen die Salpeterer die Verderber und „Antichristen“, ihretwegen weigerten sie sich beharrlich, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Nachdem sich im August 1832 Gendarmen, die Salpetererkinder zwangsweise in die Schule holen wollten, der Lächerlichkeit preisgaben, verzichtete die staatliche Gewalt auf diese Methode und hielt sich an die Eltern: Die Mütter der betroffenen Kinder hatten diese nackt ins Bett gelegt und die Kleider versteckt.⁵⁷)

Bezeugt ist, daß Frauen geradezu fanatisch den Schulstreik unterstützten. Sie drohten mit Ehescheidung, wenn ihre Männer unterschrieben, die Kinder wieder in die Schule schicken zu wollen.⁵⁸)

Trotz alledem versuchten die Behörden, die Schulpflicht auch für die Kinder der Salpeterer durchzusetzen.

In einer Eingabe an das Bezirksamt Waldshut vom 10. 4. 1843 des Bürgermeisters Jehle von Birndorf heißt es:

„ . . . von Schadenbirndorf werden jeden Monat ungefähr 20 Gulden Schulversäumnisgelder gewaltsam eingezogen . . .

Dem Johannes Ebner sind schon 10 Stück Rindvieh und 8 Stück Liegenschaften mit Gewalt weggenommen worden . . .

Die vier Waisenkinder des Stefan Ebner sel., welche durch Schulversäumnisse ihr ganzes Vermögen verloren haben, muß die Gemeinde unterhalten . . .“⁵⁹)

Diese Maßnahmen waren durchaus rechtens und beruhten auf dem § 3 des 13. Konstitutionsediktes vom 13. 5. 1803 „Über die Organi-

sation der gemeinen und wissenschaftlichen Lehranstalten“:

„Mutwillige Schulversäumnisse, die nämlich nicht durch Krankheit der Kinder oder durch vorübergehende dringende Hausgeschäfte, z. B. in der Ernte, Heuernte, u. s. w., oder durch die Krankheiten der Eltern entschuldigt werden . . . müssen nicht geduldet werden, sondern von den Kindern, wenn deren Eigenwille daran Schuld ist, oder an den Eltern, wenn diese dazu den Kindern Anlaß geben, an jenen durch mäßige Züchtigung, an diesen durch kleine Geldstrafen von 12 bis höchsten 60 Kreuzer zum Ortsalmosen oder durch 4 bis 24stündige Einsperrung ins Bürgerhäuslein bestraft werden.“⁶⁰)

In der landesherrlichen Verordnung vom 15. 5. 1834, die eine grundlegende Neugestaltung des badischen Unterrichtswesens zum Inhalt hatte, wurde unter Titel II, III. Kapitel in den §§ 13–15 das o. g. Edikt mit aufgenommen und ergänzt.⁶¹)

Und doch erschienen die Strafen im Vergleich zu denen, die sie erwarteten und erhofften, in den Augen der unteren Behörden, der Bevölkerung und der Salpeterer selbst als zu gering. „Wenn wir nur gering gestraft werden“, so redeten die Salpeterer, „dann ist unsere Sache rechtens“. „Wenn die Salpeterer nur gering gestraft werden“, so mögen die Unbeteiligten gedacht haben, „riskieren wir wenig, wenn wir dem Staat Steuer und Heeresfolge verweigern. Es wird schon was dran sein an dem, was die Unruhigen fordern. Man würde sie doch sonst köpfen oder nach Ungarn schicken.“⁶³)

Und die Geistlichen und Lehrer klagten: „ . . . dem Mangel aller Konsequenz und Energie von Seiten der Oberbehörden sind die Fortschritte der Salpeterer zuzuschreiben . . .“⁶⁴)

Am Anfang der Salpetererunruhen im 19. Jahrhundert, im Jahre 1813 war der junge Badische Staat nicht ganz so großzügig und schickte Militär in die Salpetererdörfer. Wenn auch schon damals die Strafen mild waren, so zeigte die Besetzung, daß die neue Regierung Grenzen zie-

hen wollte. Es läßt sich an dem Verhalten der Staatsmacht den Salpeterern gegenüber, die Konstitution dieses Staates ablesen. Umgekehrt zeugen die Salpeterer für seine Schwierigkeiten, zu einem geschlossenen Ganzen zu werden.

6. Passiver Widerstand gegen das Großherzogtum

Es grenzt an ein Wunder, daß das junge Großherzogtum nicht an dem Brocken erstickte, den ihm das Wohlverhalten gegenüber Napoleon in den Jahren 1805/06 einbrachte. Baden hatte den größten Zuwachs an Land und Bevölkerung zu verkraften, die, wie die Teile Vorderösterreichs, Jahrhunderte hindurch eine eigene kontinuierliche Tradition besaßen und auch, wie die Hauensteiner Geschichte beweist, eine Tradition an Rebellionen. Unruhen fanden vor und während der Französischen Revolution auch in anderen Schwarzwaldgegenden statt.⁶⁵⁾ Und hätten die Revolutionäre in Frankreich sich nicht gar so kirchenfeindlich gebärdet, hätte die vorderösterreichische Regierung in Freiburg die Garnison zu recht verstärkt: Im Hauensteinischen hatte sich der alte Freiheitsgeist wieder so fühlbar geregt, daß in Freiburg ein bewaffneter Einfall befürchtet wurde.⁶⁶⁾

Und wenn die Unruhen im Hauensteinischen nicht schon 1805 begannen, dann lag es sicher daran, daß die Hauensteiner während der napoleonischen Kriege und der Not in ihrem Gefolge andere Sorgen hatten.

Die Abneigung gegen die Zugehörigkeit zu Baden bestand aber von Anfang an.⁶⁷⁾ Nicht nur im Hotzenwald. „In den vormals katholischen Rheinlanden geht Österreich über alles . . . Im Breisgau nebst den Gebirgsgegenden des Schwarzwaldes ist unter den Einwohnern, den ältesten Untertanen des Hauses Habsburg, die . . . Anhänglichkeit und Verehrung für Österreich grenzenlos . . .“⁶⁸⁾ Das führte bis zu konkreten Schritten des Adels und angesehener Bürger, Kaiser Franz I. von Österreich zu bewegen, den Breisgau oder die ehemaligen Vorlande wieder zu übernehmen.⁶⁹⁾ Am

6. 6. 1814 wurden vom Kaiser in der gleichen Angelegenheit auch Abgesandte vom Hauensteiner Land in Basel empfangen.⁷⁰⁾

Diesen zentrifugalen Kräften, die den Bestand des jungen Staates ernsthaft gefährdeten, mußte begegnet und der Verschmelzungsprozeß von Alt- und Neubadenern beschleunigt werden. Diese Aufgabe wurde, folgen wir hier Lothar Gall,⁷¹⁾ in zwei Etappen in Angriff genommen: Am Anfang standen die Organisationsedikte, die u. a. alte Herrschaftsgrenzen beseitigten. Den zweiten, schwereren Schritt bildeten die Bemühungen, im Volk ein Staats- und Einheitsbewußtsein zu wecken. Alle sollten in irgendeiner Form am Staat beteiligt werden und Mitverantwortung tragen. Diese Bestrebungen mündeten in die Badische Verfassung von 1818, die den Bestand des Staates festigte. Besonders die Verwirklichung dieser Verfassung, aber auch die Stabilität dieses so rasch vergrößerten Staatsgebildes verdankte das Großherzogtum dem Freiherrn Sigismund von Reitzenstein, der als Schöpfer des neuen Staates und seiner Verwaltungsorganisation gilt.⁷²⁾

Von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zeugt die relative Ruhe im Lande Baden, im Vergleich zu anderen deutschen Staaten, bis weit in den Vormärz hinein.⁷³⁾

Die Hauensteiner, später nur noch die Salpeterer, bildeten in ihrer konsequenten Ablehnung gegen das neue Staatswesen, die im Grunde genommen ihren Ausdruck auch in eben den Kirchen- und Schulstreiks findet, eine Ausnahme. Welcker begründet sie so: „Das Elend des Landvolks mußte man am meisten fühlen, wo neben dem größten Druck noch viele Rechte der alten Freiheit in den Gerichten, Sitten und Gewohnheiten vorhanden waren, und wo durch die Nachbarschaft der Schweiz seit langem her eine geheime Sehnsucht nach gleicher Befreiung in den Gemütern genährt wurde.“⁷⁴⁾ Hinzu kam der konfessionelle Gegensatz. Der Rheinische Merkur prüft in einem Artikel am 1. 9. 1815 die Gründe für die Unzufriedenheit der Neubadener und sieht in dem Wechsel einer katholischen Bevölkerung von einem katholi-

sehen zu einem protestantischen Herrscherhause eine Ursache.⁷⁵⁾ Und Ignaz von Longner repräsentiert diese katholische Bevölkerung, wenn er behauptete: „Mit dem Streben zur unbegrenzten bürokratischen Allmacht verband sich die Unduldsamkeit der altbadischen Beamten und ihr Haß und ihre Feindschaft gegen alles was katholisch hieß“.⁷⁶⁾

Und von den neuen Möglichkeiten der Mitverantwortung im Staate blieben die Hotzenwälder Bauern, – wie die ganze übrige „noch in den Fesseln der alten Agrarverfassung lebende bäuerliche Bevölkerung, noch über die Wahlrechtsbeschränkung hinaus“⁷⁷⁾ ausgeschlossen. Die alten Einungsvfassungen waren endgültig dahin. Es blieb nicht einmal die leiseste Illusion, auch nur auf unterster Ebene mitreden zu können. Der badische Staat schien vor allem den Salpeterern um vieles schlechter als die Habsburger Herrschaft. Ihre Haltung dem Großherzogtum gegenüber ist uns in Briefen überliefert, die sie an Behörden richteten. Hier einige Auszüge:

Valentin Ebner von Schadenbirndorf am 24. 6. 1828 an den Oberamtmann Schilling in Waldshut: „Ich lasse den Oberamtmann freundlich grüßen, er soll meinen Sohn vom Militär freilassen. Die Grafschaft Hauenstein hat ihre Rechte von dem Kaiser von Österreich als eine Schenkung für die ritterlichen Heldentaten die die Hauensteiner getan haben in Österreich. Darum streite ich Valentin Ebner von Birndorf ritterlich für die Grafschaft Hauenstein und habe mich nirgendwo zu den neuen Rechten verstanden. Ich halte allezeit zu dem Kaiser von Österreich und falle nicht davon ab. Ich habe meinen Sohn nicht verkauft, wie so viele Väter ihre Kinder verkaufen . . .“⁷⁸⁾

In einem, von 13 Salpeterern unterschriebenen Brief an das Bezirksamt Waldshut vom August 1832 hieß es:

„Es ist einem wohlloblichen Bezirksamt wohlbekannt, daß wir Unterschriebenen noch niemals unter den neuen Gesetzen gehuldigt haben. Wir bleiben bei den landesfürstlichen Gesetzen, sowohl im Geistlichen als Weltlichen,

wie unsere eingesperrten Mitbrüder es schon vor uns an das Amt abgegeben haben. Wir wollen kein großes Schreiben machen. Wir bleiben bei den hauensteinischen Rechten und Gerechtigkeiten. Unser Land ist privilegiert und der Prinz Ferdinand hat es provisorisch an den Großherzog von Baden abgegeben.“⁷⁹⁾

Am 25.7. 1834 wurden 19 Salpeterer, „wegen Vergehens der strafbaren Nichtanerkennung des Staatsoberhauptes, der Verweigerung der Erbhuldigung und des Gehorsams gegen die Großherzoglichen Gesetze und Verordnungen“⁸⁰⁾ zu je 3 Monaten Arbeitshaus verurteilt. Die Salpeterer reagierten auf das Urteil mit einem Brief, in dem sie noch einmal die seit den Zeiten des Salpetererhannes gewachsene und verhärtete Einstellung manifestierten:

„Wir widersprechen dem obigen Urteil, weil es wider die landesfürstlichen Gesetze gesprochen ist. Wir bleiben bei den landesfürstlichen Rechten und Gesetzen, wir verlangen von den ‚Alliierten‘ eine Untersuchung die unparteiisch richtet und spricht. Wir haben dem Landes- und Ortsvorsteher niemals etwas übergeben, wir haben die Landstände niemals anerkannt oder ihnen gehuldigt, wir sehen wohl ein, daß es der neuen Verfassung ernst ist mit uns, wir wollen auch ihnen zu erkennen geben, daß es auch uns ernst ist. Wenn unser Richter nur eine Stunde vor einem aus uns stirbt, soll er auf der Stelle vor Gottes Gericht erscheinen, diese Vorladung machen wir nicht aus Haß oder Rache.“⁸¹⁾

Wie antwortete denn nun die Großherzoglich Badische Regierung auf die Herausforderungen der Salpeterer? Schickte sie wieder wie 1813 Militär auf den Hotzenwald? Der Großherzog und seine Regierung reagierten überhaupt nicht. 1812 war von Pfarrer Lukas Meyer (Gurtweil) im Auftrag des Innenministeriums ein „geschichtliches Gutachten anhand der im Hauensteiner Archiv zu Dogern befindlichen Akten und Urkunden“⁸²⁾ der beginnenden Unruhen wegen verfaßt worden. 21 Jahre später erklärte das Hofgericht in Freiburg auf eine entsprechende Anfrage des Bezirksamtes in Waldshut, daß sich diese Sache in keiner Beziehung zur

rechtlichen Aburteilung eigne.⁸³⁾ Die Aufsässigen zu strafen, blieb Sache der Polizei.

An dieser Haltung ließe sich die Weisheit einer Regierung und ihrer Behörden preisen, die die Rebellen entschärfen, indem sie sie ignorierten bis den Unruhigen ohne greifbare Erfolge die Puste ausgehen mußte. Doch war hier wohl weniger politische Klugheit oder Großzügigkeit im Spiel. Sicher war die inzwischen gewonnene Stabilität des Großherzogtums eine Ursache für die Gelassenheit seiner Behörden. Ausschlaggebend hierfür werden aber die politischen Zeiterscheinungen in Deutschland und Europa gewesen sein, die die Salpeterer zu unbedeutenden und unzeitgemäßen Außenseitern schrumpfen ließen.

Anmerkungen:

¹⁾ Wernet, K. F., Hauenstein in Vorderösterreich (Metz, F. Hrsg.), Freiburg ²1967, S. 437.

²⁾ Ebner, J., Die Geschichte der Salpeterer . . . , S. 38.

³⁾ Erwähnt sind besonders die Gemeinden Hochsal, Görwihl, Rotzel, Birndorf, Kohlweg, Buch, Rotzingen, Hänner, Murg und Rickenbach. Vgl. dazu: Ebner, J., Die Salpeterer . . . , in Bad. Heimat 1932, S. 199.

⁴⁾ Des ev. Pastors Wilmsen „Der dt. Kinderfreund“ enthielt mehr „Realien“ als Texte religiösen Inhalts.

⁵⁾ Ebner, Geschichte der . . . , Pfarrei Birndorf, S. 202.

⁶⁾ Sutter, K., Die letzten Salpeterer, Badische Zeitung Nr. 117 SR 1972.

⁷⁾ Schnabel F., Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1, Herder-Bücherei Bd. 201/202, Freiburg 1964, S. 10.

⁹⁾ Zu Diesem und Folgendem: Gothein, E., Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, Bd. 1. Straßburg 1892, S. 742 ff.

¹⁰⁾ Vgl. dazu auch: Wernet, K. F., Die Grafschaft Hauenstein, in „Vorderösterreich“ (F. Metz, Hrsg.) Bd. 2, 1959, S. 446.

¹¹⁾ A. a. O., S. 437.

¹²⁾ Gothein, E., Wirtschaftsgeschichte, S. 742.

¹³⁾ Vgl. dazu: Streisand, Joachim, Deutschland 1789–1815, Berlin 1959, S. 140.

¹⁴⁾ Birkenmeyer, Geschichte der Stadt Waldshut, Waldshut ²1927, S. 181.

¹⁵⁾ Aus dem Bericht zur Kirchensituation vom 7. 11. 1812 verfaßt von Jakob Dietz, von 1807–1827

Pfarrer in Hochsal, abgedruckt bei Ebner, Geschichte der Pfarrei Hochsal, Unteralpfen 1958, S. 61.

¹⁶⁾ Pfarrer Fidelis Kammerer in einem Schreiben vom 14. 1. 1819, abgedruckt bei Ebner, Geschichte der Ortschaften der Pfarrei Luttingen . . . , Unteralpfen 1956. Zur Illustration dazu eine Übersicht über die Preisentwicklung in den Jahren 1815–1818, vgl. Anlage Nr. 7.

¹⁷⁾ Schnabel, F., Deutsche Geschichte . . . , Bd. 6, Herder-Bücherei, Bd. 208, S. 84.

¹⁸⁾ Am 11. 6. 1820 hieß es in einer Stellungnahme des Amtes Waldshut zu dem Görwihler Antrag auf Jahrmärkte: „Was sollte denn da gehandelt werden? Der arme Schwarzwälder könne ja doch nur wie üblich bei Grundbirnen, Milch und Haferbrot bleiben . . . Glauben die Görwihler etwa, daß die Verbreitung solcher Sachen (Zucker, Kaffee, Gewürz od. dgl.) auf dem Schwarzwald überhaupt wünschenswert wäre?“ Zit. bei Ebner, Geschichte v. Görwihl, S. 36.

¹⁹⁾ Schnabel, Deutsche Geschichte, Bd. 6, S. 84.

²⁰⁾ Bader, Joseph, Die ehemalige Grafschaft Hauenstein und ihre Bewohner, in: Badenia, Jahrgang 1, Klrh. und Freiburg 1839, S. 26.

²¹⁾ Lauer, H., Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden, Freiburg 1908, S. 97.

Longner, J. v., Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz, Tübingen 1863, S. 397 ff.

²²⁾ A. a. O., S. 169 ff., S. 217 f. Lauer, H., Geschichte der kath. Kirche . . . , S. 145; Maas, H., Geschichte der kath. Kirche in Baden, Freiburg 1891, S. 169 ff.

²³⁾ Rolfus, Die Salpeterer . . . , S. 39.

²⁴⁾ A. a. O., S. 152.

²⁵⁾ Lauer, Geschichte der katholischen Kirche, S. 145.

²⁶⁾ Maas, Heinrich, Gesch. d. kathol. Kirche . . . , S. 112.

²⁷⁾ Rolfus, Die Salpeterer . . . , S. 130, Hansjakob, K., S. 21.

²⁸⁾ Valjavec, F., Der Josephinismus, München ²1945, S. 8.

²⁹⁾ A. a. O., S. 59 ff.

³⁰⁾ Ders., Geschichte der abendländischen Aufklärung, Wien 1961, S. 181.

³¹⁾ Wie z. B. die große Zahl von Feiertagen, die üblich geworden waren.

³²⁾ Vgl. dazu: Graf, F. A., Südwestdeutsche Schulreform im 19. Jahrhundert, Meisenheim 1958, S. 15.

³³⁾ A. a. O., S. 60, vgl. dazu auch Longner, Beiträge . . . , S. 151 ff.

³⁴⁾ Am Beispiel der deutschen Vesper weist F. Popp nach, daß „bei weitem die Mehrzahl der Aufklärungsliturgiker auf dem Boden der katholischen Glaubenslehre stand und nicht die Weltanschauung einer rationalistischen Aufklärung übernehmen woll-

te.“ Popp, Friedrich, Studien zu liturgischen Reformbemühungen . . . , FDA 87. Band, Freiburg 1967, S. 493.

³⁵⁾ Vgl. Schnabel, F., Deutsche Geschichte . . . , Bd. 7, Herder-Bücherei, Nr. 209/10, S. 21 ff.

³⁶⁾ Lauer, Geschichte der katholischen Kirche . . . , S. 79 f., und Longner, J. v., Beiträge zur Geschichte . . . , S. 148 ff.

³⁷⁾ Zitiert nach dem Abdruck bei Lauer, Geschichte der kath. Kirche . . . , S. 90.

³⁸⁾ S. Ebner, J., Die Salpeterer im 19. Jahrhundert, in Bad. Heimat, 1932, S. 164.

⁴⁰⁾ Ebner, J., Geschichte der . . . Pfarrei Birndorf, S. 102.

⁴¹⁾ Ders. in: Die Geschichte der Salpeterer des 19. Jahrhunderts, Unterlappen 1952, S. 34.

⁴²⁾ A. a. O., S. 38.

⁴³⁾ Ders., Geschichte der . . . Pfarrei Birndorf, S. 103.

⁴⁴⁾ Dasselbst

⁴⁵⁾ Ders., Die Salpeterer im 19. Jhdt., in: Badische Heimat 1932, S. 196.

⁴⁶⁾ Dasselbst.

⁴⁷⁾ Ders., Geschichte der Pfarrei Hochsal, Unterlappen 1958, S. 63.

⁴⁹⁾ Graf, F. A., Süddeutsche Schulreform . . . , S. 88.

⁵⁰⁾ Brunner, Karl, Die badischen Schulordnungen, Monumenta Germaniae Paedagogica, Band XXIV, Berlin 1902, S. XLIV.

⁵¹⁾ Ders., Ordnung für die Trivial-Nebenschulen 1798, a. a. O., S. 292 ff.

⁵²⁾ Wessenberg in einem Brief v. 10. 11. 1802; zitiert nach: Graf, F. A., Südwestdeutsche Schulreform . . . , S. 32.

⁵³⁾ Vgl. dazu das 13. Organisationsedikt vom 13. 5. 1803 und das 3. Konstitutionsedikt vom 22. 7. 1807, erläutert von Meching, H., Das Schulpatronat in Baden . . . , in: Baden im 19. u. 20. Jahrhundert (K. S. Bader, Hrsg.), Bd. 3, Klrh. 1953, S. 53 ff. und Gall, L., Der Liberalismus als regierende Partei, Wiesbaden 1968, S. 20.

⁵⁴⁾ Graf, Südwestdeutsche Schulreform, S. 64.

⁵⁵⁾ A. a. O., S. 116.

⁵⁶⁾ A. a. O., S. 118.

⁵⁷⁾ Geschildert bei Ebner, J., Die Geschichte der Salpeterer . . . , S. 29 f.

⁵⁸⁾ Dasselbst.

⁵⁹⁾ Zitiert nach Ebner, J., Geschichte der . . . Pfarrei Birndorf, S. 102. Um einen Vergleich über den Wert des Guldens zu haben, ein Beispiel: Lehrer J. Schmid, in Hochsal seit 1806 angestellt, hatte 1836 ein Jahreseinkommen von 193 Gulden (bei Ebner, Geschichte der Pfarrei Hochsal, S. 85); über die Kaufkraft des Gulden vgl. Anlage Nr. 7.

⁶⁰⁾ Brunner, K., Die badischen Schulordnungen . . . , S. 301.

⁶¹⁾ Die „Gegenstände des Unterrichts“ wurden hierin erheblich erweitert. Der Zweck der Verordnung wird im Lehrplan v. 30. 5. 1834 deutlich, in dem unter § 27 steht: „Der Zweck der Volksschule ist: das Kind zu einem verständigen und religiös-sittlichen Menschen zu bilden und in den jedem Erwachsenen im bürgerlichen Leben nötigen Kenntnissen zu unterrichten.“ Zitiert nach Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens, Bd. 4, S. 273. Vgl. dazu auch: Joos, Gesetze und Verordnungen . . . , S. 10 ff.

⁶³⁾ Rolfus, Die Salpeterer . . . , S. 155.

⁶⁴⁾ Ebner, J., Die Geschichte der Salpeterer . . . , S. 35.

⁶⁵⁾ Vgl. dazu: Obser, Karl, Baden und die revolutionären Bewegungen 1789 in ZGO NF 4, Freiburg 1889, S. 224.

⁶⁶⁾ Vgl. dazu: Bader, Joseph, Badische Landesgeschichte, Freiburg 1834, S. 579, und Draais, C. W. v., Geschichte . . . von Baden, Bd. II, Klrh. 1818, S. 461.

⁶⁷⁾ Albert, P., Der Übergang Freiburgs und des Breisgaus an Baden, Zeitschrift . . . von Freiburg (ZsF), Alemannia, Neue Folge 7, Freiburg 1906, S. 185.

Vgl. auch: Ders., Zur Geschichte des Regentenwechsels im Breisgau 1806, ZsF., Alemannia NF 8/Freiburg 1907, S. 257 f.

⁶⁸⁾ Aus dem Rheinischen Merkur vom 9. 7. 1814, abgedruckt bei Meerwarth, H., Die öffentliche Meinung in Baden . . . , Heidelberg 1907, S. 35.

⁶⁹⁾ Nach Stadtarchivar Kajetan Jägers Chronik denkwürdiger Begebenheiten der Stadt Freiburg, Freiburg 1826; abgedruckt bei: Albert, Der Übergang . . . , S. 187.

⁷⁰⁾ Kern, T. v., Die Freiburger Deputation in Basel 1814, ZsF, 1. Bd., Freiburg 1869, S. 249.

⁷¹⁾ Gall, L., Der Liberalismus in Baden, S. 7.

⁷²⁾ Vgl. dazu bes.: Schnabel, Franz, Sigismund von Reitzenstein . . . , Heidelberg 1927; ders., Deutsche Geschichte . . . , Bd. 3, Herder-Bücherei Bd. 205, Freiburg 1964, S. 107.

⁷³⁾ Vgl. Bader, J., Badische Landesgeschichte, S. 605 f.

⁷⁴⁾ Welcker, V., Baden, in Rotteck-Welcker, Staatslexikon . . . Bd. 2, Altona ² 1846, S. 33; s. auch: Schreiber, H., Die Salpeterer . . . , S. XV.

⁷⁵⁾ Bei Meerwarth, H., Die öffentliche Meinung . . . , S. 38.

⁷⁶⁾ Longner, J. v., Beiträge . . . , S. 149.

⁷⁷⁾ Gall, L., Der Liberalismus in Baden, S. 32.

⁷⁸⁾ S. Ebner, J., Die Salpeterer . . . , Badische Heimat, Jg. 1932, S. 198.

⁷⁹⁾ S., Ebner, J., Die Geschichte der Salpeterer,

S. 31f.; vgl. auch Schreiber, H., Die Salpeterer . . . , S. XXVIIIff.

⁸⁰⁾ A. a. O., S. 52.

⁸¹⁾ Ebner, J., Die Geschichte der Salpeterer . . . , S. 52 und S. 65; zum letzten Satz vgl. auch oben, S.

15.

⁸²⁾ Das bearbeitete Gutachten ist von Prof. H. Schreiber in Freiburg 1832 veröffentlicht worden:

vgl. dazu: Schreiber, H., Die Salpeterer . . . , S. Iff.

⁸³⁾ Ebner, J., Die Salpeterer . . . , Badische Heimat, Jg. 1932, S. 200.

Wähle

*Wie Du denkst,
so wirst Du leben:
Bist Du gütig,
hilfreich, klug,
wird das Leben Dir
mehr geben
als bei eitlem
Selbstbetrug.*

Helmut Steinbach

Urlauber

*Nimm etwas von der Ausgelassenheit
Der Urlaubstage heim in deine Stadt!
Laß jenes Lächeln, das dein Antlitz schmückte
In Wald und Feld, im Angesicht der Sonne,
Auch nach den kurzen Tagen nicht erlöschen,
Da dir die Freiheit wurde von des Alltags Pflicht, –
Das liebe Wort, so leicht dahingesagt
Zu einem Menschen, der dir gut sein will,
Laß es nicht in der Urlaubszeit zurück!
Das Werk, das unsre Kräfte fordern wird
An jedem Tag erneut ein volles Jahr,
Bedarf der Liebe Kraft, es ganz zu wirken,
Und unser Herz mit aller Innigkeit
Wider des Alltags Widrigkeit zu wappnen.*

Hans Bahrs



Dem Ziel entgegen. Holzschnitt von F. Finck.

(Alle Fotos: R. Morath)

Aus der Druckerei des Klosters St. Blasien

Das Alphabet des F. Finck

Rudolf Morath, Ulm (Donau)

St. Blasien im 18. Jahrhundert erscheint in mancherlei Beziehung als ein fast unerschöpfliches Thema. Zweimal erfuhr dieses Benediktinerkloster in jenen Jahrzehnten grundlegende bauliche Veränderungen, einmal veranlaßt durch eine längst fällige Neuordnung des Klosterareals¹⁾, zum anderen unumgängliche Notwendigkeit zur Behebung der Schäden, die eine verheerende Brandkatastrophe im Jahre 1768 angerichtet hatte. Neben der klassizistischen Baukunst eines Michel D'Ixnard²⁾, der sich im Auftrage des Fürstabtes Martin Gerbert entfalten konnte, entstanden auch nennenswerte Werke der Plastik und der Malerei³⁾.

Immer wieder wird auf die außergewöhnlichen Leistungen der Schwarzwaldabtei in Bezug auf wissenschaftliche Arbeiten hingewiesen, seien es nun theologische, linguistische, musikwissenschaftliche oder historische Themen, die erfolgreich bearbeitet wurden. Dem Archivrat am Generallandesarchiv Karlsruhe, Dr. Josef Bader, stand reichlich Material zur Verfügung,

als er im Jahre 1784 seinen umfangreichen Bericht schrieb über „Das ehemalige Kloster Sanct Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Academie“⁴⁾. Für die von ihm ausführlich behandelten achtzehn Gelehrten des 18. Jahrhunderts nennt er mehr als 120 teils mehrbändige Werke, die in Wien, Augsburg, Ulm, Freiburg und anderen Städten gedruckt wurden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstanden diese Werke mehr und mehr in der eigenen Druckerei des Schwarzwaldklosters. Über den wissenschaftlichen Wert der sanktblasienischen Autoren wurde schon sehr viel geschrieben. Bisher unbeachtet blieb aber die Arbeit in der Klosterdruckerei und das Bemühen, die Früchte der Geistestätigkeit dem Leser in einer ansprechenden typographischen Form anzubieten. Die Gestaltung der Bücher war ja immer schon abhängig vom Geschmack der Zeit. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Bücher, welche die Druckerei verließen, fast ohne jeglichen Schmuck.



In Kupfer gestochene Initialen mit lateinischem Text.

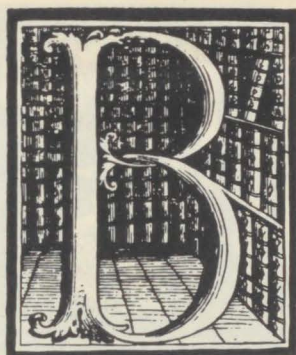
Sie entsprachen in ihrer sachlichen, aber keineswegs geschmacklosen Gestaltung – von den Arbeiten der Buchbinder ist hier nicht die Rede – dem klassizistischen Empfinden, das in der Kuppelkirche Martin Gerberts seinen Ausdruck fand. Barocke Vignetten und verzierte Initialen gehörten nicht mehr zum üblichen Buchschmuck, wie er um die Mitte des Jahrhunderts noch gang und gäbe war. Damals ließ man sich noch manches einfallen, um die Bücher im Stilgeschmack des Barock auszustatten. Die „*Monumenta augustae domus austriacae*“, eines der repräsentativsten Werke aus der Feder sanktblasierischer Gelehrter, zeigen uns eine Vielzahl von Initialen, wie sie zwischen 1750 und 1772 in Wien, Freiburg und St. Blasien verwendet wurden⁵⁾. Kaliwoda in Wien benutzte kleine Kupferstiche, die teilweise von bekannten Stechern stammten. Die barocken Buchstaben stehen in einem Bilderrahmen und sind geschmückt mit allegorischen Darstellungen, die aber mit dem Buchstaben selbst nicht unmittel-

bar in innerem Zusammenhang stehen müssen, während eine Verbindung mit dem lateinischen Kurztext über dem Rahmen gegeben ist (Abb. 2). Andere Initialen waren eingefügt in geometrische Ornamente. Sehr reizvoll ist eine Reihe mit chinesischen Motiven (Abb. 3). Die Druckereien in Wien, Freiburg und St. Blasien hatten ihr eigenes Satzmaterial. Es wurden aber auch die kleinen Kupferplatten von Druckerei zu Druckerei weitergegeben, zumal wenn sie Eigentum des Druckauftraggebers waren. So erscheint das wie ein Zeltdach über einen Altar gestellte A (Abb. 2) sowohl in der Wiener wie in der St. Blasier Druckerei, und zwar in verschiedenen Abwandlungen vom Kupferstich bis zum Holzschnitt mit und ohne Schrift. Dieses A war wohl der Ausgangspunkt für ein ganzes Alphabet, das in St. Blasien entstand und über Jahre hinweg geradezu typisch war für die Bücher aus der Druckerei des Klosters zur Zeit Martin Gerberts. In der dem Verfasser zur Verfügung stehenden

Initiale R auf Ornament und drei chinesische Motive.

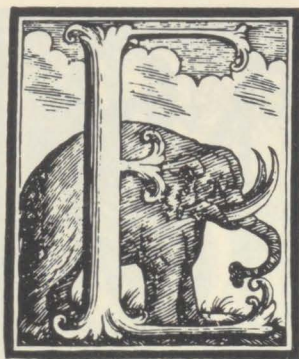


Im. 191 Im. 195 Im. 132 Im. 133



Literatur konnten 21 Initialen festgestellt werden, die zu diesem Alphabet gehören. Nur der erste Buchstabe ist vom Künstler signiert mit seinem Familiennamen Finck. Wer dieser Finck war, ist bis heute noch ungeklärt⁶⁾. Von seinem Vornamen kennen wir nur den Anfangsbuchstaben F. Der Holzschneider Finck schuf für die Klosterdruckerei in St. Blasien nicht nur ein ganzes Alphabet, sondern auch eine ganze Reihe von Vignetten, die als Buchschmuck verwendet wurden. Abb. 1 zeigt eine solche Arbeit Fincks mit zwei Wanderern, die ihrem auf dem Berge liegenden Ziele zustreben. Das einundzwanzigteilige Alphabet verdient besondere Beachtung. Es handelt sich um Holzschnitte von etwa 56 mm Höhe und 46 mm Breite. Gegenüber den Kupferstichen hatten sie den großen Vorteil, daß sie in den Schriftsatz eingefügt und mit diesem in einem Arbeitsgang im Buchdruckverfahren gedruckt werden konnten. Die Kupferstiche dagegen mußten in

einem eigenen Arbeitsgang in die Papierbogen im Tiefdruckverfahren eingedruckt werden, und erst dann wurde der Schrifttext gedruckt. Die barocke Form der Buchstaben hat Finck von den in Wien verwendeten Kupferstichen übernommen. Originell sind aber seine Zeichnungen, in die er die Buchstaben hineinstellt. An die Stelle von Bilderrahmen treten kräftige gerade Linien, die Bild und Buchstaben umranden. Die für die Abbildungen gewählten Motive stehen immer in unmittelbarem Zusammenhang mit den Buchstaben. So ist das A verbunden mit der Darstellung eines Altares. Das B ist hineingestellt zwischen die dichtgefüllten Regale einer Bibliothek. Im C tritt uns majestätisch ein Hirsch entgegen, der gewissermaßen auffordert, ihn nicht mit seinem deutschen, sondern mit seinem lateinischen Namen „Cervus“ anzusprechen, um so im Alphabet weiterzukommen, denn Finck legte seinen Motiven keine deutschen, sondern lateinische Wörter





zugrunde, wie es den Gepflogenheiten seiner Zeit und seiner Auftraggeber entsprach.

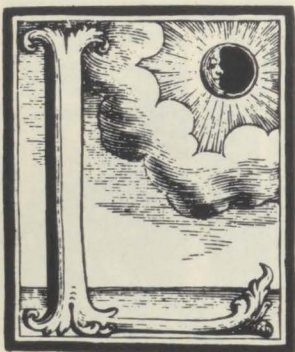
Die lateinischen Bezeichnungen für die bildlich dargestellten Begriffe sind ohne große Mühe zu erkennen. Die in der lateinischen Schrift fast ungebräuchlichen Buchstaben K, X, Y und Z fehlen in Fincks Alphabet. Zum Schmucke der anderen Buchstaben hat er folgende Begriffe verwendet:

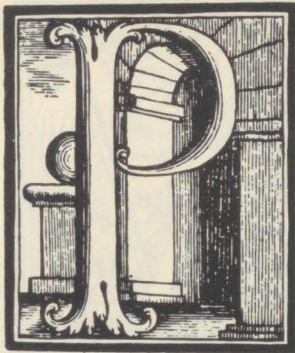
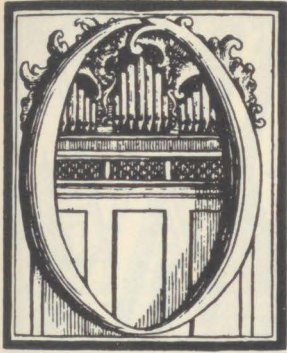
A	lat.: ara	deutsch: Altar
B	bibliotheca	Büchersammlung
C	cervus	Hirsch
D	domus	Haus
E	elephantus	Elefant
F	fons	Quelle, Brunnen
G	globus	Erdball, Globus
H	hortus	Garten
I	insula	Insel, Eiland
L	luna	Mond
M	miles	Soldat
N	navis	Schiff

O	organum
P	porta
Q	quercus
R	ruinae
S	silva
T	tectum
U	unicornis
V	villa
W	werra

Orgel
Pforte, Tor
Eiche
Trümmer, Ruinen
Wald
Obdach, Tempel
Einhorn
Landhaus
Krieg, Verwirrung

Mag es auch scheinen, als ob eine Reihe der verwendeten Begriffe der Alltagssprache entnommen sei, so ist doch nicht zu übersehen, daß viele Motive aus den Schul- und Studierstuben des Klosters stammen. Das Haus (D) ist nicht auf Sand, sondern auf guten Fels gebaut. Die Brunnensäule (F) besteht nicht aus Holz, sondern ist aus Stein gemauert als dauerhafter Quell des Lebens. Dem Elefant (E) begegnet man im Unterricht über ferne Länder, die auf dem Globus (G) verzeichnet sind, und die man



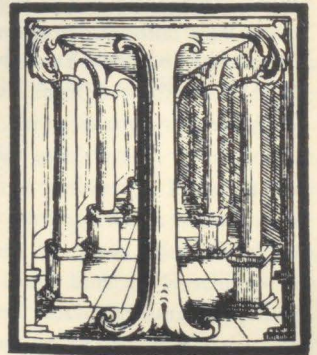


nach langer Fahrt auf dem Schiff (N) erreicht. Der kunstvoll angelegte Klostergarten (H) ist von einer schützenden Mauer umgeben. Im Geschichtsunterricht wird berichtet von kämpfenden Soldaten (M) mit Schild und Speer und von Kriegsschiffen, auf die von den Verteidigern der Hafeneinfahrt Feuer heruntergeschleudert wird, um sie in Verwirrung (W) zu bringen. Was Krieg und Feuersbrunst übriglassen, sind Ruinen (R) und zerfallende Mauern. Friedlich nimmt sich dagegen das wellenumspülte Eiland (I) aus, über das sich der Regenbogen spannt, ebenso das Landhaus (V), auf das die Strahlen der aufgehenden Sonne fallen: alles Begriffe, denen man bei der Lektüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller begegnet.

In das Reich der Mythologie führt das Bild des Einhorns (U), gleichgültig, ob man dieses Fabelwesen mit den Deutungen der Antike oder des Christentums verbindet. Die Pforte (P) ist Verbindung zwischen der Ruhe des Klosters

und dem Umtrieb der Welt. Die Orgel (O) dient zur Verschönerung des Gottesdienstes, und Kirchenmusik war in St. Blasien ein eifrig betriebenes Fach. Ob Finck bei seinem T an einen schützenden Kreuzgang oder an die Säulreihen eines antiken Tempels dachte, sei dahingestellt. Wald (S) umgibt die Abtei im Albtal, und in der lateinischen Bezeichnung „Hercynia silva“ für die deutschen Mittelgebirge ist auch das Wort quercus = Eiche (Q) enthalten.

Sehen wir nocheinmal die drei ersten Buchstaben im Alphabet des F. Finck an. Der Altar (A), hier dargestellt als eine Opferstätte des klassischen Altertums, erinnert an das Gebet, während die dichtgefüllten Regale der Bibliothek (B) an ernste geistige Tätigkeit, an wissenschaftliche Arbeit gemahnen. Gebet und Arbeit sind Inhalt der benediktinischen Klosterregel „ora et labora“. Daß der Bildschneider für den Buchstaben C den Hirsch ausgewählt hat, ist sicher auch nicht reiner Zufall, denn der Hirsch





ist das Wappentier des Klosters St. Blasien. Die drei ersten Buchstaben des Finck'schen Alphabets sind also ein deutlicher Hinweis auf den Ort seines Entstehens, das Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald.

Anmerkungen:

¹⁾ Ein Umbau der gesamten Klosteranlage erfolgte nach Plänen des Johann Michael Beer von Blaichten 1728–1742, und unter Mitwirkung von Giovanni Gaspare Bagnato. Die damals geschaffene Grundkonzeption liegt auch der heute erhaltenen Klosteranlage zugrunde.

²⁾ Michel D'Ixnard, 1723–1795, französischer Architekt, der nach seiner Ausbildung in Paris vor allem in Südwestdeutschland viele Sakral- und Repräsentationsbauten im klassizistischen Stile schuf. Sein bedeutendster Kirchenbau ist die Kuppelkirche in St. Blasien. In Freiburg schuf er das Palais Sickingen in der Salzstraße, heute Landgerichtsgebäude.

³⁾ Zu den bedeutendsten Künstlern gehörte vor allem Christian Wentzinger (1710–1797), der mit Simon Göser das Gemälde in der Kuppelkirche schuf. Er war geschätzter Berater des Abtes von St. Blasien. Joseph Hörr aus Blasiwald (1732–1785), „eines Bauern Sohn, dessen Talent sich offenbarte, da er als Knabe schon in Holz schnitzte, hat die besten Bildhauerarbeiten an der Kirche gemacht“ (Friedrich Nicolai, 1796).

⁴⁾ Freiburger Diözesan-Archiv, Band 8, 1874, S. 103–253. Der Beitrag erschien auch als Separatabdruck. – Während Bader an seiner Studie arbeitete, erhielt er die Hiobsbotschaft, daß die Kuppelkirche in St. Blasien durch ein Schadenfeuer zerstört wurde. Der Wiederaufbau in der jetzigen Form erfolgte kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

⁵⁾ Von dem reich illustrierten Werk *MONUMENTA AUGUSTAE DOMUS AUSTRIACAE* erschienen statt der geplanten fünf Bände die vier folgenden:

I. Marquard Herrgott: *SIGILLA ET INSIGNIA*. Wien 1750 bei Leopold Kaliwoda.

II. Marquard Herrgott und Rusten Heer: *NUMMOTHECA PRINCIPUM AUSTRIAE*. 2. Teile. Freiburg/Brg. 1752 und 1753 bei Johann Georg Felner.

III. Marquard Herrgott und Rusten Heer: *PINACOTHECA PRINCIPUM AUSTRIAE*. 2. Teile. Freiburg/Brg. 1760 bei Johann Georg Satron.

IV. Martin Gerbert nach Vorarbeiten von Marquard Herrgott und Rusten Heer: *TAPHOGRAPHIA PRINCIPUM AUSTRIAE*. 2. Teile. St. Blasien 1772. Typis Sanblasiensis.

⁶⁾ Eine Zugehörigkeit des F. Finck zu den in Wien tätigen österreichischen Holzschneidern ist nicht nachgewiesen. Man darf annehmen, daß er ein Landsmann aus dem Gebiet St. Blasien ist. Aus der Sippe Finck ist bekannt: Alexander Fink, 1775–1857, Lehrer in Blasiwald. Ein Sohn von ihm, Gallus Fink, war von 1866–1899 Pfarrer in Oberlauchringen und starb 1907 in Überlingen.



x men!

Georg Viktor Keller

Ein Mitarbeiter von Fürstabt Martin Gerbert zu seinem 150. Todestag

Franz Hilger, Pfaffenweiler

Im Sommer 1976 wurde das Kirchenschiff der Columbakirche in Pfaffenweiler bei Freiburg abgerissen. An seiner Stelle wird ein größerer Bau errichtet. Der Turm mit der Sakristei und die südliche Giebelmauer blieben erhalten. Interessiert wurden die Abbrucharbeiten von den Heimatforschern verfolgt, in der Hoffnung, unter dem Gemäuer Anhaltspunkte über die Baugeschichte und über die Geschichte der Gemeinde zu finden. Beim Studium geschichtlicher Unterlagen fand man auch Schriftstücke über den Wissenschaftler und katholischen Aufklärungstheologen Georg Viktor Keller. Der Geistliche, der als einer der bedeutendsten Mitarbeiter von Fürstabt Martin Gerbert und Ignaz Freiherr von Wessenberg galt, war 1820 bis zu seinem Tode im Jahre 1827 Pfarrer in dem Markgräfler Winzerdorf Pfaffenweiler.

Am 14. Mai 1760 wurde Keller in Ewattingen im Schwarzwald geboren. Sein Vater war der Dorfschmied Benedikt Keller. Schon früh wurden die besonderen Fähigkeiten des jungen Georg erkannt, und der Vater machte es möglich, ihn auf das Gymnasium der Benediktiner nach Villingen zu schicken. Später ging er nach Freiburg, wo er von dem damals als freimütig geltenden Professor Ruef und dem Musiker Umstatt gefördert wurde. In Wien studierte Keller Philosophie und Theologie, er fand auch Gefallen an der deutschen Literatur und besuchte daher so oft es ihm möglich war das Schauspiel- und Opernhaus.

Im Jahre 1778 besuchte Keller auf Empfehlung des sanktblasianischen Amtmanns von Ewattingen das Kloster St. Blasien. Beeindruckt von den wissenschaftlichen Arbeiten, die unter dem damaligen Abt Martin Gerbert und seinen Mit-

arbeitern dort geleistet wurde, bat Keller um Aufnahme in die Klostersgemeinschaft. Noch im gleichen Jahr nahm er das Habit der Benediktiner von St. Blasien an. Er gehörte mit den Novizen Philipp Ueber, Anselm Buß, Ambros Eichhorn, Lukas Mayer und Roman Maucher zu den letzten, die bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1807 in das Kloster St. Blasien eintraten. 1778 war die prachtvolle Kuppelkirche von St. Blasien, die 1783 vollendet wurde, im Bau.

Als Novize lehrte Georg Keller in Philosophie und wurde daher vom Chordienst befreit. Nach Beendigung des Noviziats legte er als Frater Viktor die Profeß ab und empfing 1785 in Konstanz die Priesterweihe. Eine besondere Vorliebe hegte er für die Studien der Philosophie, der Mathematik, der Altertumskunde und der Kirchengeschichte und wurde daher von seinen Vorgesetzten auch in jeder Hinsicht gefördert. Schon früh übertrug man ihm im Kloster den Unterricht in Philosophie, in Kirchenrecht und Kirchengeschichte. Viel war ihm an einer gründlichen Schulung in Diplomatik gelegen. Gerbert hatte sein Talent schon früh erkannt. Die freie Richtung des jungen Keller, welche manchem Mitbruder im Kloster nicht gefiel, beirrte den toleranten Fürstabt nur wenig. Als Gerbert ihn einmal zur Rede stellte, soll der Abt gesagt haben: „Lehren Sie wie und was Sie wollen, nur lernen Sie auch ränken, wenn man Sie packen will.“ Eine vierbändige Einführung in die Wissenschaft der Diplomatik ist noch in der Kantonsbibliothek in Aarau erhalten, ebenso acht Bände von Keller über die Geschichte der Bistümer Verden, Eichstätt und Augsburg. Keller gehörte zu dem Kreis von Wissenschaft-

lern, die mit Martin Gerbert an dem großen, leider nicht vollendeten Werk der *Germania sacra* arbeiteten. Ihm wurde die Erforschung der Geschichte der Bistümer Verden, Eichstätt und Augsburg übertragen. Für Verden wurde er 1785 bestimmt. Er erhielt reiche Unterstützung von den Herren von Gercken aus Frankfurt und Gebhardi, Professor an der Ritterakademie in Lüneburg. Unter den fertiggestellten Bänden der *Germania sacra* befand sich auch die Geschichte von Verden. Nach einer Studie über die *Germania sacra* hat Keller das Manuskript mitgenommen als er sich vom Kloster trennte. Um ungestört seinen vielfältigen Studien nachgehen zu können, suchte Keller möglichst von der Seelsorge befreit zu werden, besonders vom Beicht hören „was zuweilen durch sonderbare Mittel geschehen sein soll.“

1793 starb Fürstabt Martin Gerbert, sein Nachfolger wurde Mauriz Ribbele. Als acht Jahre danach auch Abt Mauriz bei einer Verhandlung im Kloster St. Peter plötzlich starb, wurde neben Propst Rottler von Klingnau auch Viktor Keller zu seinem Nachfolger vorgeschlagen. Auf sein Bemühen hin, soll sein Gegenkandidat drei Stimmen mehr erhalten haben, weshalb er sich später oft scherzhaft einen „gefehlten Fürsten“ nannte.

Der neugewählte Abt versetzte Keller 1795 an die Probstei Gurtweil und 1798 bis 1804 war er Pfarrer von Schluchsee. Keller begründete seine Versetzung aus der Klostersgemeinschaft damit „daß man seine Grundsätze mit der Mönchstheologie im Widerspruch gefunden habe“. Schon im Kloster scheint er sich der aufklärerischen, rationalistischen Geisteshaltung zugewandt zu haben. Er galt als großer Verehrer des Konstanzer Generalvikars Wessenberg und unterhielt einen regen Briefwechsel mit ihm. 1804 wurde Keller in die Schweiz versetzt um dort die sanktblasianische Propstei Wislikofen im Kanton Aarau zu übernehmen. Dort erwarb er 1806 das Bürgerrecht. Im gleichen Jahr berief ihn die Regierung des Kantons als Pfarrer an die katholische Staatspfarre Aarau. In diesem Zusammenhang erreichte Keller die Entlassung

aus der Klostersgemeinschaft St. Blasien und die Versetzung in den Weltpriesterstand.

Nun begannen für Viktor Keller Jahre vielseitigen Wirkens für die Kirche und die Schulen. Im Jahre 1806 wurde er in Aarau Mitglied der Bibliothekskommission, ein Jahr danach des Kantonschulrates und 1813 der Kantonsdirektion. Sein Ruf als radikaler Anhänger des Aufklärertums zu gelten, führte trotz Wohlwollens der Staatsbehörden zu Spannungen. Enttäuscht ging Keller 1814 von Aarau weg, um in Zurzach das Amt des Stiftsdekans anzunehmen. Schon bald bereute er diesen Schritt und, nachdem zu Beginn des Jahres 1815 die Trennung der schweizerischen Gebiete vom Bistum Konstanz vollzogen wurde, verließ er die Schweiz und übernahm 1816 die Pfarrei Grafenhausen im Schwarzwald. 1820 wurde er Pfarrer von Pfaffenweiler. Eine Bewerbung um einen Lehrauftrag der Dogmatik an der Universität Freiburg blieb erfolglos. In einer Eingabe an die theologische Fakultät gab er zu erkennen, wie er die Dogmatik aufheitern und von „allen scholastischen Schlacken säubern wolle“.

Im Winter 1823 erlitt Keller einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte. Am 3. Dezember 1827 starb er in Pfaffenweiler und fand dort seine letzte Ruhestätte. Es gibt Berichte nach denen sonntags viele Freiburger nach Pfaffenweiler kamen, um den „trefflichen Prediger“ zu hören. Das Thema seiner letzten Predigt lautete „Man soll den Tod nicht fürchten.“

Josef Bader schrieb 1874: „Ohne Frage war Keller unter den letzten Blasianern einer der fähigsten Köpfe und trefflichsten Menschen. Gerbert hatte dieses Talent früh erkannt und für sein Unternehmen der *Germania sacra* ausersehen. Die freiere Richtung des jungen Paters, welche manchen schon im Kloster verdächtig schien, mochte den aufgeklärten Fürstabt wenig beirren.

Heiter, witzig und wohlwollend im Verkehre der Gesellschaft, gastfrei gegen Freunde, freigebig gegen die Armen, gerade und offen gegen jedermann, ein Mann von klarem Denken, von

viel Wissen und redlichem Charakter – das war Keller, aber die geistige Richtung, wie solche gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts herrschte, die sogenannte Aufklärung, zumal der theologische Rationalismus, hatte ihn völlig ergriffen und etwas aus ihm gemacht, was er ohne die zu Wien und Aarau empfangenen Eindrücke wohl nicht geworden wäre. Als Schriftsteller war Keller sehr fruchtbar, aber vieles von ihm Begonnene blieb unvollendet. Er schrieb nicht ohne Kraft und Wärme, und da seine Schriften dem herrschenden Zeitgeist entsprachen, so fanden sie einen ausgedehnten Leserkreis. So arbeitete der ehemalige Schüler des großen Gerbert gerade dem entgegen, was dieser durch seine Werke zu erstreben gesucht.“

Im zweiten Jahrgang des Konstanzer Pastoralarchivs (1805) erschien ein Aufsatz von Keller, in dem er schrieb, daß die Religion Jesu nichts anderes sei, „als eine wohlthätige Erziehungsanstalt für Jugend und Frömmigkeit.“ Sein Bemühen regelmäßiger Mitarbeiter für diese Schrift zu werden, verwirklichte sich nicht. 1819 erschien die Wessenberg gewidmete „Ideale für alle Stände oder Moral in Bildern“ und 1824 das „Katholikon“, dies war eine Folge von Betrachtungen über Welt, Mensch, Gott, Religion, Abgötterei, Christentum, Glaube, Aberglaube, Duldung, Kirche, Aufklärung, Erziehung.

Ein noch umfassenderes Programm lag einem von Keller unvollendeten „Goldenen Alphabet“ zugrunde, einem moralisch-religiös-staatsbürgerlichen Lexikon. 1830 gab Kellers letzter Amtsgehilfe J. Barbisch dieses Werk in zwei Bänden heraus.

Zwei Jahre später vier je über 450 Seiten umfassende Bände mit den hinterlassenen Predigten. Alle diese Schriften sind charakteristische Geisteserzeugnisse eines Priesters, so ist im Biographischen Lexikon des Aargaus festgehalten, den aufklärerische Haltung dem katholischen Katholizismus in wesentlichen Punkten entfremdet hat, eines Mannes mit einseitig moralistischer Einstellung, mit starker Überschätzung

der Vernunft, aber auch des Erbaulichen, der Rührung in der Religion, mit erstaunlicher Verständnislosigkeit für die Bedeutung der Gnade und der Sakramente, mit entschiedener Abneigung gegen alle Dogmatik und gegen die hierarchische Gliederung der Kirche, überhaupt gegen das spezifisch Kirchliche, insbesondere gegen Papsttum, Mönchtum und Jesuiten, über die Keller äußerst gehässig spricht. Die Gründung einer sichtbaren Kirche oder gar des Papsttums durch Christus verwirft er, huldigt ausgesprochenem Interkonfessionalismus und predigt Toleranz, allerdings nicht, ohne selbst immer wieder seine kirchlicher denkenden Gegner als sittlich oder geistlich minderwertige Menschen hinzustellen.

Professor Dr. Wolfgang Müller bezeichnete Keller den radikalsten Wessenbergianer. „Er war in seinen Formulierungen so auffallend, daß er neben dem Luzerner Seminarprofessor Dereser der einzige war, der in den Beschuldigungen Wessenbergs durch die römische Kurie mit Namen genannt wurde; daß Wessenberg ihn nicht entfernt habe, wurde ihm vorgehalten.“

Veröffentlichungen von Viktor Keller:

„Darf man den Priesterstand wählen, um in demselben für sich allein zu leben?“ Referat für die Pastoralenkonferenz in Ehrendingen 1805, im Archiv für die Pastoralenkonferenzen des Bistums Konstanz 1805 – „Ideale für alle Stände oder Moral in Bildern“ Aarau 1819 (2. Auflage 1824, 3. Auflage 1830, 4. Auflage 1854). – „Katholikon. Für alle unter jeder Form das Eine“ Aarau 1824 (2. Auflage 1827, 3. Auflage 1832, 4. Auflage 1840). – „Nachlaß“. Eine Reihe moralischer, politischer und wissenschaftlicher Aufsätze mit beigefügter Biographie. Freiburg 1830 – „Blätter der Erbauung und des Nachdenkens“ (auch unter dem Titel „Fortsetzung der Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung“) – Aus dem Nachlaß G. V. Kellers, Freiburg 1832 (neue Titelausgabe in zwei Formaten 1854).

Literatur

Biographischer Lexikon des Aargaus 1803–1957
(1958)
Joseph Bader: Das ehemalige Kloster St. Blasien und
seine Gelehrtenakademie (FDA 1874)
Franz Hilger: Martin Gerbert (1970)

Dr. Wolfgang Müller: Wessenberg und der Breisgau
(Schauinsland)
Otto Mittler: Geschichte der Stadt Klingnau (1967)
Dr. Georg Pfeilschifter: Die St. Blasianische Germa-
nia sacra (1921)

Sonnenaufgang!

*Kehrst Du zurück
Großleuchtendes Gestirn!*

*Sag, wieviel Greuel
willst Du
heute wieder
gleichmütig
überscheinen?*

*Ist da kein Gott
der wehrt
Dies winzig Stäublein
im großen Kosmos
-- Erde --
vor seinen eignen
Ungeheuern!*

G. A. Rapp

Die Aufhebung der Benediktinerabtei St. Blasien und der Neubeginn in St. Paul/Kärnten

Konrad Sutter, Waldshut

Die Benediktinerabtei St. Blasien zählte einst zu den bedeutendsten Klöstern im süddeutschen Sprachraum. In einer teils noch urwaldähnlichen Wildnis des südlichen Schwarzwaldes, schon vor der Jahrtausendwende gegründet, übernahm sie die verdienstvolle Aufgabe der Rodung und Kultivierung des umliegenden Gebietes. Zusammen mit Hirsau als Trägerin der cluniazensischen Reformbewegung gewann sie sehr bald großen Einfluß auf die religiöse und kulturelle Entwicklung im alemannischen Raume. Zu neuer Bedeutung gelangte die Abtei durch den Erwerb der Grafschaft Bonndorf unter Abt Martin I. (1596–1625). 1746 hatte sie ihre weltliche Macht soweit ausgebaut, daß Abt Franz II. (1727–1747) für sich und alle seine Nachfolger die Erhebung in den Fürstenstand erreichte.

Seine Blüte erlebte das Stift St. Blasien jedoch unter Fürstabt Martin II. (1764–1793). Durch die Pflege fast aller Wissenschaften in damals moderner Weise erlangte die Klosterakademie Weltruf. Gleichzeitig herrschte der Fürstabt über ein Gebiet, das mit seinen Streubesitzungen von der Innerschweiz bis in die Gegend von Stuttgart und vom Oberrhein bis Rottweil am Neckar reichte. Vier Klöster und 13 Propsteien unterstanden der Abtei, wie auch an die 100 Pfarreien, wovon sie 30 mit eigenen Religiösen pastorierte. Des weiteren besaß die Abtei ein Eisenwerk, eine Bierbrauerei und eine Druckerei. Der bereits bestehenden repräsentativen aus zwei Höfen sich zusammensetzenden Klosteranlage fügte Fürstabt Martin II. nach dem Klosterbrand von 1768 die heutige vielbe-

suchte Kuppelkirche nach dem Vorbild des Pantheons in Rom an.

Zu jener Zeit bahnte sich aber schon eine Entwicklung an, die der Fürstabt rechtzeitig als Gefahr für den Fortbestand des Stiftes erkannte. Wie alle Dynastien in Europa, so bekannte sich auch das Kaiserhaus in Wien, dem das st. blasische Gebiet als Teil des vorderösterreichischen Breisgaaues unterstand, zum aufgeklärten Absolutismus. Der Abt suchte die bereits im Sinne der Aufklärung wirkende Kaiserin Maria Theresia günstig für sein Kloster zu stimmen, indem er in der neuen Klosterkirche eine Gruft für die in der Schweiz (Basel und Königsfelden) ruhenden Gebeine von Habsburger Fürsten errichten ließ, um sie in St. Blasien beizusetzen.

Die Zeit des Josephinismus

Immer deutlicher setzte sich der Einfluß des aufgeklärten jungen Josef II. durch, der ab 1765 die Regierungsgewalt mit seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, teilte. In seinem Wirken im Sinne des Staatsabsolutismus griff er ständig mit neuen Verordnungen in das Leben der Untertanen ein. Mit großer Eile trieb er die Reform der Staatsverwaltung sowie die Rechts- und Steuerreform voran, ordnete das Schulwesen neu, wünschte keine Vollstreckung von Todesurteilen mehr und hob die Leibeigenschaft auf. Letztere Maßnahme hatte für die Bewohner des hauensteinischen Südschwarzwaldes zwar keine Bedeutung mehr, da ihnen das Kloster St. Blasien schon 1738 den Loskauf gewährt hatte.



1. Klosterkirche in St. Blasien

Aufnahme K. Sutter, Waldshut

Die Reformen auf kirchlichem Gebiet, die selbst althergebrachte religiöse Gewohnheiten der Bürger einschränkten, fanden beim Volk kaum Zustimmung. Klöster, in denen die Mitglieder nur dem Gebet und der Verehrung Gottes dienten und nicht zugleich im Dienste der Öffentlichkeit durch Unterricht, Krankenpflege oder Seelsorge standen, entsprachen nicht dem Geist der Aufklärung und wurden aufgehoben. Dieser Politik fielen allein in Vorderösterreich 28 Frauen- und 5 Männerklöster zum Opfer, darunter die Karthause und das Klarakloster in Freiburg, das Dominikanerkloster in Villingen und das Franziskanerkloster zu Säcking.

Die Untertanen in den vorderösterreichischen Landen durften nur der katholischen Religion

angehören. Große Empörung löste das Verbot der Zünfte, der Bruderschaften, die Abschaffung von Feiertagen sowie die Einschränkung von Prozessionen und Wallfahrten aus. Die vielbesuchte Wallfahrt nach Todtmoos litt darunter, daß Wallfahrten, die über einen Tag hinausgingen, verboten wurden und somit nur noch von Bewohnern der näheren Umgebung besucht werden konnten. Die vom Staate vorgenommenen Neugliederungen der Pfarreien führte zum Abbruch vieler Kapellen. Das Eingreifen in bisher unberührte kirchliche und persönliche Angelegenheiten ging schließlich soweit, daß bestimmt wurde, wieviel Kerzen auf dem Altar brennen durften, ja es wurde sogar verlangt, die Leichen unbekleidet in einem Sack und ohne Sarg der Erde zu übergeben.

St. Blasien war von der Aufhebung zunächst nicht bedroht

Die Abtei St. Blasien unterhielt ein öffentliches Gymnasium im Kloster selbst und ein weiteres im Kloster Sion/Aargau, stellte die Professoren für das Gymnasium in Konstanz sowie auch gelegentlich welche für die Universitäten Freiburg und Salzburg. Sie trieb neben der Pflege fast aller Wissenschaften umfangreiche historische Studien und übte in einem großen Gebiet die Seelsorge aus. Von der Aufhebung war sie zunächst nicht bedroht. Wohl ging es nahe an ihren Lebensnerv, als man für die Ablegung der Profest ein Mindestalter von 24 Jahren festlegte und auf einer Pfarrei, statt wie bisher ein Klostergeistlicher, jetzt ihrer drei Dienst tun sollten. Weiter durfte der klösterliche Nachwuchs nicht mehr im Kloster, sondern nur noch in einem Generalseminar ausgebildet werden.

Mit diesen und vielen anderen einschneidenden Maßnahmen mußte der Abt von St. Blasien jetzt leben, und das in dem unsicheren Gefühl, noch Schlimmeres auf sich nehmen zu müssen. Doch dann traten Ereignisse ein, die den Dingen zunächst einen anderen Lauf verliehen, die Aussichten der Fürstabtei St. Blasien aber keineswegs verbesserten.

1789 brach in Frankreich die Revolution aus, deren Ideen über die Grenzen des Landes hinausgetragen wurden. Napoleon kam in der Folge an die Macht und unterwarf sich nach verheerenden Kriegen die ganzen Länder Zentraleuropas. Er schuf neue Länder, diktierte neue Grenzen, die meist heute noch bestehen. Auch St. Blasien's Besitzungen wurden davon betroffen.

Kaiser Joseph II., der 1790 starb, erlebte nur noch den Beginn dieser Epoche. Sein Bruder Leopold II. nahm dann die deutsche Kaiserkrone. Er trug sie bis zu seinem Tode nur zwei Jahre. Nun bestieg sein Sohn Franz II. unter sehr schlechten Vorzeichen den Kaiserthron. Viele der unter Joseph II. eingeführten Reformen wurden jetzt wieder rückgängig gemacht.

Die Zeit der Kriegszüge Napoleons

Indessen setzte Napoleon seine Kriegszüge fort. Die Lage wurde für St. Blasien immer bedrohlicher, als die Franzosen 1796 erstmals und dann wiederholt die Grenzen zum Breisgau und dem dazugehörenden Südschwarzwald überschritten. Fürstabt Mauritius Ribbele (1793–1801) brachte die wertvollsten Stücke des Klostergrundes, insbesondere der Bibliothek und des Archivs in die st. blasische Propstei in Klingnau/Aargau, wo sie bis zur späteren Überführung nach St. Paul/Kärnten verblieben. Der Abt selbst reiste auf seiner Flucht vor den Franzosen im Jahre 1800 an den Hof nach Wien. Hierbei erhielt er von Kaiser Franz II. die Zusicherung, im Falle einer Aufhebung des Stiftes in den österreichischen Erbstaaten aufgenommen zu werden.

Die großen Sorgen um den Fortbestand des Klosters scheinen der Gesundheit des Klostervorstehers beträchtlich zugesetzt zu haben. Nach nur achtjähriger Regierungszeit starb Mauritius Ribbele am 16. November 1801. Jetzt trat Berthold Rottler das nun äußerst schwer gewordene Amt des Abtes und Landesfürsten an.

Im Südwesten des Reiches war die staatliche Ordnung aus den Fugen geraten. Es begann ein Schachern um ganze Landstriche. Die Bewohner wußten oft lange nicht, welche ihre Herren waren und wo die Landesgrenzen verliefen. Diese Verhältnisse hatten ihren Anfang, als Österreich im Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801 gemäß den Vereinbarungen von Campo Formio das linke Rheinufer an Frankreich abtreten mußte und gleichzeitig dem Herzog von Modena der ganze Breisgau zugesprochen wurde. Die deutschen Fürsten, die dabei linksrheinische Gebiete verloren, erhielten das Recht, die in ihren Gebieten liegenden Bistümer und Klöster zu säkularisieren. Damit war für St. Blasien eigentlich schon das Todesurteil gesprochen. Bis zum Vollzug dauerte es noch eine Weile.



2. Gedenkmünze für Abt Franz II. Schächtelin (1727–1747) aus Freiburg, nach der Fertigstellung der neuen Klosteranlage 1740 geprägt.

Aufn. K. Sutter

Der Entschädigungsplan für verlorene linksrheinische Gebiete berücksichtigte auch den Malteserorden. Diesem wurden sämtliche Klöster und Stifte im Breisgau, darunter auch die Abtei St. Blasien, zugesprochen. Damit war aber St. Blasien nicht einverstanden. Es schickte seinen Amtmann Duttlinger im September 1802 nach Wien, wo er den Kaiser bitten sollte, den Übergang der Abtei an die Malteser zu verhindern. Indessen versuchte bereits ein Kommando der Malteser in St. Blasien eine provisorische Übergabe zu erreichen. Der Abt wies das Ansinnen zurück. Die Malteser mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Am 2. März 1802 erfolgte die offizielle Übergabe des Breisgaves an den mit dem österreichischen Kaiserhaus verwandten Herzog Herkules von Modena. Der Herzog war aber nicht bereit, die Entschädigungsansprüche der Malteser zu erfüllen und ihnen die Klöster im Breisgau zu überlassen. Damit war die unmittelbar drohende Gefahr für den Bestand des Klosters St. Blasien vorerst wieder abgewendet.

Die Auswirkungen des Preßburger Friedens von 1805

Für Europa war der ersehnte Frieden nur von kurzer Dauer. Es brach der dritte Koalitionskrieg aus. Napoleon war der unbestrittene Sieger. Der Friedensschluß von Preßburg vom 26. Dezember 1805 brachte den Zusammenbruch des „Heiligen Römischen Reiches“. Kaiser Franz II. nahm den Titel eines Kaisers von Österreich als Franz I. an. Am 11. August 1806 legte er offiziell die Reichskrone nieder.

Die bisher unter der Bezeichnung Vorderösterreich zusammengefaßten Gebiete im späteren Baden, Württemberg und der Schweiz (Fricktal) wurden endgültig von Österreich abgetrennt. Der Markgraf von Baden erhielt den Hauptteil des Breisgaves, der Herzog von Württemberg nur die östlichen Gebiete. Der südlichste linksrheinische Teil kam zur Schweiz. Während der Herzog von Württemberg seinen Besitz um das Zehnfache vergrößern konnte und in die Würde eines Königs kam, konnte Markgraf Karl Friedrich von Ba-



3. Gedenkmünze für Fürstabt Martin II. Gerbert (1764–1793) aus Horb am Neckar, 1783 nach der Errichtung der heutigen Kuppelkirche geprägt.

Aufn. K. Sutter

den sein Land um das Siebenfache vergrößern und den Titel eines Großherzogs erhalten. Das war die Geburtsstunde des Landes Baden, vom Rhein bis an des Maines Strand.

Für den Fürstabt von St. Blasien begann jetzt eine leidvolle Zeit, die sich fast bis an sein Lebensende fortsetzte und ihm als vorbildlichem, verantwortungsbewußtem Kloostervorsteher nur noch wenige frohe Stunden gönnte. Ehe die genauen Bestimmungen des Preßburger Friedens bekannt waren, begannen verschiedene Herrscher mit der Übernahme der zur Verteilung stehenden Ländereien. Die Besitzungen, das Vermögen und sonstiges Gut der Klöster waren besonders begehrt.

Die Besetzung durch württembergische Truppen

Während die von Baden gebildete Besitznahmekommission unter der Leitung des Landrichters v. Draï zögernd vorging, versuchten die Württemberger die Lage besser auszunützen.

Ihre von Hofrat Spittler angeführte Kommission trat mit Unterstützung eines militärischen Aufgebotes in Aktion. Nachdem dieses bis St. Peter vorgerückt war und dort das Kloster übernommen hatte, traf es am 18. Januar 1806 mit 80 Mann Fußvolk und 30 Reitern unter dem Kommando eines Hauptmannes in St. Blasien ein, besetzte das Kloster und brachte das württembergische Wappen am Portal an. Das gleiche geschah auch in dem St. Blasien unterstellten Frauenkloster Berau. Als die Württemberger von Fürstabt Berthold die Herausgabe der Klosterkasse verlangten und das Archiv versiegelten, erhob der Abt Protest, allerdings mit wenig Erfolg. Zu allem Überfluß erschien auch noch eine Abordnung der Malteser in St. Blasien und wollte das Kloster übernehmen. Sie wurde von den Württembergern unter dem Hinweis auf die vor dem Kloster aufgestellte Kanone abgewiesen.

Nach den Bestimmungen des Preßburger Friedens stand Fürstabt Rottler mit seiner Abtei nun unter badischer Landeshoheit. Obwohl er

noch immer große Hoffnungen hatte, sein Kloster vor der Aufhebung bewahren zu können, sandte er am 14. Februar 1806 ein Schreiben an Erzherzog Ferdinand nach Wien, in welchem er insbesondere die Trennung von Österreich bedauerte. Er bekam die tröstliche Antwort, Österreich werde die einstige Bedeutung St. Blasians für die Vorlande nicht vergessen und nötigenfalls ein Kloster zur Verfügung stellen. Selbst wenn sie keine Pensionen mitbrächten, würde man den Abt mit den Mönchen aufnehmen.

Die Württemberger verharteten immer noch in St. Blasien und ließen sich auch dann nicht vertreiben, als die allerdings unbewaffnete badische Kommission erschien und mit dem Abt Verhandlungen wegen der Klosterübergabe aufnahm. Inzwischen hatten die Franzosen ihren General Monard in Freiburg als Übergabekommissar für St. Blasien ernannt. Erst auf dessen Befehl zogen die Württemberger ihre Truppen wieder zurück. Kurz darauf erklärte die badische Kommission die provisorische Aufhebung des Klosters und versiegelte am 26. Februar 1806 das Archiv und die Bibliothek.

Jetzt versuchte Rottler beim neuen Landesfürsten die Erhaltung der Klostersgemeinschaft zu erreichen. Eine beabsichtigte Vorsprache in Karlsruhe mußte zurückgestellt werden, da Karl Friedrich, damals sich noch als Kurfürst bezeichnend, für längere Zeit abwesend war. Der Fürstabt verfaßte daher ein Denkschreiben, in welchem er die Nachteile einer Klosteraufhebung und den Nutzen für den Staat im Falle einer Erhaltung herausstellte.

Zur Seelsorge führte er an, das Kloster betreue 20000 Seelen mit 40 Priestern, die vom Staate nie eine Besoldung und keine Pension erwarteten. Im Erziehungswesen leiste die Abtei einen beachtlichen Teil durch die Unterhaltung einer Trivialschule. Arme Eltern erhielten beträchtliche Mengen Brotes, damit sie die Kinder nicht zum Arbeiten zu Hause behalten mußten, sondern in die Schule schicken könnten. Weiter unterhalte das Kloster Gymnasien in St. Blasien, Sion/Aargau und Konstanz, wo die Bürger-

söhne kostenlos studierten. Der Wirkungskreis des Klosters umfasse fast alle Wissenschaften und Künste, es verfüge über eine eigene Druckerei und besitze eine auserlesene Bibliothek. Professoren würden ausgebildet, die dann an verschiedenen Universitäten Lehrtätigkeiten übernehmen.

Fürstabt Berthold III. wendet sich an den Kaiser von Österreich

Am 21. März 1806 konnte Abt Rottler zusammen mit Abt Ignaz Speckle von St. Peter am Hof in Karlsruhe vorsprechen. Sie wurden vom Landesherrn freundlich empfangen und zur Tafel eingeladen. Auf badischer Seite war man sich damals seiner Sache noch nicht ganz so sicher. Die Württemberger hielten die Grafschaft Bonndorf, die Städte Villingen und Bräunlingen noch in Besitz und Napoleon konnte jederzeit das Land anders verteilen. Der Besuch in Karlsruhe blieb ohne ein nennenswertes Ergebnis. Jetzt wandte sich Abt Rottler auch an Kaiser Franz I. in Wien. Der noch immer im Breisgau weilende österreichische Präsident Fechtig traf am 12. März 1806 in Berau mit dem Abt zusammen und übergab ihm eine Erklärung des Kaisers. Nach dieser wollte der Monarch im Falle einer Klosteraufhebung den Abt mit seinen Konventualen aufnehmen und „genügsam Revenüen und Dotationen anweisen“, wenn er die Universität Salzburg und das Lyzeum in Klagenfurt mit Lehrern versehen würde.

Die badische Regierung hatte sich nun entschlossen, die Abteien St. Blasien und St. Peter „in einer den Zeitverhältnissen angemessenen Art zur Zeit bestehen zu lassen“, was man St. Blasien am 26. Mai 1806 eröffnete. Diese Nachricht befriedigte den Abt von St. Blasien in keiner Weise. Das eigentliche Vorhaben der Regierung kam dadurch klar zum Ausdruck, daß drei Tage später vom Abt eine Aufstellung über das Vermögen und ein Inventar verlangt und alle Klosterangehörigen befragt wurden, wie sie ihr weiteres Leben verbringen wollten. Noch we-

niger begeistert von den neuen Absichten zeigte sich der Abt von St. Peter, dessen Kloster man gleichzeitig St. Blasien als Priorat unterstellen wollte. Dies lehnten dort auch die Konventualen entschieden ab.

Die Aufhebung wird verfügt

Die ablehnende Haltung der beiden Klöster gegen ein Bestehenlassen der Gemeinschaften auf Zeit und das Unterstellen der Abtei St. Peter unter den Abt von St. Blasien nahm die badische Regierung zum Anlaß, am 10. Oktober 1806 die Aufhebung beider Stifte zu verfügen. Erst 20 Tage danach ließ man dies Fürstabt Rottler mitteilen. Geheimrat Baron von Ittner erhielt den Auftrag, die Geschäfte in St. Blasien zu übernehmen. Er eröffnete dem Abt, die Gemeinschaft sei als aufgelöst zu betrachten und die Mitglieder erhielten eine angemessene Pension zugesichert.

Baron von Ittner begann nun in einer mehr als kleinlichen Weise, alle, auch die persönlichen Gegenstände jedes einzelnen Konventualen, aufzunehmen. Die von ihm zuvor gemachte Äußerung, den Fürsten von St. Blasien wolle er geißeln, und den Abt von St. Peter kreuzigen, wenn er dorthin käme (Tagebuch Speckle II. Teil S. 198), ist bezeichnend für das rücksichtslose Vorgehen bei der Erfüllung seines Auftrages. Die gründliche Arbeit Ittners dauerte den ganzen Winter über. Für den Fürstabt war das Verhalten Ittners unerträglich geworden. Er beklagte sich in einem Schreiben vom 29. Dezember 1806 bei der Hofkommission in Karlsruhe.

Unter den Geistlichen der Abtei St. Blasien bildete sich nun eine Vereinigung, die sich entschlossen hatte, das Ordensleben im Kloster wie bisher fortzuführen. Zu ihrem Oberen wählte sie den seitherigen Dekan Markus Baaßer. Dem Vorhaben suchte man aber alsbald entgegenzuwirken, indem man die aus 18000 Bänden bestehende Bibliothek in Kisten verpackte, um künftige wissenschaftliche Studien unmöglich zu machen.

Als man mit noch weiteren Schikanen den Mönchen die Lust zum Verbleiben nahm, entschlossen sie sich, auf das Angebot des österreichischen Kaisers zurückzukommen. Nach einer Anfrage bestätigte Präsident Fechtig, der Kaiser halte sein Angebot aufrecht.

Fürstabt Rottler gab nun seine Absicht der Auswanderung den Mitbrüdern bekannt und forderte jeden einzelnen auf, sich zu äußern, ob der Wunsch bestehe, mit ihm auszuwandern und einer neu gebildeten Gemeinschaft beizutreten. Bis alle Antworten zurückkamen, dauerte es einige Zeit, denn 30 Angehörige der Abtei waren als Priester auf Pfarreien, 20 betreuten auswärtige Verwalter- und Beichtvaterstellen und einige unterrichteten an Gymnasien in Konstanz und Sion sowie an den Universitäten Freiburg und Salzburg.

Nur 40 sind zur Auswanderung bereit

Das Ergebnis der Umfragen zeigte eine geringere Bereitschaft zur Emigration als erwartet. Das Vorhaben drohte zu scheitern. Es waren nur 40 zur Auswanderung bereit, während 60 Personen nötig gewesen wären, die vom Kaiser gestellten Aufgaben zu erfüllen. Zudem waren es in der Hauptsache ältere Patres und noch studierende junge, die zur Reise bereit waren. Fürstabt Rottler schickte nun die beiden Patres Trudpert Neugart und Ignaz Kopp zu Verhandlungen nach Wien, wo ihnen der Kaiser jede mögliche Förderung für das Unternehmen zusagte. Darauf legte Rottler bei der badischen Regierung ein Gesuch für die Genehmigung zur Auswanderung vor. Gleichzeitig fuhr eine Abordnung nach Salzburg, um wegen der Übernahme der dortigen Universität zu verhandeln. Das Projekt in Salzburg kam aber nicht zum Tragen, da die dort tätigen Professoren nicht mit den St. Blasiern zusammenarbeiten wollten. Eine zweite Gruppe fuhr nach Klagenfurt, um Vorkehrungen für die Übernahme des dortigen Lyzeums zu treffen.



4. Fürstabt Berthold III. Rottler (1801–1807/1826)
aus Oberschach bei Villingen.

Repro. K. Sutter

In St. Blasien hatte jetzt eine Vollzugskommission mit einem Rittmeister Faller an der Spitze, der sich taktvoller benahm, ihre Tätigkeit aufgenommen. Die neuesten Verordnungen entbanden die Religiösen vom Gelübde der Armut, des klösterlichen Gehorsams und verlangten die Ablegung der Ordenskleider. Der Abt mußte sämtliche Schlüssel der Kommission übergeben, und die Studenten wurden aufgefordert, ihr Studium in Freiburg fortzusetzen. Die Klostersgemeinschaft sollte möglichst bald aufgelöst werden. Als Pensionen wurde eine einmalige Zahlung in folgender Höhe festgesetzt: Priester über 60 Jahre erhalten 500 fl., von 40 bis 60 Jahre 450 fl., unter 40 Jahre 400 fl. und der Abt 10000 fl.

Jetzt begann die Versteigerung der Klostereinrichtungen und des sonstigen Klosterbesitzes in St. Blasien wie auch im Kloster Berau und in der st. blasischen Propstei Gurtweil. Die Buch-

druckerei und die Naturaliensammlung kamen nach Freiburg. Von den noch anwesenden Konventualen verlangte man nun Kostgeld, das von der Pension abgerechnet wurde. Die nicht Auswanderungswilligen wurden auf Pfarrstellen in der Umgebung versetzt.

Am 20. September 1807 traf die Erlaubnis für die Auswanderung ein, und zwei Drittel der zugesagten Pensionen wurden ausbezahlt. Für die Erfüllung ihrer Aufgaben in Klagenfurt wies die österreichische Regierung den Mönchen von St. Blasien als neue Heimstätte das Chorherrenstift Spital am Pyrn in der Steiermark zu.

Abschied unter Tränen und Schluchzen

Am Morgen des 21. September 1807 verließ der erste Trupp mit einer Stärke von 15 Mann unter der Leitung von Pater Konrad Boppert das Kloster an der Alb. Auf einem mit sechs Pferden bespannten und mit 32 Kisten beladenen Wagen ging die Reise über Schaffhausen, Ebingen nach Ulm und dann auf der Donau weiter. Am 24. September verließ der Abt mit drei seiner Männer das Kloster, und am 26. und 27. des gleichen Monats reisten die beiden letzten Gruppen ab.

Außer dem Abt, dem Dekan, Subdekan und Rechner haben 18 Patres, 14 Fratres und drei Laienbrüder die Reise nach Österreich auf sich genommen (siehe Verzeichnis S. 416–418). Viele Menschen waren jeweils zum Abschied erschienen und unter Tränen und Schluchzen riefen sie den schweren Herzens Scheidenden nach: „Kommt bald wieder“! Eine Rückkehr sollte es jedoch nicht mehr geben.

Fürstabt Rottler schien nun einen schwer zu bewältigenden Abschnitt seiner Regierungszeit hinter sich gebracht zu haben und wieder einer besseren Zeit entgegenzugehen. Was tatsächlich auf ihn wartete, waren neue Sorgen und Nöte. Die Erhaltung der Klostersgemeinschaft erforderte von ihm weiterhin einen harten persönlichen Einsatz. Es kamen noch Belastungen durch innerklösterliche Differenzen dazu. Trotz aller Widerwärtigkeiten und Demütigun-

gen gab er nie auf. Mit echter Schwarzwälder Zähigkeit verfolgte er seine Ziele, verhandelte er zum Nutzen und Wohle seiner Mitbrüder.

Spital am Pyrn wird neuer Aufenthaltsort

Die Situation, die man in Spital am Pyrn antraf, war nicht gerade erfreulich. Um den St. Blasiern ein Unterkommen zu schaffen, hatte man die vorhandene Gemeinschaft der Chorherren kurzerhand aufgehoben. Die Begründung lautete, sie sei ihrer Aufgabe, neben der Seelsorge eine Bildungsstätte für wissenschaftliche Kultur und Erziehung der Jugend zu unterhalten, nicht nachgekommen. Die Mönche aus dem Schwarzwald hatten gerade ihre eigene Vertreibung aus dem Kloster erlebt, und jetzt sahen sie, wie infolge ihrer Ankunft das gleiche Leid einer anderen Klostersgemeinschaft zugefügt wurde. Die 14 Geistlichen des Chorherrenstiftes mußten ihre bisherige Wirkungsstätte verlassen und Seelsorgestellen in der Umgebung übernehmen. Die Einrichtung ihres Stiftes mit all den vorhandenen Schätzen hatten sie den St. Blasiern zu übergeben.

Schon wenige Tage nach der Ankunft in Spital sandte Abt Rottler Lehrkräfte nach Klagenfurt, um dort die Lehrstühle am Gymnasium und Lyzeum pflichtgemäß zu übernehmen. Für ihr Unterkommen dort mußten nun Franziskaner ihr Kloster räumen. Zum Lebensunterhalt wies man den neuen Professoren die Einkünfte zweier aufgehobener Klöster in der Nähe zu. Fürstabt Rottler reiste am 10. November 1807 zur Besichtigung des Lehrbetriebes nach Klagenfurt und von da nach Wien, um die Dotierungsverhandlungen aufzunehmen. Diese Angelegenheit bereitete Rottler noch viele Sorgen und wurde innerhalb der nächsten 10 Jahre noch nicht zufriedenstellend geregelt. Erst am 13. Januar 1808 setzte man in Wien hierfür eine Konferenz an. Dem Abt bot man für sich eine jährliche Summe von 2000 fl. und für die Professoren Summen von je 500 fl. an. Mit diesem Geld konnte sich der Kloostervorsteher aber

nicht zufrieden geben. Es reichte zum Bestreiten des Lebensunterhaltes und der nötigen Ausgaben für den Kloster- und Schulbetrieb längst nicht aus.

Wieder mußte Rottler in Wien bis zum 19. Februar 1808 warten, um dem Kaiser persönlich seine Dotationsforderungen zu unterbreiten. Von ihm erhielt der Abt aber kaum mehr als beschwichtigende Worte. Er mußte weiter mit den Beamten des Hofes verhandeln. Bei vielen unter ihnen machte sich eine klosterfeindliche Einstellung bemerkbar.

Als wirklicher Freund zeigte sich stets Baron von Fechtig, Präsident des Obersten Hofgerichtes in Wien. Er entstammte einer Bauernfamilie in Krenkingen, Landkreis Waldshut, wo heute noch sein Geburtshaus steht. Nach seinem Studium der Rechtswissenschaft stieg er in höchste Staatsstellen auf. Für seine Verdienste wurde er geadelt. Er starb 1837 als Staatsminister und Ehrenbürger der Stadt Wien.

Nun erhielten die St. Blasier unerwartet Unterstützung durch die Kärntner Stände. Es waren nicht nur die Mönche wegen der großen Entfernung von 175 Kilometern im Alpengebiet an einer Verlegung des Klostersitzes in die Nähe ihres Wirkungsortes Klagenfurt interessiert, sondern auch das Land Kärnten. Man erhoffte sich dadurch, noch weitere höhere Schulen zu erhalten und die studierende Jugend nicht mehr unter hohen Kosten nach Wien oder Graz schicken zu müssen. Die Stände wandten sich daher an den Hof in Wien mit dem Hinweis auf den Mangel an Lehranstalten in ihrem Land und baten, das Kloster in Spital/Steiermark in eines der beiden aufgehobenen Stifte Eberndorf oder St. Paul/Kärnten zu verlegen.

Neun Monate hatte Abt Rottler schon mit Verhandeln und Warten in Wien zugebracht. Um die leidige Dotationsfrage zum Abschluß zu bringen, entschloß er sich jetzt, mit der angebotenen Unterhaltszuweisung von insgesamt 28 000 fl. für die ganze Gemeinschaft als Jahresrate und der vom badischen Staate erhaltenen Abfindungssumme für alle Ausgewanderten in Höhe von 200 000 fl. die Herrschaft St. Paul zu



5. Chorherrenstift Spital am Pym mit der um 1730 errichteten Barockkirche. 1807 – 1809 von den St. Blasier Mönchen bewohnt.

Aufn. K. Suter

kaufen. Diesem Vorhaben widersetzten sich aber die Konventualen, sie fürchteten den Verlust des Abfindungsgeldes im Falle einer erneuten Klosteraufhebung.

Die Herrschaft St. Paul wird zugewiesen

Weiteres Verhandeln um die Dotationen, jetzt auch um die Zuweisung des Stiftes St. Paul als Klostersitz, zwangen Rottler, sich weiterhin in Wien aufzuhalten. Nun sicherte ihm die Hofkommission zu, daß er spätestens bis 1. Mai 1809 die Herrschaft St. Paul erhalten werde. Zur Bedingung wurde gemacht, in Klagenfurt ein zweites Gymnasium und in St. Paul ein Gymnasium mit Konvikt zu errichten. Die Übergabeurkunde wurde am 5. Januar 1809 ausgestellt. Nun mochte Fürstabt Rottler glauben, er könne sich wieder, wie es in St. Blasien

war, im eigenen Gebiet ein Kloster einrichten und wieder frei von wirtschaftlichen Sorgen das einstige klösterliche Wirken aufnehmen.

Als jedoch die Patres Frowin Meister, Simon Dietrich und Andreas Baader das zugesprochene Stift St. Paul übernehmen sollten, war dies nicht möglich. Die Gebäulichkeiten waren von Militär, Beamten und Dienern belegt. Auch einige Patres des 1782 von Joseph II. aufgehobenen Benediktinerstiftes wohnten noch darin. Der Grundbesitz war zudem derart verwahrlost, daß zunächst kein Ertrag zu erwarten war.

Mit Böllerschüssen empfangen

Nach und nach wurde das Kloster doch geräumt. Die Gebäulichkeiten konnten aber nicht bald bezogen werden; die ganze Anlage befand sich in einem fast ruinösen Zustand. Für die nö-

tigen Reparaturarbeiten in Höhe von etwa 23 000 fl. liehen die Stände Kärntens die halbe Summe. Am 15. April 1809 zog Abt Rottler zusammen mit Pater Trudpert Neugart in St. Paul ein. Die Bevölkerung zeigte sich erfreut und begrüßte die Angekommenen mit Böllerschüssen. Sie konnten zwar im Kloster wohnen, mußten sich aber noch im Flecken verköstigen.

Am 1. Mai 1809 begann die Übersiedlung der übrigen St. Blasier Mönche, die bis zum 9. Mai dauerte. Man war froh, Spital verlassen zu können; nicht nur wegen der großen Entfernung und des rauhen Höhenklimas, es hatte auch das zuständige bischöfliche Ordinariat Linz der Gemeinschaft zugesetzt.

Neue Hindernisse zeigten sich bei der Übernahme der zur Herrschaft St. Paul gehörenden Besitzungen. Das Gebiet war von den Franzosen besetzt. Diese nötigten dem Abt als zusätzliche Belastung 5500 fl. Bargeld ab. Als auch die regional zuständigen militärischen Behörden sich weigerten, das landwirtschaftliche Nutzungsgebiet mit den Meiereien zu übergeben, sah sich Rottler gezwungen, erneut nach Wien zu fahren. Es ging auch darum, die zur Stiftung gehörenden Waldungen freizubekommen. Es sollte schnellstens eine gut florierende Wirtschaft aufgebaut werden, die imstande war, das Kloster zu ernähren und auch noch Geld zur Deckung der entstandenen Schulden und der laufenden Kosten abzuwerfen. Immer noch mußten die Mönche von ihren mitgebrachten Pensionsgeldern zehren.

Kaiser Franz I. zu Besuch

Am 24. September 1810 kam das Kaiserpaar zu einem Besuch nach Kärnten. Im Beisein von Abt Rottler besuchte der Monarch das Gymnasium samt Professorenkollegium in Klagenfurt, wobei er seine Anerkennung für das Wirken der eingesetzten Lehrer zum Ausdruck brachte. Anschließend kamen die Majestäten nach St. Paul. Auch hier fanden sie nur lobende Worte für das Geleistete und sicherten dem Abt weitgehende Hilfe zu.

Die Mönche sind unzufrieden mit ihrem Abt

Auch nach dem Kaiserbesuch tat sich in der Regelung der Dotationen nichts. Der Abt mußte erneut nach Wien reisen. Die bisherigen Aufenthalte dort hatten schon Unsummen verschlungen, sie waren aber nicht zu umgehen. 100 000 fl. hatte Rottler bisher schon aus eigenen Mitteln geopfert, um den Klosterbetrieb mit den Schulen in Gang zu halten. Jetzt war das Pensionsgeld, auch dasjenige der Mönche, aufgebraucht. Diese bangten nun um ihre Existenz und zeigten sich unzufrieden mit ihrem Klostervorsteher. Die Ausgaben des Klosters waren immer noch doppelt so hoch wie die Einkünfte aus den bisher übernommenen Gütern. Der Kaiser versicherte erneut, alle Versprechungen halten zu wollen. Doch dem guten Willen des Kaisers, der sicher vorlag, standen schwerfällige, dem Kloster weniger gut gesinnte Verwaltungsämter gegenüber. Gegen diese vermochte er sich nicht genügend durchzusetzen. Aber auch allgemein schwere Zeiten durch die ständigen Kriegszüge und Besetzungen zeigten ihre Wirkung. Besonders erniedrigend war aber der Hinweis des Hofkammerpräsidenten Graf Wallis für den Fürstabt, er habe seine Dotationen erhalten, und, wenn er damit nicht bestehen könne, solle er mit seiner Ordensgemeinde den österreichischen Staat wieder verlassen.

Eine nun von der Hofkanzlei am 12. März 1812 erfolgte Vorlage zur kaiserlichen Beschlußfassung brachte für das Kloster zwar einige Vergünstigungen, aber auch neue Einschränkungen und keineswegs die Erfüllung der anfänglich versprochenen Dotationen, so daß sich Rottler erneut wehren mußte. Noch nicht einmal die beim Kloster liegende Meierei stand der Gemeinschaft zur Verfügung.

Aus Not Edelsteine verkauft

Inzwischen war das Stift derart in Geldnot geraten, daß von dem mitgebrachten Gut Edelsteine verkauft werden und drastische Einschränkungen



6. Kaiser Franz II. übergibt Fürstabt Rottler mit einer Urkunde das Stift St. Paul/Kärnten als künftigen Klostersitz. (Original im Stift St. Paul)

Repro. K. Sutter

gen erfolgen mußten. Die Stimmung unter den gelehrten Mönchen kommt in einem Brief des Paters Eichhorn, Präfekt am Gymnasium in Klagenfurt, deutlich zum Ausdruck, in welchem er unter anderem schreibt: „Wir dienen nun schon im siebten Jahr, verzehren das Mitgebrachte und haben noch keine hinlängliche Dotation! Keine feste Hoffnung, die mühsam abgenutzten Jahre ruhig und standesgemäß zu beschließen. Diese Ungewißheit lähmt die Energie und Freude bei der Amtsführung, schwächt die Achtung beim Publikum und vermehrt das heimliche Mißvergnügen der Mitbrüder.“

Für die Bezahlung der nötigen Getreidekäufe mußte der Abt jetzt Geld aufnehmen. Dies veranlaßte ihn, erneut nach Wien zu reisen, wo er als Bittsteller wieder ein ganzes Jahr zubrachte. Was er dabei erreichte, war auch die Abwen-

dung einer drohenden Militärexekution wegen Steuerrückständen, die zusätzlich auf ihm lasteten. Der Abtei 1808 zugesagte Güter wurden ihr aber weiterhin zu einem wesentlichen Teil vorenthalten. In der Hauptsache ging es noch immer um ein Militärgestüt, das verlegt werden sollte.

Auf neue Initiativen des Abtes erscheint jetzt eine Kommission aus Wien. Diese stellt in objektiver Weise die Nichterfüllung der Dotalionsbeiträge und sonstiges zugunsten des Klosters fest. Darauf verfügte der Kaiser den Abzug des betreffenden Gestüts von den Ländereien des Klosters und die Übergabe der Meiereien. Bis August 1815 hat man die Klostergemeinschaft hingehalten, um endlich die ihr 1808 gemachten Versprechungen zu erfüllen und die für die Existenz nötige Grundlage zu schaffen.

Dem Abt war damit aber noch lange nicht eine sorgenfreie Zukunft gesichert. Große Steuer-rückstände und Schulden durch Kreditaufnahmen lasteten auf ihm. Dann waren alle Kloster- und Wirtschaftsbauten, auch die im übrigen Herrschaftsgebiet liegenden, in einem jämmerlichen Zustand und bedurften dringend der Renovation. Die Felder waren verwahrlost und die Waldungen abgeholzt. Neue Kreditaufnahmen waren erforderlich und neue Bittgänge von Amt zu Amt. Doch ging es jetzt langsam aufwärts.

Das religiös-kulturelle Wirken der Schwarzwälder Mönche in Kärnten

Mit der Wiederbesiedelung des Stiftes St. Paul im Jahre 1809 zogen zum zweitenmal Mönche aus dem Schwarzwald hier ein. Als Graf Engelbert von Spanheim den Entschluß faßte, seine Burg im unteren Lavanttal in ein Kloster umzuwandeln, bat er den Abt des berühmten Reformklosters Hirsau, ihm einige von seinen Mönchen zu schicken. Zwölf Benediktiner aus dem nördlichen Schwarzwald zogen am 1. Mai 1091 in die Burg ein und gründeten darin ihr Kloster. Sie leisteten sehr früh wertvolle Kulturarbeit im Kärntnerland. Die Abtei bestand nun bis zu ihrer Aufhebung durch Joseph II. im Jahre 1782. Der imposante Klosterbau mit der spätromanischen Stiftskirche nach dem Hirsauer Vorbild ist heute noch ein eindrucksvoller Zeuge der damaligen Zeit.

Als die St. Blasier Mönche 1809 in St. Paul ihren Einzug hielten, kamen sie, wenn auch als Flüchtlinge, so doch nicht mit leeren Händen. In den mitgebrachten Kisten lagen wertvollste Kunstschätze, kostbare alte und neue Kirchenparamente, eine ansehnliche Bibliothek, ein Teil ihres Archivs mit wertvollen Handschriften, eine Münz- und Kupferstichsammlung sowie eine kleine Gemäldegalerie. Auch brachten sie die Särge mit den Gebeinen der Habsburger mit. Was aber höher als alle greifbaren Werte einzuschätzen war, erblickte man im Wirken

der Söhne des hl. Benedikt für die geistige Entwicklung Kärntens.

Abt Berthold wurde nur unter der Bedingung vom österreichischen Staate aufgenommen, daß er sich mit seinen gelehrten Brüdern voll dem Schulwesen widmete und es im Kärntnerland neu aufbaute. Durch die Auflösung des Jesuitenordens im Jahre 1773 war hier die Bildungsmöglichkeit stark geschwunden. So galt es, vor allem in Kärntens Hauptstadt Klagenfurt, die Schulen wieder auf eine angemessene Höhe zu bringen. Was das Gymnasium anbetrifft, gab es keine Schwierigkeiten. Nicht so leicht war es hingegen, die Lehrstühle für das Lyzeum zu besetzen. Vier Mönche mußten hierzu an der Universität Wien weitergebildet werden. Das hochschulmäßig geführte Lyzeum trug philosophischen Charakter, bot aber auch die Möglichkeit, Disziplinen an den Fakultäten einer Universität zu verbinden. Es ersetzte eine Landesuniversität. Es gelang auch, 1810 eine an das Lyzeum angeschlossene Lehranstalt für Theologie zu errichten.

In St. Paul, am Sitz der Abtei, nahmen die St. Blasier gleich nach ihrem Einzug 1809 das Gymnasium, das bis zur Klosteraufhebung 1782 bestanden hatte, neu in Betrieb. Infolge lange nicht geregelter Unterhaltszuwendungen konnte hier dem Wunsche des Kaisers auf Errichtung eines Konvikts erst 1817 entsprochen werden. Trotz seiner schlechten Finanzlage hat das Stift unter Abt Rottler die Knaben der Schule bisher meist auf eigene Kosten im Flecken untergebracht. Auch im errichteten Konvikt wurde ein Großteil der Zöglinge (1821 waren es 12 von 18) gratis verköstigt. Diese humane Einstellung der Klosterverwaltung ermöglichte auch Angehörigen minderbemittelter Volksschichten das Studium.

Neben ihrer Lehrtätigkeit befaßten sich die St. Blasier Gelehrten mit der Pflege der Wissenschaften, wobei die Geschichtsforschung besonders hervorzuheben ist. Sie hegten dabei die Absicht, die unter Fürstabt Martin Gerbert in St. Blasien begonnene „Germania sacra“ zu vollenden. Bei der Auslese für die bei der Aus-



7. Abt Meinrad Amann (1826–1839) aus Hofkirchen/Württemberg, der letzte St. Blasier als Abt in St. Paul/Kärnten. (Original im Stiftsarchiv St. Paul)

Repro. K. Sutter

wanderung mitzunehmenden Archivalien achteten sie sehr darauf, alle vorhandenen Unterlagen für diese Arbeit dabei zu haben. Doch zur Vollendung des Werkes kam es nicht.

Die beiden schon in St. Blasien mit wertvollen historischen Arbeiten in Erscheinung getretenen Professoren Trudpert Neugart aus Villingen und Ambros Eichhorn aus dem heutigen Bonndorf/Wittlekofen machten sich auch bald um die Erforschung der Geschichte Kärntens verdient. Neugart erforschte dabei auch die Geschichte des Stiftes St. Paul und sammelte wertvolles Material für eine „Charinthia sacra“. 17 bedeutende Werke von ihm liegen vor. Eichhorn, der schon verschiedene Ortsgeschichten in unserer Gegend, auch die Geschichte des Alpгаues verfaßte, brachte es gar auf 38 Werke. Während seiner Präfektenzeit im Gymnasium in Klagenfurt schuf er ein Schultheater, das viel Beachtung fand. Jeweils an den Fastnachtstagen der Jahre 1808, 1811 und 1812 wurden seine Spiele aufgeführt.

Als weitere von St. Blasien zugewanderte Patres, die bedeutende religiöse und historische Werke verfaßten, wären noch Konrad Boppert aus Konstanz und Franz Xaver Grüninger aus Villingen zu nennen.

Die Schwierigkeiten innerhalb des Konvents

Nicht zu allen Zeiten standen die mit Abt Berthold Rottler ausgewanderten Mönche ihm treu zur Seite. Nach der Übersiedelung nach St. Paul verlangten die geänderten Verhältnisse von Abt Berthold als verantwortungsvollem Klostervorsteher neue Konstitutionen. Es waren insbesondere die Angehörigen des Professorenkollegiums in Klagenfurt, die fern vom Kloster sich an ein etwas freiheitlicheres Leben gewöhnt hatten und jetzt den Habit nicht mehr tragen und sich an den Chorgebeten nicht mehr beteiligen wollten. Diesen gelehrten Patres galt es nun, die Ordensdisziplin wieder näherzubringen.

Im Jahre 1811 stellte der Abt für St. Paul und Klagenfurt getrennt neue Konstitutionen auf. In St. Paul wurden diese ohne Anstände angenommen, während in Klagenfurt nur sieben bereit waren, sie anzuerkennen. Die andern sieben verweigerten die Annahme. In einem Schreiben an den Abt bezeichneten sie die neuen Ordensstatuten als erniedrigende Fesseln, an denen sie im Dunkel drückender Unsicherheit herumgehen sollten. Sie fühlten sich in die Reihen unmündiger Zöglinge versetzt. Es wäre unmännlich und ungerecht von ihnen, wollten sie es stillschweigend zugeben, daß man aus einem Lehrerbildungsinstitut ein Lehrerzuchtthaus machte. Nach Abänderung einiger Punkte erklärten die Betreffenden sich zunächst zur Annahme bereit. Als sie jedoch unterschreiben sollten, folgte nur einer (Bonaventur Häfele) der Aufforderung, die sechs anderen gaben bekannt, sie wollten aus dem Orden austreten und sich nach anderen Posten umsehen. Ein Besuch des Fürstabtes in Klagenfurt blieb ohne Erfolg, die Professoren wichen einer Begegnung aus. Bei dem opponierenden Lehrpersonal handelte



8. Stift St. Paul im Lavanttal/Kärnten. 1091 von Hirsauer Mönchen gegründet, 1782 aufgelöst und 1809 von St. Blasier Mönchen neubesiedelt.

Aufn. K. Sutter

es sich um die Professoren Gregor Huber, Ildephons Steinheibel, Kasimir Seitz, Jakob Speise, Ämilian Lang und Meinrad Aman. Schließlich gab Rottler in einigen Punkten nach, worauf sich weitere fünf fügten und unterschrieben. Dem sechsten, Pater Ildephons, gab man bekannt, es stehe seinem Austritt aus der Gemeinschaft nichts im Wege. Er nahm darauf seinen Abschied. Die aufgestellten Konstitutionen traten in Kraft, nachdem sie vom Bischof und vom Kaiser gutgeheißen und bestätigt waren.

Die letzten St. Blasier Äbte in St. Paul

Fürstabt Berthold Rottler erblickte als Müllerssohn am 16. Oktober 1748 in Obereschach bei Villingen das Licht der Welt und erhielt den Namen Ferdinand. Nach seinem theologischen Studium übernahm er in St. Blasien die Professur für Theologie. 1784 wurde er in Salzburg zum Doktor der Philosophie ernannt. Darauf

trat er an der Universität Freiburg die Stelle eines Professors für Diplomatie, Numismatik und Archäologie an. Archivar in St. Blasien und Probst in Klingnau/Aargau waren weitere Ämter, die er innehatte, bis ihn seine Mitbrüder am 19. November 1801 zu ihrem neuen Oberen und damit zum Fürstabt wählten. Als Berthold III. war er in St. Blasien der 48. Abt und wurde auch der 48. in der Reihe der Äbte von St. Paul. Selbst im fortgeschrittenen Alter und bei angegriffener Gesundheit erlahmten seine Anstrengungen, die Klostersgemeinschaft im Sinne des Ordensvaters, des hl. Benedikt, vorbildlich zu führen, nie. Ihm kommt das große Verdienst zu, in St. Paul eine neue Klostersgemeinschaft unter widrigsten Verhältnissen aufgebaut und sowohl die Tradition von St. Blasien wie auch von St. Paul fortgeführt zu haben, die uns bis heute erhalten blieben.

Als Berthold Rottler am 16. Oktober 1826, seinem 79. Geburtstag, starb, wählte die Kloster-

gemeinschaft noch einmal einen der St. Blasien Einwanderer zu ihrem Abt. Es war Meinrad Amann. Am 9. April 1785 zu Hofkirch/Württemberg geboren, trat er 1803 ins Kloster St. Blasien ein. Nach der Auswanderung war er einer der Professoren, die ihre Studien in Wien vervollständigten, um im Lyzeum in Klagenfurt als Professor für Religionswissenschaften wirken zu können. Er war auch einer jener Mönche, die ihrem Abt bei der Aufstellung der neuen Klosterstatuten Schwierigkeiten gemacht und mit dem Austritt aus der Klostergemeinschaft gedroht hatten. Nach dreizehnjähriger Regierungszeit starb er am 19. Dezember 1839. Auch er war ein fähiger und würdiger Verwalter

des Erbes einer fast tausendjährigen Klostergeschichte.

Quellen und Literatur

- Stiftsarchiv St. Paul: Akten die Auflösung des Stiftes St. Blasien betreffend, 1803–1808, Akten des Stiftes St. Paul.
 Engelman U.: Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Stuttgart, 1965.
 Schmieder L.: St. Blasien, eine Baugeschichtliche Studie, Augsburg, 1929
 Ladstätter G. J.: Geschichte des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal von 1809–1848, Diss. phil., ungedruckt, Wien, 1973
 Rottler R.: Reise nach St. Paul im Lavantthale, Radolfzell, 1889
 Rieder K.: Die Aufhebung des Klosters St. Blasien, Badenia Karlsruhe, 1907

Verzeichnis der von St. Blasien ausgewanderten Konventualen (nach einer Aufstellung von P. Markus Baader)

	Geburtstag, Geburtsort	Todestag
1. Baader, Andreas	24. 8. 1758 Löffingen Senior, Kellermeister	3.12. 1844
2. Baader, Markus	1. 3. 1752 Löffingen Dekan und Pfarrer in St. Paul	26.10. 1822
3. Boppert, Konrad	10. 2. 1750 Konstanz	31. 7. 1811
4. Brenzinger, Benedikt	24. 2. 1751 Krozingen Vizedirektor, Gymnasialpräfekt u. Subdekan	5. 9. 1832
5. Dietrich, Simon	14.12. 1758 Holzingen Administrator in Eberndorf	13. 4. 1826
6. Eichhorn, Ambros	26. 9. 1758 Witlekofen Gymnasialpräfekt in Klagenfurt, Archivar	21. 3. 1820
7. Christen, Nikolaus	29. 6. 1771 Wolfenschießen CH Pfarrkooperator in St. Paul	11. 9. 1833
8. Ganther, Mathias	9. 8. 1756 Buchhorn Kantor und Musikinspektor	21.12. 1818
9. Grüninger, Bonifazius	9. 5. 1742 Villingen Rechnungsrevisor	31. 1. 1825
10. Huber, Gregor	22. 9. 1783 Bergheim Professor in Klagenfurt und St. Paul	11. 1. 1832
11. Jehlin, Günther	4.10. 1744 Heppenschwand Superior des Kollegs Klagenfurt	11. 9. 1813
12. Kaiser, Batholomä	3.11. 1759 Schonach Professor am Lyzeum Klagenfurt	22. 8. 1822

	Geburtstag, Geburtsort	Todestag
13. Kapferer, Nikolaus	8. 1. 1767 Gettensis Professor am Gymnasium St. Paul	6. 9. 1812
14. Karg, Nonnosus	16. 1. 1738 Kempten	18. 6. 1811
15. Kopp, Ignaz	8. 4. 1759 Munderkingen Superior in Klagenfurt	28. 6. 1831
16. Mannhardt, Joh. Baptist	23. 3. 1782 Mengen Professor in Klagenfurt	14. 8. 1837
17. Meister, Frowin	12. 1. 1760 Füssen Küchenmeister und Ökonom	26. 2. 1833
18. Natterer, Thaddäus	10. 7. 1763 Altdorf Professor in St. Paul	13. 4. 1814
19. Neugart, Trudpert	23. 2. 1742 Villingen Professor und Kämmerer, Lehrer der Novizen	15.12. 1825
20. Rauch, Basilius	28. 2. 1746 Heitersheim	14. 5. 1816
21. Rottler, Berthold	16.10. 1748 Obereschach Fürstabt	16.10. 1826
22. Schelb, Johann Nep.	6. 6. 1758 Münstertal Bibliothekar	5. 2. 1831
Fratres (alle in St. Paul Priester geworden)		
1. Amann, Meinrad	9. 4. 1785 Hofkirch/Wttbg. Professor in Klagenfurt, Abt in St. Paul	19.12. 1839
2. Bisle, Blasius	6. 2. 1787 Ingstetten Professor in Klagenfurt	23. 2. 1826
3. Fritz, Franz	20.11. 1786 Grafenhausen Professor, Gymnasialpräfekt in Klagenfurt	18. 9. 1849
4. Häfele, Bonaventur	15. 9. 1783 Bergkheim Professor in Klagenfurt und St. Paul	12. 2. 1823
5. Haug, Ämilian	16. 9. 1784 Rottenberg Professor in Klagenfurt, Hof- und Kellermeister	9. 5. 1844
6. Held, Cölestin	4. 3. 1783 Oberhausen/Bay. Pfarrer in Pustritz	28. 7. 1862
7. Horn, Aloisius	13.12. 1783 Salgen/Bay. Professor und Superior in Klagenfurt	23. 9. 1844
8. Juli, Karl	25. 1. 1786 Rothenburg Professor in Klagenfurt, Präfekt in St. Paul	3. 5. 1818
9. Müller, Magnus	10. 9. 1780 Unteramingen Pfarrer in Klein St.Paul	15.12. 1837
10. Schöpf, Anton	22. 8. 1786 Messhofen/Bay. Professor in Klagenfurt, Novizenmeister	3. 2. 1820
11. Seitz, Kasimir	15.11. 1783 Augsburg Professor in Klagenfurt, Pfarrer in St. Martin	14. 1. 1853
12. Speiser, Jakob	24.11. 1783 Lautern Professor in Klagenfurt, Dekan	16. 3. 1844

- | | | | |
|----------------------------|------------|--------------------------------------|-------------|
| 13. Steinheibel, Ildephons | – | St. Georgen | 29. 1. 1823 |
| | | Professor in Klagenfurt, ausgetreten | |
| 14. Umfahrer, Edmund | 4. 5. 1791 | – | 6. 6. 1849 |
| | | Professor und Kooperator in St. Paul | |

Oblaten

- | | |
|----------------------|--------------------------------|
| 1. Höfler, Jakob | 33 Jahre alt aus Höchenschwand |
| 2. Steiner, Anton | 22 Jahre alt aus St. Märgen |
| 3. Tisch, Laurentius | 25 Jahre alt aus St. Peter |

Konverse

- | | | | |
|--------------------|------------|--|-------------|
| 1. Gisi, Christoph | 5. 8. 1755 | Uhlingen | 15. 2. 1812 |
| | | Koch und Bräuer (vermutlich zuvor
Bierbrauer in der Brauerei Rothaus) | |

Zur Geschichte der unteren Mühle in Dogern

– Ein Aktenfund –

Erna Wörner-Bauer, Dogern

Dogern ist ein sehr altes Dorf. Seine Lage an der großen West-Ost-Straße, seine gotischen Häuser mit den steilen Satteldächern, mit den dicken Mauern, den tiefen Kellergewölben und den „steinernen“ Giebeln, d. h. Treppengiebeln, sind beredete Zeugen davon auch heute noch. Steinerne Häuser waren im Mittelalter dem Adel vorbehalten oder sie wurden zu Repräsentationszwecken einer bestimmten Verwaltung erbaut. Einzig die Mühlen, die den starken Erschütterungen des Mühlrades und des Mahlstuhles standhalten mußten, waren auch damals schon aus Stein. Zwei solcher alten Mühlengebäude in Dogern sind heute noch gut erkennbar.

An der Bundesstraße, der Straße durch das Rheintal liegt die Untere Mühle, die ihren Mahlbetrieb erst 1966 eingestellt hat. Das Gebäude trägt am ursprünglichen Mühleneingang ein Wappen mit einem Mühlrad und der Jahreszahl 1563. Ließ die Mühle durch ihre Bauart schon vermuten, daß sie älter sein müsse als diese Jahreszahl, so hat der glückliche Fund einer alten Urkunde jetzt diese Vermutung bestätigt.

Die Urkunde ist auf Pergament in einer sehr gepflegten, schönen Handschrift geschrieben, so wie es in der Zeit der Renaissance üblich war. Sie beginnt mit einer schwungvollen Initiale und trägt am Ende als große Kostbarkeit das in Wachs geprägte Siegel des Schultheißen und Rates der Stadt Waldshut, das Waldshuter Männle. Es ist die alte Form des Stadtsiegels von 1387, deutlich erkennbar ohne Geldbeutel, so wie es Pfarrer Ruch in seiner „Geschichte der Stadt Waldshut“ beschreibt und interpretiert. Der Text der Urkunde sagt in zeitgenössischer Sprache aus:

1. Urkunde von 1544.

Schultheiß und Rat zu Waldshut Thun kund und bekennen vor meniglich und diesem Brief Daß der besitzende Thoman Merk, Müller zu Togern und seine Vorderen unßer niedern Frühmeß des heiligen Kreuz-Altars Pfründ zu unser niedern Kirchen Sanct Johansen zu Waldshut, von seiner „Mili“ (Mühle) daselbst zu Togern von eigenschaftwegen jährlich auf Sankt Martinstag vier Mutt Roggen fünfzehn Schilling Haller ein Fastnachtshuhn und 2 Herbsthühner und von der Wisen dahinter genannt Mülliwis wird sechs halb Pfund Haller zu zinsen verbunden gewesen. Vermög und Inhalt bemelter Kirchenjahrzeit Kirchs und anderen Briefen und Rodeln und gewarsamer darüber Lüten aufgerecht, daß mir als Kosten möge auf mein vielfältiges, ernstliches, bittliches Ansuchen auf redlichen Ursachen, nämlich in Btrachtung wo die Mülliwis so bis her eine Zeitlang mit einem besonderen Zins beladen gewesen, den sie doch nit wohl ertragen möge für ein beseßenes Gut von der Mülli gezogen oder verkauft werden möcht dadurch der Mülli und pfündt an jährlicher Zinsung und Gerechtigkeit Abbruch und Mangel entstohn möchte ihme für uns und unsere Nachkommen auch für ein jeden Kaplan oder Frühmesser gemelter Pfründt günstiglich bewilligt und an vorbeschriebenem Zins etwas nachgelassen haben als daß derselbe Thoman Merk seine Erben und Nachkommen obgemelter Mülli und Wiesen dahinter der durch den das Mülliwuhr goth im Hinfür als ein zusammengehöriges Gut unzerteilt innehaben brauchen nutzen und genießen und davon und derauf der obgedachter Pfründt alle Jahr jährlich und jedes Jahr besonders allweg auf St. Martini, des hl. Bischofs Tag, zu entrichten,



Alte Mühle in Dogern (Bild im Rathaus)

unzerteilten Erbzins zu der Pfründt hanten und Gewaltsame gen Waldshuter on treu verlust Kösten und Schaden entrichten geben antworten wehren und bezahlen an guter redlicher, wehrschafter, Waldshuter Mäß und Münz so daselbst get, gang und genehm ist, nämlich vier Mutt Roggen vier Gulden, ein Fastnachtshuhn und zwei Herbsthühner. Sie sollen auch die vorgedachte Mülli und Mülliwies umhin autum als ein zusammen gehöriges Gut in gutem wesentlichen Bauen und Ehren halten und in allweg vor Abgang hüten, alles ehrbarlich, getreulich und ungefährlich. Das zu wahren urkundlich haben wir genannter Schultheiß und Rat dieser Stadt gemeinen Gesigel öffentlich henken lassen an diesen Brief, der gegeben ist auf den nächsten Samstag nach dem Sonntag oculi in der Fastnacht der Geburt Christi Jesu unseres Herrn Seligmachers gezählt tausend fünfhundert vierzig und vier Jahr

Demnach hat also die „mili“ in Dogern bereits 1544 bestanden, der damalige Müller hieß Thomas Merk. Zum besseren Verständnis des

Inhaltes der Urkunde sei zu den näheren geschichtlichen Umständen, aus denen heraus sie geschrieben und besiegelt wurde, einiges gesagt.

Waldshut besaß schon in frühester Zeit nach der Stadtgründung, im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, zwei Kirchen: die sicher ältere von beiden stand auf dem nach ihr benannten Johannisplatz, war dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht und hieß auch die Untere Kirche. Die Vorgängerin der heutigen Stadtkirche, St. Marien, wurde die Obere Kirche genannt. Die Untere Kirche, St. Johann, war eine Filialkirche, deren Mutterkirche die Kirche in Dogern, damals noch am Rhein stehend, war. (In ihr wurden 1468 nach der Belagerung der Waldshuter Frieden geschlossen.) Die heutige Pfarrkirche St. Clemens wurde nach einer großen Hochwasserkatastrophe 1767 an ihrer heutigen Stelle erbaut. Lange Zeit erinnerte eine Sebastianskapelle an den alten Standort der Kirche, doch beim Kraftwerksbau mußte auch diese Kapelle dem ersten Brückenpfeiler weichen. Ein Triptychon, ein Drei-Flügel-Bild im Rathaus in Dogern stammt aus dieser Kapelle

und erinnert mit ihrem Sebastiansbild an sie. Alte Dogerner wissen noch um den Standort der Kapelle.

Patronatsherren der alten Dogerner Kirche waren die Ritter von Wolen, die in Laufenburg ansässig waren. Sie hatten sich durch Stiftung des Baugrundes oder des Baues selbst das Recht der Wahl des Geistlichen erworben, aber auch die Pflicht übernommen, für den Unterhalt der Kirche zu sorgen.

Im Hochmittelalter wurden aber auch von Bürgern und Bauern viele Stiftungen und testamentarisch festgelegte Hinterlassenschaften der Kirche vergabt mit der Verpflichtung der Kirche, für das Seelenheil der Stifter, ihrer Voreltern und Nachkommen zu beten. Da der Pfarrer der Hauptkirche diesen Verpflichtungen allein nicht nachkommen konnte, wurden sogenannte Kaplaneien gebildet. Das heißt, für einen Nebenaltar der Kirche wurde eigens ein Priester, ein Kaplan bestellt, der diese Pflichten erfüllen und aus den gemachten Stiftungen oder auch jährlich zu entrichtenden Pfründen leben und amtieren konnte.

Im 15. Jahrhundert hatten die beiden Kirchen in Waldshut acht solcher Kaplaneien, zwei besaßen sogar ihre eigenen Kapellen. Die älteste Kaplanei aber war die zum hl. Kreuz in St. Johann, der Unteren Kirche, eben die in der Urkunde erwähnte. Sie war an den Heilig-Kreuz-Altar, einen Seitenaltar der Kirche gebunden und war im Jahre 1321 gestiftet worden.

Als Stifter dieser Kaplanei sind ein Nachkomme der von Wolen aus Laufenburg, der das Bürgerrecht der Stadt Waldshut besaß, zwei Adelige, der Schultheiß und der Rat der Stadt Waldshut genannt. Die von dem Müller Thomas Merk zu bezahlende „pfrundt in Form von 4 Mutt Roggen, 4 rheinische Gulden, 1 Fastnachtshuhn und 2 Herbsthühner“ war ein Grund- und Bodenzins, den er der Stadt Waldshut zu bezahlen hatte, den die Stadt aber an die Kaplanei des Hl.-Kreuz-Altars gestiftet hatte. In der Urkunde von 1544 wird dem Müller Thomas Merk von Schultheiß und Rat der Stadt Waldshut bestätigt, daß die „Müllwiß, durch die das Mül-

liwuhr floß“ ein Bestandteil des Mühlengewerbes und als solches nicht noch mit einem besonderen Zins belegt sei. Zur Bekräftigung haben Bürgermeister und Rat der Stadt das allgemein gebräuchliche „Gesigel“ an den Brief (Urkunde) „anhenken“ lassen.

Ist der Fund dieser Urkunde allein schon eine Rarität, so erhöht sich der Wert noch dadurch, daß eine Abschrift von ihr aus dem Jahre 1793 von dem Müller Joseph Jehle in barocker Schrift gefunden wurde. Auf der Rückseite dieser Urkunde schrieb er: „renoviert oter Ernennungsbrief von meiner wohnhaften mülli recht und gerechtigkeit geschrieben den 22ten Herbstmonung 1793, der alt ist gemacht worden anno 1544 den Ersten sambstag in der faßnacht“.

Eine zweite Urkunde aus dem Jahr 1611 hat der ebenso fleißige wie selbstbewußte Müller auch abgeschrieben. Sie enthält den Kauf „von $\frac{1}{2}$ Thauen des Mühlenmättles“, auf dem aber ein Vorkaufsrecht des im Jahre 1611 lebenden damaligen Müllers Georg Windler ruhte, weil er auf der ganzen Matte die Nutzung besaß, für welche er jährlich 1 Mutt Roggen an das Waldvogteiamt Waldshut zu bezahlen hatte. Leider ist das Original zu dieser Copia verloren gegangen.

Der besagte halbe Thauen Matten muß aber 1778 wieder zum Bestand der Mühle gehört haben, denn der Abschreiber der Mühlenbriefe, der Müller Joseph Jehle gibt zu diesem Zeitpunkt seine auf dem Mühlenmättle neuerbaute Beimühle mit Reibe, Schleife und Stampfe, also eine Ölmühle als Sicherheit gegen ein Darlehen von 1500 rheinischem Gulden dem Hochlöblichen Kollegiatsstift zu Rheinfelden. Laut Versicherung des Schuldners Joseph Jehle, des Richters Joseph Winkler und des Vogtes Joseph Leber zu Buch waren Land und Mühle ledig, frei und eigen bis auf den Zehenden und Grundzins. Der schon in der originalen Urkunde von 1544 genannte Grundzins, der an die Hl. Kreuz-Kaplanei zu zahlen war, blieb in seiner Höhe bis zur Aufhebung im Jahre 1869 derselbe. Jedenfalls sind vom Jahre 1756 bis zum Jahre 1839 44

sauber gebündelte Quittungen mit genauer Angabe des gelieferten Grundzinses vorhanden. Die ersten beiden von 1756 und 1760 lauten noch auf einen Müller Johann Nepomuk Stiegeler, die anderen sind auf Joseph, Jacob, und Franz Jehle ausgestellt. 1775 muß der Müller Joseph Jehle wegen des Grundzinses rebelliert haben, denn auf der Quittung steht, es sei dem Müller verboten, den Zins abzustellen. Ein Conclusum des Katholischen Kirchenfonds schickt dem damaligen Kaplan Wohlehrwürden Bornhauser ein Schreiben 1775, er hätte dem Müller Joseph Jehle ohne „prejudiz“ den Pfründschein nach der alten Manier auszustellen, bis man nicht andere „documenta“ gefunden habe.

Ein schön geschriebener und gesiegelter „Extractus“ aus diesem Schreiben vom Jahre 1777 hat ebenfalls, den alten Quittungen beiliegend, die Zeiten überdauert.

Unter Joseph II. wurde 1780 neben der Jakobs- und der Dreikönigskaplanei auch die Hl.-Kreuz-Kaplanei gegen den Willen der Bevölkerung aufgehoben, 1804 die Johanniskirche abgerissen. Den Grundzins mit 4 Mutt Roggen, 3 Gulden 20 Kreuzer und 3 Hühner (Kuchelgefäll) = 30 Kreuzer aber mußte der Müller weiter bezahlen. Auch nach der Übergabe der Mühle an seinen Sohn Jacob Jehle 1808 wurde der Grundzins weiter erhoben.

1835 macht der Müller Franz Jehle, Sohn des Jacob Jehle, der die Mühle 1833 übernommen hatte, eine Eingabe an das Großherzogliche Bezirksamt um Streichung eines Stuben- und Wasserfallzinses, da er den Grundzins an die Hl.-Kreuz-Pfründ bezahle und die Hanfstube, Reibe und Stampfe auf der Mühlenmatte vor mehreren Jahren abgerissen worden sei. Er konnte aber nur die beiden Kopien der alten „Mühlenbriefe“ von 1544 und 1611 vorlegen, da die Urkunden selbst nicht vorhanden waren. Lakonisch ist auf der Rückseite, offensichtlich vom Bürgermeister von „Dogernen“ unter dem 27. Oktober 1835 vermerkt: „Diese Urkunden können durch vergangene Kriegsjahre abhanden gekommen sein.“ Daß sich wenigstens die

eine Urkunde von 1544 nach 140 Jahren, also 1975 wieder finden werde, konnte der im Jahre 1849 verstorbene Müller nicht ahnen. Auch seine Witwe Maria Rotzinger mit ihren 6 Kindern, wovon das älteste sieben- und das jüngste noch nicht einjährig war, bezahlte den Grundzins gemäß der Urkunde von 1544 weiter. Die letzte vorhandene Quittung stammt zwar aus dem Jahr 1839, dafür aber ist der Grundzins-Ablösungsvertrag zwischen dem Pfarrkirchenfond Waldshut und der Maria Rotzinger aus dem Jahr 1869 vorhanden, der die Weiterbezahlung bestätigt.

Nach diesem Vertrag wurde „seit urdenklichen Zeiten auf der unteren Mühle und der hinter derselben liegende 4 Juchert großen Baumgarten neben Bernhard Gampp und Joseph Albiez an Martini zu bezahlende Grundzins von 4 Mutt Roggen altes Waldshuter Maaß (laut Quittung schon seit 1831 ins neue badische Maß verwandelt) oder 2 Malter, zwei Sester, 8 Meßle, 2 Becher, sodann 3 Gulden 50 Kreuzer an Geld, die auch bis Martini vorigen Jahres (also 1868!) bezahlt wurden“, durch eine Geldsumme abgelöst.

Sie wurde wie folgt berechnet: Die 4 Mutt Roggen wurden zum durchschnittlichen Getreidepreis zu 7 Gulden 41 Kreuzer angesetzt. Für die Ablösung wurde das 18-fache dieses Betrages und des jährlich zu entrichtenden Geldbetrages von 3 Gulden 50 Kreuzer, also 69 Gulden gefordert. Das „Kuchelgefäll“ wurde fallen gelassen. Der Gesamtbetrag von 345 Gulden und 36 Kreuzer war in zwei gleichen Teilen 1869 und 1870 zu bezahlen und mit 5% zu verzinsen. Grob gerechnet ist das der Betrag für ungefähr 45–50 Doppelzentner Roggen: ein großer Betrag für die Witwe Franz Jehle. Welchen Fleiß und welche Sparsamkeit die tapfere Frau aufbringen mußte, um den Betrag zu erwirtschaften, steht freilich nur zwischen den Zeilen.

Mit dem Bezahlen der Ablösungssumme wurde eine, sich über 324 Jahre, also 11 Generationen erstreckende Grundzinspflicht, deren eigentliche Ursache schon mit dem Abgang der Hei-

lig-Kreuz-Kaplanei erloschen war, abgestreift. Der älteste Sohn der Witwe Franz Jehle, Jacob Jehle II. übernahm erst 1883 die Mühle. Seine 5 Geschwister und die Kinder aus seiner Ehe mit der um 20 Jahre jüngeren Nothburga Ebner aus Breitenfeld sind die Ahnen vieler Dogerner Familien, womit die Brücke zum 20. Jahrhundert und zur Gegenwart geschlagen ist.

Beim Studieren der alten Urkunde und der aus späterer Zeit zumindest seit 1771 fast lückenlos vorhandenen Quittungen, Mühlenakten, Theilzettel, Briefen, Anleihen usw. sprechen mehr noch als die Umstände, aus denen heraus sie erforderlich waren, die Menschen des Dorfes und ihre Schicksale unmittelbar zu uns. Es waren markante, zähe, hagebuchene Gestalten, die das Mühlengewerbe betrieben. Sie überdauerten jegliche Not und Drangsal und hielten ihren Bestand eisern fest und mehrten ihn.

Das Gebäude der alten Mühle prägte zweifelsohne ihre Bewohner mit. Es war einst an der südlichsten Stelle des Talabhanges, wo der Dorfbach noch soviel Gefälle aufwies um das schwere Mahlwerk einer Getreidemühle mit 2

Mahlgängen und einem Rendler zu treiben, gebaut worden. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts war ihr steiles gotisches Dach, mit 2 Treppengiebeln geschmückt. Eine 2-läufige, hochstufige Treppe in der Mitte des Westgiebels, die mit einer Rundbogentüre zum Wohnteil des Gebäudes führte, und im Erdgeschoß unter der Treppe eine ähnliche Türe, die Einlaß in die Mühle gab, lassen sich, trotz teilweiser Vermauerung, noch gut erkennen. Das feste Haus stand, als die neue Kirche noch nicht gebaut war, eindrucksvoll von Westen her sichtbar in der Landschaft. Es bildete mit dem ebenso alten Wirtshaus zum „Greifen“ (heutige Linde), das noch bis 1760 mit Fresken bemalt war, dem alten Pfarrhof und dem Einungshaus den ältesten Teil des Dorfkerns. Zu ihm gehören auch noch einige jüngere Häuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die das alte schöne Gesamtbild vervollständigen. Leider zerstört der Verkehr die Ortsmitte nach und nach völlig. Das Wissen um die Geschichte des Dorfes allein genügt nicht; den Nachfahren tut ein Eifer not, das noch Vorhandene zu schätzen, zu lieben und zu erhalten.

*Eine erfreuliche Mitteilung für
alle Mitglieder, Freunde und
Förderer unseres Vereins*

Für Geldspenden,

die Sie künftig dem Landesverein Badische Heimat e. V. zuwenden wollen, erhalten Sie ab sofort eine

steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung!

Dabei ist zu beachten, daß steuerabzugsfähige Spenden **nicht direkt** an unseren Verein gezahlt werden können, sondern nur auf das **Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Brsg. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg i. Brsg.**

So wirds gemacht:

Sie zahlen oder überweisen Ihre Spende auf obiges Konto mit dem Vermerk: „Spende Badische Heimat“

Das städt. Kassenamt der Stadt Freiburg wird nach Eingang der Gutschriftanzeige Ihnen unverzüglich eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung direkt zusenden Ihre Spende unverzüglich auf das Konto des Landesvereins Bad. Heimat überweisen. (Das Vereinskonto ist dem städt. Kassenamt bekannt.)

Nicht vergessen werden darf:

Name und Postanschrift des Spenders auf dem Einzahlungs- bzw. Überweisungsformular angeben, damit Ihnen die Spendenbescheinigung zugeschickt werden kann, sowie die Angabe „Badische Heimat“, damit die Spende auf das Konto unseres Vereins überwiesen werden kann.

Und bedenken Sie:

Mit jeder Spende unterstützen Sie aktiv die anerkannte kulturelle Arbeit unseres Vereins und sein Wirken für die Heimatpflege!

Machen Sie von dieser Möglichkeit regen Gebrauch!

Dafür dankt Ihnen herzlich der Landesverein Badische Heimat e. V.

Zur Geschichte der Closenkapelle in Detzeln

Erna Wörner, Dogern

Unweit der Mündung der Steina in die Wutach, etwa 6 km flußaufwärts, da wo sich das Tal vor dem Eingang in eine enge Schlucht oder Kluse noch einmal zu einer Mulde ausweitet, liegt erhöht auf einem Felsenvorsprung, den die Steina umfließt, die alte Closenkapelle. Der jetzige Bau stammt, nach der Bauform zu schließen, aus dem 16. Jahrhundert, was auch die Inschrift über der Eingangstüre an der Südseite mit 1582 und Urkunden ausweisen. Das Dachreiterlein, das 2 Glocken enthielt, wurde allerdings erst 1880 aufgesetzt (1976 durch ein stilgerechteres ersetzt).

Dennoch hatte das Kirchlein Vorgängerinnen; es steht auf uraltem Kulturboden. Es ist dem hl. Oswald geweiht, der auf dem Altarbild mit dem Raben als seinem Insignum und der kleinen Detzelter Kapelle im Hintergrund dargestellt ist.

Seine Lebensgeschichte sei kurz erzählt: Oswald war von adeliger Herkunft und wuchs in einem vom hl. Columban im Jahre 642 gegründeten Kloster in Schottland auf. Als späterer König war er selbst der beste Missionar seines Landes und ob seiner Wohltätigkeit weitgerühmt. So erzählt denn auch die Legende von ihm, daß, als er einmal beim Ostermahle saß und ein Bettler an der Pforte um ein Almosen bat, er ihm nicht nur sein ganzes Mahl, sondern auch noch die silberne Platte, auf der die Speisen waren, geschenkt habe. Der daraufhin ausgesprochene Wunsch des Bettlers – diese mildtätige Hand möge nie verwesen – soll wunderbarer Weise, nachdem König Oswald im Kampf gegen den heidnischen britischen König Penda gefallen war, in Erfüllung gegangen sein. Der grausame König hatte Kopf und Hände Oswalds auf Pfähle stecken lassen, die Christen aber wußten sich der leiblichen Überreste ihres Königs zu bemächtigen. Wunderbare Zeichen

sollen sich danach an der Stätte seines Todes ereignet haben. Oswald gilt als Märtyrer christlichen Glaubens. Die Schottenmönche brachten die große Verehrung, die Oswald in ihrer Heimat genoß, zu uns auf das Festland herüber. Viele Kirchen, die in ihrer Baugeschichte ins Frühmittelalter zurückreichen, tragen seinen Namen (die alte, gotische Kirche in Zug, die Stadtkirche in Stockach, einst Sitz der Grafen von Nellenburg, u. a.) wie die kleine Kapelle in Detzeln.

So läßt uns schon das Patronat der Kapelle ihre lange Geschichte vermuten.

Nach einer sich heute im Staatsarchiv Frauenfeld befindenden Urkunde, einem Königsdiplom des Hohenstaufers Konrad III. vom 7. 1. 1152, die er auf einem Hoftage zu Konstanz ausstellte, ist von einem Edelfreien Marcward die Rede, der auf seinem Eigengut eine „Cella“ bei Tiezelenheim gegründet habe. Er errichtete diese Cella zu Ehren Christi und seiner Mutter. Wann das kleine Sanktuarium und ob es wohl schon bei der Gründung dem hl. Oswald geweiht wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. Das Patronat des Altars bezog sich üblicherweise auf die in ihm befindlichen Reliquien, während das Kloster selbst der Gottesmutter und ihrem Sohne geweiht war.

Nach den Worten der Urkunde von 1152 setzte Marcward nach dem Ableben seiner Frau und aller seiner Kinder Christus und damit die Kirche als Erben seiner Güter ein. Als Klostergründer konnte er nach den Regeln des hl. Augustin lebende Konventuale bestimmen – Augustiner Chorherren. Zu ihrem Unterhalt hatte ihnen Marcward seine Güter in Grießen, Münchingen (im späten Mittelalter abgegangen) den Weilerhof, die Reutehöfe, Güter in Raßbach und Riedern vergabt. Um den Klosterplatz als zehentfrei zu garantieren, hatte die Cella, mit



Die Clovenkapelle zu Detzein

Zustimmung des Bischofs Hermann von Konstanz und der beiderseitigen Vögte, mit Karl, dem Pfarrherrn in Tiengen, einen Gütertausch vorgenommen. Das Königsdiplom ist keine Gründungsurkunde; es spricht nur von der Gründung, und enthält deshalb leider auch nicht das Datum der Klostergründung. Es wurde vielmehr zur Ausstattung des Klosters mit Privilegien ausgestellt. Das Kloster hat also 1152 schon bestanden.

Die Gründung selbst dürfte zwischen 1130 und 1140 erfolgt sein.

Zum Standort der Cella zu Tiezelnheim wurde ein schon vorhandener Burgstall benützt; in einem gegen Ende des 16. Jahrhunderts verfaßten Anhang zu der „Stüelingischen Landgerichtsordnung“ von 1527 heißt es nämlich, daß Marcward „ein aptey zu Detzellen zu einem burgstall“ gestiftet habe. Weiterhin bekennen Propst und Konvent des Stiftes zu Riedern in einer Urkunde vom 3. III. 1341, daß ihnen ein

Weinberg gehöre, „der zu Tezzilnheim bei dem Burgstall zu dem Wuer gelegen“ sei. Zudem ist an der nördlichen Steilkante des Hügels, auf dem heute neben der Kapelle der Klausenhof steht, an dessen Hinterfront noch eine Bruchsteinmauer sichtbar; Reste einer ebensolchen Mauer wurden parallel zur ersten im Süden des Hügels gefunden; weiter läuft eine 1,5 m dicke Bruchsteinmauer vom Klausenhof schräg auf den Hügel zu. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Mauerreste dem ursprünglichen Burgstall zugehörig waren, der durch Marcward in ein Kloster umgewandelt wurde. Grabungen im Jahre 1960 brachten Brandschutt unter dem Mutterboden zutage. Sicherlich birgt der Boden noch manche Fakten über die ehemalige Cella. Die Benützung einer Burganlage als Gründungsort eines Klosters ist nichts Außergewöhnliches und ist auch an anderen Orten bezeugt.

Über die Person Marcwards wissen wir indes nicht mehr, als daß er ein sowohl im Alpgau wie

im Klettgau durch Besitz verwurzelter Edelreier war, wohl gleichgestellt den Adligen aus dem Altsiedelland, den Krenkingern, den Nellenburgern und den Zähringern.

Auch woher nach der Gründung der cella die Regularkanoniker und der in der Urkunde von 1152 genannte Abt Albert kamen, bleibt im dunkeln. Alle damals im Umkreis bestehenden Klöster waren Benediktinerabteien. Augustiner Chorherren gab es eigentlich erst nach der Römischen Synode von 1059.

Am Ende des 11. Jahrhunderts erging eine Selbstreform über Klöster und Christen. Geistliche versprachen ein Gemeinschaftsleben nach dem Vorbild der Apostel zu führen, und dabei alles Eigentum in gemeinschaftlichem Besitz zu halten. Sie lebten in halbklosterlicher Gemeinschaft nach einer Regel, die sie Augustin zugeschrieben und erhielten daher den Namen Augustiner Chorherren. In unserer näheren Landschaft gab es solche in der Propstei Zurzach und der Propstei St. Märgen im Schwarzwald (gegründet 1115), deren Chorherren aus Toul in Frankreich kamen.

Die Königsurkunde stellte die Detzelter cella unter Königsschutz und setzte nach dem Ableben des erbenlosen Marcward Konrad von Krenkingen und seine Nachkommen – jedoch nur jeweils den Erstgeborenen und nur mit Zustimmung des Abtes – als Vögte ein. Konrad von Krenkingens Stammsitz, Altkrenkingen, lag nur 1 km von der cella entfernt nördlich der Steina.

Die Krenkinger waren treue Anhänger des Zähringischen Herzogshauses und für deren Territorialpolitik am Hochrhein eine wichtige Stütze. Herzog Konrad von Zähringen und sein Sohn Bertold IV sind denn auch als Zeugen in der Königsurkunde genannt. Mit der Übernahme der Vogteirechte des Klosters war den Krenkingern die Erweiterung ihrer Machtbasis zugleich auch als Stützpunkt in einer Landschaft erwachsen, die um 1152 noch von den Klöstern St. Gallen, St. Blasien und Allerheiligen in Schaffhausen und der Grafschaft Nellenburg beherrscht wurde. Für das Kloster war der

Königsschutz die Garantie für Freiheit und Unabhängigkeit, für den Vogt aber bedeutete er eine Kontrolle. Das Schutzprivileg war eine Sicherheit gegen Rechtsverletzungen durch die Vögte: Vergehen, die mit einer Strafe von 30 Pfund Goldes belegt waren.

Nach äußerst sorgfältigen Untersuchungen des Archivrates Helmut Maurer in Konstanz war Marcward sicher kein Krenkinger, wie man immer vermutete. Der „Gründervogt“ war auch nicht mit den Krenkingern verwandt. Aber Konrad von Krenkingen war die einflußreichste Persönlichkeit der Umgegend und stand unter Protektion des Herzogs von Zähringen und den mächtigen Zähringer konnte der König nicht übersehen. Außerdem hätte die Übertragung der Vogtei an ein anderes Adelsgeschlecht so in unmittelbarer Nähe der Stammburg der Krenkinger jede Erweiterung ihres Herrschaftsbereiches gehemmt.

Für die weitere Geschichte der Detzelter Mariencella ist eine Urkunde im Kloster Allerheiligen in Schaffhausen bedeutungsvoll, die von Bischof Otto von Konstanz am 27. XII. 1166 ausgestellt wurde und in der der Abt Gerlo von Tezzilnheim als Zeuge genannt ist. Diese Urkunde ist aber auch zugleich der letzte Beleg für die Existenz des Klosters in Detzeln.

Doch finden wir 50 Jahre später in Riedern am Wald ein Augustiner-Chorherrenstift. Daß dieses Stift das von Detzeln nach Riedern übertragene Kloster ist, dafür gibt es mancherlei Belege, auch wenn eine eigentliche Translationsurkunde fehlt.

Einmal war die Königsurkunde von 1152 immer, bis zu seiner Incorporation in das Chorherrenstift Kreuzlingen 1638, wohin auch das Archiv kam, im Besitz des Stiftes Riedern. Das Riederer Männerkloster und das Frauenkloster, das ihm unterstellt wurde, betrachteten beide diese Urkunde als ihre Gründungsurkunde. Zum anderen waren die Krenkinger Vögte des Detzelter wie des Riederer Stiftes; sie machten das Stift Riedern zu ihrem eigentlichen „Hauskloster“. Auch das gleiche Patronat bei-

der Stifte, nämlich das der Gottesmutter Maria, mag als Beweis für ihre Identität gelten.

Weiter finden wir den ganzen Besitz der einstigen cella in Detzeln in einer Besitzliste des Riederner Frauenklosters aus dem Jahr 1350, die sich heute im F. F. Archiv in Donaueschingen befindet, aufgeführt. Mit 2 Dinghöfen, einem in Griefßen und einem in Thierberg hatten die Chorherren eben diesen Besitz gefestigt. Der eigentliche Zellenplatz in Detzeln aber, unter dem heute noch gebräuchlichen Namen „Kirchenbrühl“ in der Gemarkungsliste des Dorfes von 1881 eingetragen, war bis zur Aufhebung des Stiftes Riedern 1803 zehentfrei.

Der Zeitpunkt der Verlegung muß in die Spanne zwischen 1166 und 1214 gelegt werden. 1214 ist das Riederner Stift mit einem Propst als Vorsteher das erstmal urkundlich genannt.

Auch der eigentliche Grund, der zur Klosterverlegung führte, ist nur zu vermuten. Die Augustiner Chorherren waren kein eigentlicher Mönchsorden. Sie unterschieden sich von den Benediktinern, die ihr mönchisches Ideal im Aufbau einer geschlossenen klösterlichen Grundherrschaft in neu zu besiedelndem Land und im Aufbau eines kulturellen, wirtschaftlichen und auch politischen Zentrums sahen, ganz wesentlich. Die Augustiner Chorherren hielten neben Askese und Kontemplation Weltzugewandtheit für dringlich und sahen in Pastoralisation und Seelsorge ihre Hauptaufgabe. Die cella Detzeln lag aber in dem, schon 1152 bestehenden Pfarrverband Tiengen und bot den Konventualen wenig Möglichkeit zur Ausübung ihres Hauptanliegens. Tiengen war über Jahrhunderte die Mutterkirche aller umliegenden Orte am linken Schlüchtufer. Auf den rauheren Höhen des Schwarzwaldes fanden die Chorherren indes eine, wie H. Maurer nachweist, schon vor dem Jahre 1085 bestandene und in Verfall geratene Pfarrei „Engelrameßriet“, das spätere Riedern am Wald. Sie umfaßte einen großen Kirchensprengel, er reichte bis nach Grafenhausen und Birkendorf hinauf und enthielt neben alten Orten wie Ühlingen und Hürllingen, die „vor dem Wald“ lagen, auch

alle Orte und Weiler, deren Namen deutlich von der Rodungszeit nach der Mitte des 11. Jahrhunderts herrühren, also „im Wald“ lagen, wie -ried, -rieth, -schlatt, -röte usw. Der große Pfarrsprengel konnte von den Chorherren besser seelsorgerisch betreut werden als von einem Weltpriester. Wohl bot er ihnen auch eine größere Existenzgrundlage als nur das kleine Detzeln. Vielleicht auch war die allzu große Nähe der krenkingischen Burg bei der Verlegung mitbestimmend. Die alte, schon vorhandene Pfarrkirche St. Leodegar in „Engelrameßriet“ wurde in das verlegte Stift inkorporiert, die Stiftsgebäude an die Kirche angebaut. 1326 zumindest spricht ein Konventual und Pfarrer zu Riedern von einer „Leutkirche“ daselbst. Sie wurde Mittelpunkt des klösterlichen Stiftes, das über alle Jahrhunderte zu verfolgen ist und 1806 säkularisiert wurde.

Was aber wurde aus der verlassenen Cella in Detzeln?

1423 wird an der Stelle des ehemaligen Klosters „eine Kapelle und ein Bruder-Häusle“, eine Einsiedelei erwähnt, die zum Besitz des Stiftes Riedern gehören. 1504 schreibt der Propst von Riedern, daß „bemelte Kapelle eine löbliche alte Stiftung und mit viel köstlichem, löblichem Heiltum, mit Ablass und Gnaden begabt sei.“ In einem alten Thierberger Weistum kommt alsdann ein „Wüyerguetli“ (Wuhr!) vor, dem eine Zehentfreiheit zusteht, womit das „Closengut“ und damit der heute noch neben der Kapelle bestehende Closenhof gemeint ist.

1581 wurde die stark zerfallene Kapelle wieder hergestellt, so wie sie uns heute erscheint. 1583 wurde sie als Oswaldkapelle konsekriert. Dabei blieben die sicherlich älteren, wohl ins 14. Jahrhundert zurückgehenden Fresken im Innern der Kapelle erhalten (später übertüncht, inzwischen freigelegt und konserviert). Aus der Zeit der Restaurierung von 1581 stammt die skulpturale Kreuzigungsgruppe mit den lebensnahen bäuerlichen Figuren, die die Muttergottes und den hl. Johannes darstellen. Bis 1806 blieb die

Oswaldkapelle beim Stift Riedern und kam dann zur Pfarrei Tiengen.

Die Pfarrakten der Filiale Detzeln beginnen mit dem Jahre 1813 und melden, daß die Kapelle in „primitivstem“ Zustand sei. Da auch die Jahreszahl über der Eingangstüre, wie berichtet, nur als 15 . . lesbar, später aber zu lesen war, muß das Kirchlein wohl damals renoviert worden sein. 1880 ließ die Gemeinde Detzeln das Türmchen herstellen und zwei Glöcklein in dasselbe hängen.

1883 wollte die Pfarrkirche in Tiengen nach ihrer Renovation freigewordene Betstühle in die Kapelle geben, es seien nur „Böcke ohne Lehne, das Aussehen eines Bahnschlittens habend“ darin, was aber so blieb. Auch die Staffel zum Kirchlein hinauf wurde neu gemacht. Jungfrau Stefanie Isele stiftete einen Kreuzweg, der am 26. 3. 1883 eingeweiht wurde und weiter ein rotes und ein weißes Meßgewand, ein Missale und die weiße Fahne. Die „Lichtlampe im Chörlein“ erstellte der damalige Closenhofbauer Franz Schlegel, dessen Opferwilligkeit besonders hervorgehoben wird.

1894 wurde eine neue Stiege auf die Empore, die ehemalige sei mehr eine Leiter als eine Stiege gewesen, vom Zimmermann Gensweis um 54 Mark erstellt.

1895 wurde die Kapelle durch Maler Greiner und Schreiner Keller aus Tiengen renoviert. Damals gehörten die politischen Gemeinden Detzeln und Breitenfeld noch zum Bezirksamt Bonndorf. Kirchengemeinde und politische Gemeinde führten einen langwierigen Streit um das Eigentumsrecht der Kapelle, in dem die erstere siegte.

1917 konnte ein Gutachten von Prof. Dr. Sauer, großherzogl. Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Alterstums in Freiburg, verhindern, daß die beiden Glöcklein zum Einschmelzen abgeliefert werden mußten.

1919 wurde der Neubau einer Kirche in Detzeln beschlossen, und die erste namentliche Spendenliste mit 8790 DM genannt. Man dachte aber auch immer wieder an eine Renovation der alten

Kapelle. (Nach langen Verhandlungen wurde erst 1956 die neue Kirche gebaut und am 2. November 1958 geweiht.)

Am 29. 3. 1939 aber wurde der alt ehrwürdigen Kapelle, wohl aus Unkenntnis ihrer reichen Geschichte, „Abbruchreife“ bescheinigt. Indes blühte in ihr kontinuierlich seit über 800 Jahren ein reges, religiöses Leben.

So wird im Kapellenfond von 1916 neben den üblichen Gottesdiensten auch vom Abhalten von Jahrtagsmessen für Detzelter Familien berichtet. Aber auch die Sorge für die Ausstattung der Kapelle ließ nie nach. Die Schwestern von Ofteringen lieferten 1916 „ein rötlichviolettes Meßgewand aus gutem Seidendamast mit gewobenem Kreuz mit Christus und guten Seidenborten versehen“.

Auch wurde 1916 ein Tabernakel in Treibvergoldung von Kunstschlosser Karl Fritz aus Tiengen eingebaut.

Diesem Vorgang schließt sich dann 1918 die Bitte um das Aufbewahren des hl. Sakramentes in dem Tabernakel und die Beschaffung eines „ewigen Lichtes“ (Öllampe) an.

1917 berichten die Akten über die Lieferung von 2 Korporalien und der Instandsetzung eines Meßbuches.

Neben weiteren Stiftungen für den Neubau einer Kapelle aber bittet 1928 der Stiftungsrat um Wiederherstellung der alten Kapelle, „es sollte doch mehr für dieselbe geschehen.“ In der Kapelle wurden Taufen, Hochzeiten, Beerdigungsmessen, der Hagelfreitag mit Flurprozession und die Armseelenandacht abgehalten. Durch alle Jahre hindurch wurde das St. Oswaldfest (3. Juli) gefeiert.

Noch 1941 berichtet Geistl. Rat Spreter, daß das Allerheiligste im abschließbaren Tabernakel aufbewahrt würde und daß einmal in der Woche eine heilige Messe gefeiert werde.

Im Jahre 1975 wurde die Kapelle restauriert, die Fresken konserviert, der bisher hinter einer Zwischenwand verborgene bemerkenswerte Retabelaltar des 17. Jahrhunderts freigelegt und

ebenso wie die übrigen Figuren restauriert, die historische Farbgebung am Äußeren der Kapelle wiederhergestellt sowie ein neuer Dachreiter nach historischem Vorbild aufgesetzt.

Auf jedem Stein des uralten Cellenplatzes liegen die Schatten seiner langen Vergangenheit. Von all den Menschen, die da wirkten und beteten, ist eine Spur zurückgeblieben. Sie tritt uns überall entgegen und gibt uns in dem flüchtigen Wandel aller Dinge ein Gefühl der Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten – und die

Verpflichtung zur Weitergabe des Überkommenen.

Quellenangabe:

1. Sonderdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 115, „Die Anfänge des Augustinerchorherrenstifts Riedern am Wald und die Erschließung des südöstlichen Schwarzwaldrandes.“ 1967 von Archivrat Helmut Maurer.
 2. Akten des Pfarrarchives der Filialkirche St. Oswald zu Detzeln 1813 bis zur Gegenwart. Dekanat Tien-gen.
-

Im Prunus blühende Straße

*Wer in frühen Tagen dieses Weges ging
war ganz unbewußt der Gegenwart entrückt;
ach, ein Märchentraum ist nur Ersatz dagegen,
so war Herz und Seele voll entzückt!
Rosa Blüthen, jubilierend, eins am andern dicht gestockt
sonnesuchend aus den Zweigen drängen,
spielend in der Töne Glanz
wie zu lieblichen Gesängen!
Blüt' für Blüt', so rosenrot und licht
weiß nur Frühling zu verschenken,
und wir, dankbar und beglückt,
können nur das Wunder überdenken.
Jedes Jahr, zieht Märzen in das Land,
wölbt zum Dom sich dieser Straße Leben,
wenn der rosa Prunus blüht,
und die Bäume ihre Feste geben!*

Ida Pfeifer-Hofmann

Hans Thoma und die Apothekerei

Heinz Schumacher, Freiburg

Hans Thomas Weg vom Hirtenbub aus dem Bernauer Hochtal zum Maler von Ruf und Rang begann in einer Apotheke. Diesem Umstand verdanken wir eines seiner ansprechendsten poesievoll plaudernden Bilder. Zeichnerisches Spiel mit den Formen und ein zartfarbenes Kolorit zeichnen es aus.

Der Apotheker Karl Otto Romer (1826–1906) im benachbarten St. Blasien war auf das junge Talent aufmerksam geworden, als eines Tages Thomas Mutter die ersten Ölmalversuche ihres damals 19-jährigen Sohnes anbot. Hans Thoma schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Ich freute mich an meiner Arbeit. Freilich mußte die Mutter zuerst mit ein paar dieser Bildchen nach St. Blasien. Soviel Mut hatte ich selbst noch nicht. Die Bilder wurden ihr von Apotheker Romer abgekauft, und dieser sagte, ich solle doch mal zu ihm kommen, er male auch“. Dieser Einladung ist Thoma gefolgt und malte unter den kritischen Augen Romers auch einige Ansichten von St. Blasien auf grundierten Pappdeckel „sehr schön ausgeführt, sodaß ich es wagte, für das Stück einen Gulden zu fordern“, schreibt er selbst. Romer darf auch zu jenen St. Blasiern gerechnet werden, von denen Thoma berichtet, daß sie ihm finanziell über die erste Zeit seines Besuchs der Kunstakademie in Karlsruhe hinweghalfen. Als Romers Gast verbrachte er 1870 schöne Septembertage in St. Blasien. Bei diesem Besuch durfte Hans Thoma seine allegorische Komposition, die die Apothekerei darstellt, überbracht haben. Anhaltspunkt gibt der Vermerk unter seinem Signum in der rechten unteren Bildecke „Decoration über der Thüre der Apotheke in St. Blasien, gemalt Ende der Sechziger Jahre“. Es ist bekannt, daß Hans Thoma seine Bilder gelegentlich erst in späteren Jahren signiert hat.

In der Behandlung des Themas liegt er auf Ludwig Richters illustrativer Linie. Er stellt die Apothekerei nicht durch eine einzelne Figur dar, sondern in erzählerischer Freude durch eine ganze Schar von Putten und Zwergen, die alle im Dienst der Apothekerei tätig sind. Dieses Bild ist zu einem ganz echten „Hans Thoma“ geworden. Schon sein Lehrer Schirmer an der Akademie in Karlsruhe hat ihn als „Poeten“ angesprochen, als er Illustrationen zu Hebels Gedichten vorlegte. Auf dem über einen Quadratmeter großen Bild – heute als Dauerleihgabe der Staedelschen Galerie, Frankfurt, im Hans-Thoma-Museum in Bernau ausgestellt – begegnet uns Hans Thomas naturverbundenes Erzählertalent, mit dem er den Betrachter zu fesseln weiß.

Die große Bildfläche wird durch ein aufgeschlagenes Arzneibuch in ein Oben und ein Unten geteilt. Im hellen Luftraum tummeln sich zart geflügelte Putten, im dunkeln Erdbereich wirken eifrige Zwerge als dienstbare Geister. Die Gestaltung des köstlichen Puttenreigens mag Hans Thoma wohl deshalb besonders gut von der Hand gegangen sein, da er in Bernau sein Skizzenbuch mit Puttenstudien gefüllt hatte, als sein kleiner Vetter zur heißen Sommerszeit den ganzen Tag nackt in der Stube um ihn herumgekrabbelt sei. Auch der Bub einer befreundeten Familie diente ihm zu solchen Studien. Nach ihm nannte Hans Thoma seine Putten gelegentlich „Ottöli“. Im Zentrum des Bildes bietet vor blauem Himmel ein rot geflügelter Putto, auf dem Arzneibuch stehend, eine Flasche Medizin mit wehender Etikettfahne dar. Eine Gruppe von drei kleinen Helfern umschwirren ihn schmetterlingshaft und tragen Blumen herbei, eine weiße Callas und eine blaue Kornblume, die heute in unsern Kornfeldern so gut wie aus-

1 Hans Thoma, 1839 bis 1924), „Decoration über der Türe der Apotheke St. Blasien, gemalt Ende der sechziger Jahre“, 1,12 × 1,19 m, Öl auf Leinwand.



2 Ein Putto, lichte Figur vor blauem Himmel, zeigt auf einem Arzneibuch schreitend stolz ein Ergebnis der Arzneikunst.



4 Wie Schmetterlinge haben sich die Putti auf einer Mohnpflanze niedergelassen um ein botanisches Geheimnis zu untersuchen.



3 Kleine geflügelte Helfer schaffen Drogen herbei.



5 Im dunklen Untergrund sind gute Geister am Werk. Hier gräbt ein Zwerg nach heilkräftigen Wurzeln.



7 Mit Vehemenz werden hier Drogen im Mörser zerstoßen.



6 Zwei Wichtelmänner sorgen für den richtigen Rohstoff. Der eine mit portraithaften Zügen bewundert ein Kristall, der andere beschafft Schlangengift.



8 Mit offensichtlicher Befriedigung betrachtet der arzneikundige Zwerg den brodelnden Sud im Herdfeuer.

gestorben ist. Abseits von dieser lebhaft bewegten Gruppe in der Ruhe der rechten oberen Bildecke untersuchen zwei Putti neugierig und gespannt ein botanisches Geheimnis.

Sie sitzen auf einer Mohnpflanze. Der in der Bildmitte blau schimmernde Himmel hat sich durch den Qualm von Herdfeuer eines Wichtelmanns in einem warmen Grauton verschleiert. Das Schmunzeln des Alchemisten zeigt, daß der Sud gelungen ist. Am rechten Bildrand schwingt ein Zwerg aus Leibeskräften das Pistill. Unter einer Decke von Blattwerk verborgen, gewinnen drei Zwerg Rohstoffe für ihren Kollegen am Feuerherd. Der eine fängt eine Schlange, ein anderer, würdig bebrillter Kenner seines Faches (man könnte fast ein Portrait vermuten), untersucht ein Mineral und der dritte gräbt nach einer heilkräftigen Wurzel. Es hat sich eigentümlicherweise ergeben, daß dieser Wurzelgräber in etwa die Züge Hans Thomas in

seinem hohen Alter trägt. Hans Thoma war aber, als er dies Bild malte, knappe 30 Jahre alt. Daß er bezüglich der Themagestaltung fachlich beraten war, zeigt die Darstellung der drei Rohstoffbereiche der Pharmazie jener Zeit: ANIMALIA, MINERALIA, VEGETABILIA. Diese drei Bereiche sind in der Tätigkeit der drei Zwerg unter dem Arzneibuch dargestellt. In allen Details zeigt sich der Künstler als der große Zeichner, auch mit dem Pinsel. Der Schwung und die Ausgewogenheit der Linienführung und die dezente Stufung der Farbgewichte schaffen ein harmonisches Ganzes, trotz Summenbildung aus Einzelbildern. Der Apothekerfamilie Romer stets dankbar verbunden, malte Hans Thoma 1886 ein Doppelportrait der beiden jungen Töchter seines Gönners. Auch dieses Gemälde hängt im Hans-Thoma-Museum in Bernau neben einer Reihe von sehr bekannten Hans-Thoma-Bildern.

Der Schatten

*Ein Kind in rot hüpf vorüber;
sein Schatten ist grau.*

*Ein Monteur in blau geht vorüber;
sein Schatten ist grau.*

*Eine weiße Nonne wandelt vorüber;
ihr Schatten ist grau.*

*Ein Minister im Frack schreitet vorüber;
sein Schatten ist grau.*

*Ein Bischof im Ornat zieht vorüber;
sein Schatten ist grau.*

Richard Gäng

Berichtigungen

Anmerkung zum Artikel „Bedeutende Namen der Geschichte in Ettlingen“ in Heft III/76, Seite 323–328.

Der Verfasser brachte in Erfahrung, daß der Deutschordenshochmeister Wolfgang Schutzbar genannt Milchling (1543–1566) aus altem Adel stammt, obwohl das aus dem Familiennamen nicht hervorgeht. Der Zusatz „genannt Milchling“ ist ein Bestandteil des Familiennamens und wurde von dem Geschlecht bis in unser Jahrhundert hinein gebraucht. Mit der Per-

son des Deutschordensmeisters Wolfgang Schutzbar selber hat er nichts zu tun, war also nicht, wie vermutet werden konnte, ein Übername desselben.

Durch einen Nachtrag des Verfassers entsteht im Text des Artikels der Eindruck, daß der Neptunstein in Madrid an den Deutschordensmeister Walther von Cronberg verschenkt wurde. Die Schenkung des Kaisers an Cronberg wurde natürlich in Weißenburg gemacht.

Nochmals „Eva Lessings Vorfahren“

Im Heft 1/1976 der „Badischen Heimat“ wurde nachgewiesen, daß Eva Lessing, die Gattin des Dichters G. E. Lessing, nicht – wie Dr. K. Lohmeyer annahm – väterlicherseits schweizerischer Herkunft ist, sondern dem in Westfalen beheimateten Geschlecht Hahn entstammt.

Ihr Vater, der Kaufmann Heinrich Caspar Hahn, 1688 in Schwelm geboren, heiratete (1724) und starb (1738) in Heidelberg, wo er ein Handelshaus betrieb. Letzteres ging nach seinem Tode an den Sohn Johann Georg über.

Heute kann der geführte Nachweis noch durch eine weitere Tatsache ergänzt werden. Am 11. Mai 1719 wird „Henrich Caspar Hahn, Handelsmann von Schwellen auß Westpfalen, ledtig, desen Vatter Johannes Hahn, Bürger und Handelsmann zu Schwellen, deßen Mutter Maria Hellking, Luth. Religion, ist nach producirung seines ehrlichen Nahmens vnd geburthsbrieff zum Bürger angenommen worden (5 fl.).“

Dies kann man der Liste der „Bürgeraufnahmen aus der Zeit des Wiederaufbaues und der Neubesiedelung des zerstörten Heidelbergs 1712/1732“ entnehmen. (Neues Archiv f. d. Geschichte d. Stadt Heidelberg u. der Kur-Pfalz. 15. Bd., 1. u. 2. Heft, 1930.)

Paul Treiber
7 Stuttgart 70
Metzinger Str. 45

Auswanderung aus Kadelburg

E. Müller-Ettikon

Nach den Revolutionsjahren 1848/49 ziehen 80000 Deutsche aus den Oberrheinlanden nach Amerika und suchen sich dort eine neue Heimat. Dem Kaspar Groß (Wagner), der am 16. März 1864 Kadelburg verließ, schrieb die Barbara Bercher zum Abschied folgendes Gedicht:

„Die Orgel tönt, die Kirch ist aus,
Adieu, du teures Gotteshaus!
Heut segnet mich zum letztenmal
Mit frommer Stimme dein Choral.
Ja, gib mir deinen letzten Segen
Noch zum Geleit auf fernen Wegen!
Ich brauch' ihn wohl, weit ist es ja
Von hier bis nach Amerika.
Kommt, Kinder, morgen geht es fort,
Nehmt Abschied noch vom Heimatort.
Andächtig geht's von Haus zu Haus
Und dann in Gottes Welt hinaus.
Hier haben wir uns oft gemüht;
Seht, wie bald alles grünt und blüht!
Den Segen heimsen andre ein,
Die Ernte wird nicht unser sein.
So leb denn wohl, du teures Land,
Das ich gebaut mit meiner Hand!
So lebe wohl, du liebes Feld,
Das ich so manches Jahr bestellt;
Du mögst, auch wenn wir ferne wandern,
Gedeihn und Früchte tragen – andern!
Leb wohl, du Himmel, treu und blau,
Schenk diesen Feldern guten Tau!
Nun geht's nach Basels Kirchhoftor,
Da schaut ein schwarzes Kreuz hervor.
Das Kind liegt friedlich eingelegt,
Das wir voll Lieb und Treu gepflegt.
Da liegt es nun in Schweizer Erde.
Ob wir so sanft auch ruhen werden
Im fernen Land? – Doch Gott ist ja
Bei uns auch in Amerika.

Wohl hätt ich nimmer das geglaubt;
Ich trug so weit das alte Haupt,
Ich hoffte wohl, von ihr beweint,
Zu ruhn von aller Müdigkeit.
So laßt uns noch zum Hügel treten
Und still ein Vaterunser beten!
Ach, freilich ist's kein kleiner Schmerz
Für ein so altes, schwaches Herz,
Zu lassen Heimat, Feld und Haus
Und wandern in die Welt hinaus.
Still, Herz! Fast wärest überflossen
Und hätt'st in Klagen dich ergossen.
Bist ja gestählt in Kampf und Not!
Drum mutig fort ins Abendrot!
Dort schaut hinein ins Morgenrot,
Versunken ist dort Weh und Not!
Dort glüht im Abendrot am Strand,
Dort blüht ein neues Vaterland.
Da taut aufs Land der Freiheit Segen,
Daß alle Kräfte froh sich regen,
Wo wir auch sind, der Herr ist ja
Bei uns auch in Amerika!“

Der Kaspar Groß, dem dieser poetische Abschiedsgruß galt, war vielleicht ein Verwandter des Jakob Groß, der schon ein paar Jahre vorher nach Amerika ausgewandert war. – Der Jakob war ein guter Mann, vielleicht ein wenig zu gut. Weil er zu gut war und nicht eigensüchtig genug, konnte er in den schlimmen Jahren nach der verunglückten Revolution, an der er sich nur insofern beteiligte, als er auf seinen alten Schlapphut einige Hahnenfedern steckte und gerne das Heckerlied sang, nicht mehr recht auf den wenigen ererbten Äckerlein, die zudem noch nicht zu den besten gehörten, existieren. Bekanntlich sind ja die Äcker zu Kadelburg von sehr unterschiedlicher Qualität, und einige weisen in trockenen Jahren große „Brenneten“ auf, so daß nur eine kümmerliche Ernte zu er-

warten war. Und der Weinberg im Freudenspiel machte die Suppe auch nicht mehr fett, obwohl Jakob am liebsten in den Reben arbeitete und sich auch ganz brauchbare Kenntnisse erwarb, daß er im Dorf bekannt war als Kenner des Weinbaus und des Weines. Die preußischen Soldaten, die nach der Revolution bei ihm im Quartier lagen, staunten manchmal, was Jakob alles konnte.

So kam es, daß er sich eines Tages entschloß, nach Amerika auszuwandern, wo Freiheit, Reichtum, kurz: ein besseres Leben winkten, und wohin der Hecker und der Struwe vor ihm schon gegangen waren.

Durch Zufall fand ich in der Chicago History, Published Quarterly by the Chicago Historical Society, im Jahrgang 1956/57, Nr. 10 einen Brief des Jakob Groß – natürlich in englischer Übersetzung, der es wert ist, heute noch gelesen zu werden:

Chicago, den 18. Dezember 1856

Lieber Bruder, Schwäger und Geschwister!
Aus weiter Ferne will ich Euch, Ihr meine Lieben, endlich über unser Befinden und unsere Reise berichten, weil wir aus Eurem Schreiben und des Metzger Heinrichs Mund selbst gehört, wie sehr Ihr Euch darnach seht. Es tat mir weh, Euch so lange warten zu lassen. Vorläufig haben wir Euch schon von Havre aus geschrieben, und von New York versprach uns des Küfers Jakob, das Nötige zu schreiben, weil wir schnell wieder abreisen mußten. Nun, jetzt zuerst die Reise:

Der Abschiedstag bleibt uns unvergeßlich, besonders freut es uns an denen, welche uns die letzte Stunde in Tiengen noch gönnten, und Du, lieber Bruder, das einzige von meinen Geschwistern, gönnte mir noch diese Freude, ich werde Dich auch nie vergessen, so lange ich lebe. Auch die Kinder freute die zahlreiche, teilnehmende Begleitung von ihren Schul- und Spielkameraden und wünschten ihnen nichts besseres als sie wären auch in Amerika. Erst als die Kadelburger in Basel uns alle verließen, denn es erfreuten uns fast alle, um Abschied zu

nehmen und alle noch einmal zu sehen, erst da, als die Bekannten uns alle verließen, sahen wir, daß wir auf dem Wege nach Amerika waren. Als wir den Schwager Jakob Groß nicht mehr sahen, ging das Jammern an. Wir sehen ihn aber noch immer auf der Stelle, wo er uns zum letztenmal den Hut schwenkte. Dienstags morgens 7 Uhr ging's auf die Eisenbahn, und kamen mittags 12 Uhr in Straßburg an, konnten aber der Zeit wegen nicht viel besehen als das prachtvolle Münster, abends 9 Uhr ging's nach Paris, kamen den 7. nachmittags 4 Uhr in Paris an, wo wir mit Proviant versehen wurden, und 10 Uhr abends ging es nach Havre, wo wir den 8. morgens 8 Uhr ankamen. Den 9. mußten wir unseren Proviant und Geschirr fassen, was wir alles nach Akkord empfangen, und mußten es schon auf das Schiff bringen, und zum ersten Male darauf schlafen. Wir hatten einen neuen geküpferten Dreimaster mit Namen „Regulator“. Den 10. morgens 11 Uhr ging unser Schiff unter Segel, und wir brachten zum letzten Male Europa ein Lebewohl.

Mit unseren Akkordanten waren wir sehr gut zufrieden, unsere Wege nach Tiengen wurden uns gut bezahlt, denn wir waren die einzigen, die um diesen Preis noch das Kochgeschirr empfangen, viele mußten zudem noch 30 bis 40 frs für Geschirr bezahlen. Auch die Passagiere von Beck und Herzog reisten und logierten mit uns von Burgliber aus, faßten Proviant was wir und kamen auch auf unser Schiff. Der Wilhelm, zwei Endinger, mehrere Basler und die in Tiengen zu uns kamen, waren unsere Nachbarn. Wir hatten viel Freude miteinander, Gesang und Musik, aber in aller Freude störte uns der Durst. Als wir 8 Tage gefahren, untersuchten sie die Wasserfässer und fanden, daß in Havre schon viele ausgelaufen. So bekamen wir ca. 1½ Schoppen auf die Person zum Kochen und Trinken. Denkt Euch so ein heißer Sommertag! Gut war es, daß wir so ziemlich Schnitz, Zwetschgen und Zucker bei uns hatten, so konnten wir doch etwas in den Mund nehmen. Essen hatten wir im Überfluß, wir verkauften noch einen Schinken. Hätten wir die

Seereise mit etwa 42 Tagen zurückgelegt, wäre sie uns trotzdem eine Lustreise gewesen, aber 56 ist zu lang, wenn man Durst leidet. Wir irrten 17 Tage in dem Kanal herum, wo wir's in 1 oder 2 Tagen zurückgelegt hätten. Wir hatten keinen Sturm, aber auch wenig guten Wind. Mit der Seekrankheit ist es nicht so gefährlich. Ich, Theodor, Otto, Jakob, Elisabeth bekamen sie gar nicht, die Frau einen Tag, der Leopold zwei Tage, aber die Marie und Näherin predigten schon den Fischen, eh der Schleppdampfer uns aus dem Hafen schleppte, und verließ sie auch nicht bis ans Ufer, ausgenommen es war windstill. Es war aber nicht so schlimm mit der Krankheit, denn sie kamen nur vom Fischpredigen und gingen wieder tapfer ans Essen, daß wir lachen mußten.

Die ersten 14 Tage blieb die Marie fast immer im Bett, wir mußten sie aufs Verdeck bringen. Einmal sagte sie, wir sollen heimschreiben, es gehe nicht gut auf dem Schiff, der Himmel „gumpe“. Nachher aber, als wir auf dem hohen Meer waren, sagte sie, wir sollen schreiben, es gehe gut. Sie machte viel Spaß, und den Husten hat sie gänzlich verloren. Besonderes hat sich auf dem Meer nicht zugetragen, nur daß zwei Kinder starben, die aber schon krank aufs Schiff kamen. Sie wurden ins Meer hinuntergelassen. Auch unser Jakob wurde sehr krank in der siebten Woche, er hatte die rote Ruhr.

Wir gaben die Hoffnung auf, ihn ans Ufer zu bringen. Er war verwirrt, er wollte es sich nicht nehmen lassen, er sei in Kadelburg, und der Feldmarschall sei durch das Dorf gelaufen. Dann kochte die Frau eine gute gebrannte, ungekochte Mehlsuppe, man mußte sie ihm mit dem Teelöffel eingeben, und nahm $\frac{1}{2}$ Schoppen roten Wein, $\frac{1}{2}$ Schoppen Wasser, 1 Handvoll Heidelbeeren, kochten sie auf die Hälfte ein und gaben's ihm nach und nach, und in Zeit von ein paar Tagen war er Gottseidank wieder hergestellt. Sonst hatten wir kurze Zeit, nur dies tat uns weh, nichts als Himmel und Wasser zu sehen und Durst leiden.

Endlich erreichten wir mit großem Jubel New York, den 2. August, blieben aber dieselbe

Nacht noch auf dem Schiff. Den 3. sahen wir Deppeler von Degerfelden am Ufer, wo er sich gleich zu uns begab. Er war Makler im Schweizerhaus, welches ein Endinger hält. Dem ungeachtet, verpflegte er uns sehr gut. Den 4. begab ich mich zu des Küfers Jakob in Hoboken, wo ich ihn aber auf dem Wege traf. Ich mußte aber mit ihm heim, wo dann er und Jakob Krügler mit ins Schweizerhaus kamen. Es freute uns sehr, Bekannte zu Rate ziehen zu können, ob wir bleiben oder weiterreisen sollten, wo sie das letztere vorteilhaft fanden, wenigstens bis nach Buffalo, wo wir andere Bekannte treffen werden, die uns Rat erteilen.

Unterdessen begab sich Wilhelm nach Mount Vernon, wo er Heinrich und Nepomuk noch glaubte, aber sie waren schon verreist, so reisten wir selber gen Abend noch ab, denn jede Stunde ist mit Kosten verbunden. Wir fuhren per Dampfschiff bis Albany, dann auf der Eisenbahn bis Buffalo, wo wir den 7. ankamen. Der Wilhelm traf uns in New York nicht mehr. Auf Anraten guter Freunde blieben wir daselbst und bezogen den 8. eine Wohnung mit 2 Zimmern für 3 Dollar im Monat. Den 9. kam der Wilhelm auch und blieb 5 Wochen bei uns. Dann sah er wie wir, daß wir weiter müßten, solange wir noch können, denn der Verdienst war sehr schlecht. Der Otto war Zeitungsträger, er hatte 10 Schilling die Woche. Sie versprachen ihm 70 Dollar, Kleider und Kost im Jahr, wenn er bliebe. Ich und Theodor arbeiteten an einer Straße eine Zeitlang für 6 Schilling den Tag. Der Wilhelm war in einer Zuckerfabrik, strenge Arbeit und kleiner Lohn. Aber das schwerste, das uns traf, war der Tod Hermanns, welcher schon in 14 Tagen nach unserer Ankunft erfolgte. Meine Frau und Wilhelm waren Tag und Nacht bei ihm, er hatte ein hitziges Fieber. Bei seiner Beerdigung begleiteten ihn 14 Kutschen und noch viele zu Fuß. Wir konnten es nicht ändern und mußten es ertragen. Nach 5 Wochen reiste der Wilhelm nach Chicago, wo dann Heinrich Groß im Namen seiner uns zweimal schrieb, daß wir unverzüglich sollen kommen, es sei weit besser im Westen, und so machten wir uns

gleich auf den Weg. Den 10. Oktober abends gingen wir aufs Dampfschiff bis Detroit, von dort auf die Eisenbahn bis Chicago, wo wir am 14. Oktober ankamen.

Des Reisens müde, bezogen wir eine Wohnung, welche Heinrich schon für uns gemietet hatte, 2 Meilen von der Stadt, wo wir jetzt noch sind. Der Butscher oder Metzger, wo Nepomuk Ruf bei ihm war, ist unser Nachbar, ein steinreicher Mann und sehr gute und gemeine Leute. Nepomuk hat aber jetzt ein eigenes Geschäft und macht gut aus. Was unsere Verhältnisse anbetrifft, so können wir mit Recht sagen, sie sind gut. Wir müssen im Sommer 6, im Winter 4 Dollar bezahlen. Wir haben aber 1½ Vierling Land beim Haus, konnten aber nebst unserem Gemüse auch noch für 18 Dollar verkaufen. Wir verkauften Rettich zu 10–12 Cent das Stück und so Wirsing und Kabis, der Stock Salat für 5–6 Cent, es kommt sehr viel auf die Sorte an. Der deutsche Samen wird immer vorgezogen bei allen Gemüsen. Kartoffeln sind immer sehr teuer, letztes Frühjahr kosteten sie 10–12 Schilling, im Spätjahr 4 Schilling das Buschel (ungefähr 3 Sester), grüne Bohnen 1 Dollar das Buschel. Man braucht aber bei weitem nicht so viel Gemüse wie bei Euch. Der Krieg mit Rußland machte uns letztes Jahr auch teures Brot, das Faß Mehl, 196 Pfund, kostete 8–10 Dollar.

Was unsere Beschäftigungen sind, so machen ich und Theodor wirklich Holz in der Stadt, das Kord zu 10–12 Schilling, aber das Maß ist 2 Fuß kleiner als bei Euch. Der Metzger Heinrich sagt als, wenn er eins fertig hat, er habe drei Gulden verdient. Letzten Sommer machten wir Heu in der Prärie, ein sehr gutes Geschäft zum Geldmachen. Theodor wollte ein Handwerk lernen, aber ich konnte ihn nicht entbehren, Leopold lernt das Pflästern und Weißmachen und hat 10 Schilling oder 3 Gulden den Tag, aber ohne Kost. Er ist stark und groß gewachsen. Jakob besucht die Schule, und nebenbei hilft er schlachten und verdient 2–3 Schilling den Tag und genug Fleisch für unseren Gebrauch. Elisen besucht die Schule auch, wenn es nicht zu kalt ist. Elisabeth war bis dies Spätjahr in einem Ho-

tel und hatte 12 Schilling die Woche, über den Winter ist sie jetzt zu Hause, um das Nähen und Bügeln zu lernen, damit sie aufs Frühjahr in einen Englischen Platz treten kann. Marie und Frau waschen in der Stadt meistens Kadelburgern. Schöne Einnahmen, aber auch Ausgaben, bis man nur wieder hat, was man in Deutschland verschenkt hat, denn aller Anfang ist schwer.

Mit Not und Mangel hatten wir Gottlob nie zu kämpfen, und wenn uns der liebe Gott gesund läßt, so haben wir auch gute Hoffnung. Wir haben jetzt eine Kuh, 5 Schafe und 2 Schweine. Die Schweine füttern wir mit Kutteln und Lungen und dergleichen Ware. Wenn der Schnee weg ist, so lassen wir die Kuh und die Schafe auf der Prärie laufen. Abends kommen sie wieder heim.

Wir wünschen uns keinen Tag mehr zurück und sind zufrieden. – Wir wünschten nur, daß es alle Kadelburger so hätten wie wir. Was wir verdienen, ist unser. Wenn wir 1 Dollar und 50 Cent bezahlt haben, sind unsere Abgaben entrichtet. Wenn wir die Marie fragen, ob sie wieder heimwolle, so sagt sie: No sir-ee, sie habe mehr Fleisch als daheim. Sie ist sehr fett. Die Kadelburger besuchen uns auch öfters. Kürzlich war Alexander auch bei uns, um Abschied zu nehmen. Er ist nach Jowa gereist, vielleicht um Land zu kaufen. Sein Geschäft ist sehr gut. Dem Bruder Wilhelm geht es jetzt wieder ziemlich gut, das Spätjahr war er eine Zeitlang unwohl, auch dem Heinrich geht es wieder gut, trotzdem daß er viel Verluste erlitten. Letzten Sommer verbrannte ihm sein ganzes Handwerksgeschirr, ungefähr für 120 Dollar. Er hat den ganzen Winter Arbeit, täglich 14 Schilling. Er ist wohl geachtet und ist Sekretär bei seiner Loge. Den 3. September erfreute uns Metzger Heinrichs Familie mit ihrem Besuch, jetzt sind sie unsere Nachbarn und besuchen uns fast täglich. Wir werden gegenseitig fast nicht fertig mit Fragen und Antworten. Ihr Wilhelm ist verheiratet und hält ein Kosthaus mit 20–24 Kostjungen, die Luise ist jetzt bei ihm, sie wird bald heiraten. Der Ludwig ist bei einem Zigarrenmacher, hat

in der Woche 2 Dollar ohne Kost, später auch mehr. Es gefällt ihnen sehr gut. Ich wünschte nur Euch, lieber Bruder, 8 Tage bei mir zu haben, um das Handeln und Treiben in der Stadt mit anzusehen. Denn Chicago ist die größte Handelsstadt der Welt, es ist ein Leben und Treiben, daß man des Lebens nicht sicher ist, wenn man über eine Straße geht. Zudem laufen 8 Eisenbahnen, mit den Zweigbahnen 37 in die Stadt, von welchen täglich über 200 Züge ab und zu gehen. Auch der größte Frucht- und Bretterhandel in der Welt, denn es liegen Bretter in- und außerhalb der Stadt, daß das Kadelburger Feld vom Dorf bis in Homburg Haushöhe es kaum fassen könnte. (Die Übersetzerin liest ‚Hamburg‘ und glaubt nicht, daß „by no stretch of the imagination could its lumber piles have extended as far as the distance from the Swiss border to the North Sea! = daß sie sich nicht vorstellen könne, daß die Bretterhaufen von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee reichten).

Es liegen über den Winter 300 Schiffe im Hafen. Die Stadt ist so am Wachsen, daß jährlich durchschnittlich 3000 Häuser gebaut werden. Auch ist letzten Sommer eine deutsche Halle aus Aktien erbaut worden, welche 4 Stockwerke hoch ist.

Jetzt hätte ich eine Bitte an Euch, meine Lieben, daß Ihr mir Samen schickt, vielleicht habt Ihr Gelegenheit durch jemand von Vetter Wagners. Es fehlt uns nämlich an Früh- und Spätwurz, rotem und weißem Kabis, oben und unten Kohlrüben, Sommer- und Winterrettich, auch Rüb-samen und Blumenkohl, rote Rahnen, von den letzteren sieht man gar keine wie bei Euch. Ist’s möglich, so tut mir den Gefallen! Ich will’s Euch baldmöglichst wieder ersetzen.

Zum Schluß noch ein Wort. Ich hab schon vielmal darüber nachgedacht und bedauert, wie viele Mädchen bei Euch, die das Reisegeld noch hätten, sich so in Müh und Sorgen hineinssetzen. Denn eine Frau bei uns, die nichts anderes hat als ein Händler, hat’s besser als bei Euch die reichste Bäuerin, sie besorgt nichts als das Hauswesen, morgens und abends trägt ihr der

Mann das Holz und das Wasser und das Nötigste ins Haus, sonntags gehen sie spazieren, haben sie Kinder, so trägt sie der Mann, und die Frau läuft nebenan.

Ich will enden. Wir erfreuen uns bis dahin der besten Gesundheit und wünschen, daß Ihr es auch seid. Frau und Kinder tragen mir herzliche Grüße an Euch alle auf. In der Erwartung baldiger Antwort.

Es grüßt Euch Euer aufrichtiger Freund und Bruder

Jakob Groß

Theodor Groß. Ich schrieb, der Vater diktierte mir in die Feder.

Wer’s kann, der mach’s wie ich.

Ich stürmte fort zum Meeresstrande,

Vertraute mich dem Ozean;

Noch war mir nicht das Mark zertreten,

Noch lag ich nicht in schnöden Ketten,

Noch blieb die Stärk’ mir, mich zu retten,

Ich kam an dieser Küste an.

Unter den 80000 Auswanderern, denen es in jenen Jahren nicht mehr am Oberrhein gefiel, greifen wir nur noch einen heraus, den Alexander Bercher aus Kadelburg, und verfolgen sein Schicksal. Am 15. Oktober 1860 erschien er mit vier Zeugen vor dem Gerichtshof in Illinois als ein „alien born, free, white, male person, above the age of Twenty-one years“ (= im Ausland geboren, frei, weiß, männlich, über 21 Jahre alt) und beantragte die Staatsbürgerschaft der Vereinigten Staaten von Amerika, nachdem er mindestens fünf Jahre in den Staaten lebte und davon wenigstens ein Jahr in Illinois zubrachte, guten Charakter bewies, den Grundsätzen anhing, die in der Verfassung der Vereinigten Staaten enthalten sind. Er legte einen Eid auf die Verfassung ab und verzichtete auf alle Pflicht und Treue gegen jeden fremden Fürsten, Potentaten, Staat oder Herrschaft, besonders auf die gegen das Großherzogtum Baden.

Warum war er nach Amerika gefahren? – Weil er nicht in Rastatt Soldat sein wollte. Er kam von dem Regen in die Traufe, denn schon im

nächsten Jahre nach seiner Einbürgerung begann der Sezessionskrieg, in welchem die Südstaaten von der Union abfielen und versuchten, einen eigenen Staat als Konföderierte Staaten von Amerika zu bilden. Alexander Bercher mußte einrücken und schrieb am 25. Nov. 1862 an seinen Bruder: „Wie lange dieser Krieg noch dauert, kann niemand sagen, viele glauben, daß es noch lange geht, und viele nicht. Vielleicht, wenn dieser Brief Euch erreicht, so hat das Los schon entschieden, ob Du, Wilhelm, den roten Rock zu tragen hast oder nicht. Wirst Du Soldat, so diene als solcher, denn ich heiße es nur Kinderspiel, ein Jahr nach Karlsruhe oder Rastatt zu gehen, im Vergleich mit unserem Soldatenleben hier. Ich scheute, oder hatte jenes Kleine zu scheuen und wählte etwas viel Schwierigeres an dessen Stelle. Und ohnehin schadet es keinem nichts, im Gegenteil, das stumpfe Baureneigentümliche wird ein wenig abgewetzt, und die 50–60 Gulden Auslagen werden später wieder eingebracht, und keiner würde es zurücknehmen.“

Zitieren wir noch weiter aus diesem Brief: „Nach viertägigem Aufenthalt in Louisville am Ohio River wurde die Verfolgung fortgesetzt, und am 7. Oktober erreichten wir (eine Armee von etwa 100 000 Mann) Bragg (=den gegnerischen General) bei Perryville. Nachmittags wurde schon angefangen zu feuern, aber den nächsten Morgen mit Tagesanbruch ging es los und dauerte den ganzen Tag. Der Mond war schon eine Stunde aufgegangen, als die letzte Kanone schwieg. Der 8. Oktober wird mir im Gedächtnis bleiben, denn da war zu sehen, was nicht jeder Sterbliche sieht, und ich habe gesehen, was ich nicht wieder zu sehen wünsche. Es war ein heißer Kampf, keine Seite wollte zurückweichen, der Sieg schwankte zwischen den beiden Parteien über den Tag, und mit Einbruch der Nacht wich der Feind, und wir behielten das Feld, mit allem darauf, lebendig und tot. Der nächste Tag war ein Tag des Grauens für jeden, der die Schlacht überlebte. Denn was der Pulverdampf und die Dunkelheit verdeckten, enthüllte die aufgehende Sonne. Tote, Ver-

stümmelte, Verwundete aller Art, Pferde, Wagen, Kanonen, Gewehre, kurz alles mögliche lag durcheinander, sodaß man nicht wußte, wo angreifen. Zwei bis drei folgende Tage wurden zugebracht, die Toten zu begraben und die Verwundeten wegzuholen. Hier bot sich die dritte herzzerreißende Anschauung dar, denn alle benachbarten Häuser, Scheunen, Ställe, Höfe und Gärten wurden vollgestopft, Leichtverwundete wurden auf der Eisenbahn weiter transportiert. Doctors, oder hier besser gesagt, die Metzger, denn so erscheint hier ihre Arbeit, haben viel zu tun, denn bei jedem Hospital lag ein Haufen abgesägter Beine und Arme. Ich verweilte einige Stunden bei dieser Arbeit, welche von den Schindern ganz kaltblütig und meistens mit der Zigarre im Maul verrichtet wird. Erwacht der Unglückliche von seinem Opium-Rausch während der Operation, so wird ihm noch eine Dose einge...., und mancher erwacht darüber nicht wieder. Dieses sind ungefähr Folgen von einer Schlacht und Folgen von Krieg, dem verheerenden Landungeheuer. Unser Marsch vom Miss: State hinauf bis zum Ohio Fluß und wieder hierher nach Nashv (Tenn:) war ein langer und harter. Mehr Nächte hatten wir zu marschieren denn zu schlafen. Einmal machten wir von abends 8 Uhr bis nächsten Abend 6 Uhr 40 Meilen. Lebensmittel waren oft sehr rar, öfters im Überfluß, je nachdem es sich zuträgt, und der Soldat muß sich in alles schicken können, selbst zwei Monate ohne Teppiche oder Mantel, um darauf zu schlafen, denn alles mußten wir zurücklassen, um den Marsch schnell durchzusetzen, nichts wie Gewehr, Patronentasche und Haversacke. Jetzt aber, meine Lieben, setzt Euch nicht nieder und jammert wie gewöhnlich, oder geht zu Nachbar Schulzes und klagt und kümmert Euch darüber, ich schreibe dieses nicht, um solche Bedauerungsgefühle bei Euch zu wecken, indem sie ja doch nutzlos bleiben, sondern nur, um etwas Neues vom Amerikanischen Krieg zu erzählen. Dabei fühle ich mich gegenwärtig so wohl, wie es sich unter obigen Umständen erwarten läßt. Auch glaube ich, mein Leben ge-

rade so gut versichert zu haben, als wenn ich zu Hause geblieben wäre. Die Kugeln kamen mir nahe genug, um mich hinüberzusenden, weshalb anzunehmen übrig bleibt, daß, wenn auf dem Krankenbett, umgeben von seinen Angehörigen, oder im wilden Schlachtgetümmel, oder wo immer es sein mag, die Todesstunde erscheint, daß es nicht von ungefähr, sondern durch höhere Fügung geschieht, und zur rechten Zeit.“

Nur kurze Wochen, nachdem Alexander Bercher diesen Brief an seine Eltern und Geschwister in Kadelburg geschickt hatte, starb er für die Nordstaaten auf dem Schlachtfeld. Es war

am 30. Dez. 1862. Sein Vetter Jacob Groß schickte die verhängnisvolle Kugel, die sein Schicksal besiegelte, an den Hochrhein und versprach, gelegentlich etwa 60 Briefe, welche Alexander von den verschiedenen Kriegsschauplätzen – teils in Englisch – geschrieben hatte, zu übersenden.

Noch vor seinem Tode hatte Alexander Bercher in der Zeitung gelesen, daß die Badische Regierung allen Militärischen und Politischen Flüchtlingen ohne Ausnahme eine Amnestie erteilt hatte. Das war ihm ein Trost, weil ihm dadurch die Rückkehr in die Heimat offen stand und sein Erbe gesichert war.

Solange wir lieben

*Das Glück,
Das zeitlose,
Dauert noch an,
Wenn der flüchtige Rausch
Des jubelnden Überschwangs
Lang schon verflogen ist.
Halten wir fest,
Was wir haben.
Trauern wir nicht
Um Vergangenes. –
Immer noch
Blüht uns die Zukunft
In heiterem Licht,
Solange wir lieben.*

Hans Bahrs

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Hermann Brommer

7801 Merdingen b/Freiburg,
Stockbrunnenstr. 4

Franz Hilger

7801 Pfaffenweiler Kr. Freiburg,
Krozinger Str. 27

Rudolf Morath

7900 Ulm/Donau, Wörthstr. 1

Dr. E. Müller-Ettikon

7891 Ettikon, Am Homberg 8

Joachim Rumpf

7883 Görwihl, Rotzingen 31

Prof. a. D. Heinz Schumacher

7800 Freiburg/Br., Merzhauser Str. 64

Dr. E. Strobel

7500 Karlsruhe-Durlach, Karlsruher Allee 19

Konrad Sutter

7890 Waldshut, Waldeckstr. 3

Frau Erna Wörner-Bauer

7891 Dogern

Dr. Hans Jakob Wörner

7800 Freiburg/Br., Lerchenstr. 26

Buchbesprechungen

Walter Rügner: Parke und wandere – Rhein-Nekar-Band VI, Südwestdeutsche Verlagsgesellschaft GmbH u. Co Mannheim, 1974 mit 45 Fußwanderungen für Autofahrer in 50 Kilometer Radius der Großstädte Mannheim-Ludwigshafen und Heidelberg. Die Taschenformatbroschüre ist mit 47 hübschen Zeichnungen und 42 Kartenplänen von Gustav Heindl illustriert. Über den Kraichgau wird von Seite 122–193 berichtet, wobei aber leider die Stadt Kraichtal mit ihren 9 Gemeinden und vor allem das alte historische Städtchen Gochsheim, das „Rothenburg im Kraichgau“ mit seinem renovierten Schloß der früheren Grafen v. Eberstein, seiner überragenden Kirche mit ihren Zwiebeltürmen und das bekannte Scharfrichterhaus mit seinem schönen Fachwerkgiebel, keine Erwähnung findet. Sonst aber ist die hauptsächlich für Auto-, Moped- und Radfahrer bestimmte Park- und Wanderbroschüre sehr handlich und nett gestaltet und es bleibt zu hoffen, daß auch die nicht darin genannten Schönheiten von den Wanderern entdeckt werden.

Landratsamt Karlsruhe – Kreisplanungsamt – brachte ein gut gelungenes Werbeprospekt: **Der Kraichgau** im Landkreis Karlsruhe heraus mit einem 4 geteilten Wappen: Baden, Speyer, Bayern und Württemberg, einer werbefrischen Skizze des Kraichgaus und 29 ausgesuchten farbigen Bildern über Baudenkmäler, Wirtshaus schilder, Thermalbäder, Weiher und Wanderwege u. ä. Den Gestaltern dieses Prospekts gebührt herzlicher Dank und Anerkennung.

Rudolf Herzer

Kraichtal-Jahrbuch, 1. Ausgabe, September 1974.

Herausgeber: Stadtverwaltung Kraichtal, Druck: THEMA, Th. Maier KG, Kraichtal, Stadtteil Oberöwisheim.

Anlaß zur 1. Herausgabe des „Kraichtal-Jahrbuches“ war das Schloßfest Kraichtal-Gochsheim vom 6. bis 8. 9. 1974 mit einem reichhaltigen noch nie dagewesenen Programm, unter Mitwirkung des Brettener Kammerorchesters unter Leitung Ernst Daubenbergers, dessen Serenadenkonzert in der Ev. St. Martinskirche mit hohem geistigen Niveau gespielt wurde, ebenso der *Große Zapfenstreich*, der in Kombination mit dem Musikverein Münzesheim, Fanfarenzug Bretten und der Feuerwehr Kraichtal im Fackelschein aufgeführt, großen Beifall bekam. Den Liederabend

bestritten der Bezirksbläserchor Bretten und die Gesangsvereine der 9 Kraichtalorte, denen ebenfalls für die schönen Lieder, die sie vortrugen, reicher Beifall gespendet worden ist. Einen schönen Kontrast im Vordergrund dieser Vorführungen bildete der neu gegründete Gochsheimer Trachtenverein, dem zu wünschen ist, daß er zur Beschaffung weiterer Trachten und Musikinstrumente die notwendige finanzielle Unterstützung und Förderung bekommt. Durch die Anregung der Gochsheimer Ehrenbürger Käser und Herzer hat der frühere Bürgermeister und Gemeinderat veranlaßt, daß das Schloß der ehem. Grafen von Eberstein, ein historisches mittelalterliches Baudenkmal, mit Hilfe des Staatlichen Denkmalamts, renoviert wurde. Die Einnahmen des Schloßfestes werden für die Innenrenovierung des Schlosses und Einrichtung eines Heimatmuseums verwendet.

Das Kraichtal-Jahrbuch schmückt auf der Titelseite das neue Kraichtal-Wappen: auf goldenem Schild ein schwarzer Doppeladler mit rotem Schnabel, Zunge und Fängen, in der Mitte ein silberner Herzschild mit einer 9-blättrigen Rose und Dornen, nach dem Vorbild des Wappens der früheren Kraichgauer Ritterschaft.

In seinem Gruß- und Vorwort sagte der verdiente Organisator des o. a. Festes und geistige Urheber des Kraichtal-Jahrbuches Bürgermeister Zimmermann, daß weitere folgen sollen und mit ihnen folgende Ziele angestrebt werden: Fortschreibung der Geschichten der einzelnen Stadtteile, Darstellung der neuen Geschichte, Ergänzung der Vereinschroniken usw. Dann folgen die Entstehungsgeschichte und Chroniken der 9 Stadtteile mit Schulen, Kirchen, Baudenkmalern, Wirtschaft, Weinbau und kulturellen Einrichtungen. Die Chronik 1973 und „aus dem Leben der Vereine“. Anlagen über Bildnachweise, Autorenverzeichnis und mit der Frage: wer wohnt wo? schließt das 1. Jahrbuch.

Rudolf Herzer

Rudolf Herzer, Heinrich Käser: Das Geschichts- u. Ortssippenbuch Gochsheim, Februar 1974 in II. Auflage mit Berichtigungen und Ergänzungen neu erschienen. Zu beziehen bei Stadt Kraichtal-Gochsheim, Stadtverwaltung. Ferner noch vorrätig: (Illustrierte Broschüren).

Rudolf Herzer: Was Gochsheim und seine Umgebung im 30jährigen Krieg erlebte, 1963.

Scharfrichter, Stadtgerichte und Stadtordnungen in Gochsheim, 1970.

Bernhard Rapp: Landshausen im Kraichgau, 1950, Druck: Badenia-Druckerei A.-G., Karlsruhe. 3. 1950.

Eine kleine Heimatgeschichte über das verträumte, idyllische Dörfchen Landshausen, abseits des lärmenden Verkehrs, zwischen Menzingen und Eppingen gelegen. Der Verfasser erzählt seine Geschichte von der 1. Erwähnung i. J. 872, als Haus des Nanthoh (vermutl. eines ältesten Uradels in Menzingen) – im Jahr 804 Wigbalt und Reckio genannt –, deren Nachfolgern die Hälfte von Landshausen gehörte. Es folgen die Flurnamen, leider aber ohne Erklärung ihrer Bedeutung; interessante Akten im Gemeindearchiv mit dem ältesten Lagerbuch 1694 mit den damaligen Familiennamen und solche im Jahr 1794. In einem weiteren Kapitel erzählt die Dorfchronik über Gelöbnisse, Kirchenräuber, Geistererscheinungen, Glaubenskrieg, Fasselhaltung, Gemeindebackofen und über Unwetter. In 2 Kapiteln werden die Kirchen- und Schulgeschichten mit Listen der Geistlichen und Lehrer dargestellt und zwar die Geistlichen ab 1660, die Lehrer aber erst ab 1870. Unter der Kirchengeschichte werden auch Flurkreuze und Bildstöcke beschrieben, die weiter gepflegt und erhalten werden sollten. Im 7. Kapitel folgt ein Überblick über „Cameralia“ Gemeindeverwaltung mit den Bürgermeistern ab 1844, Ratschreibern ab 1847. Im 8. Kapitel wird über schwere Zeiten im Bauern-, 30jährigen- und den nachfolgenden Kriegen und die Opfer 1870–1945 berichtet. Dann folgt das Dorf in Zahlen; das Vereinswesen und die Dorfgeschichten über Legenden, Sagen und Gespenster.

Es würde sich lohnen, die ältere Geschichte von Landshausen nach den im Topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden von Albert Krieger, 1905, Sp. 16/17 erwähnten Urkunden und Berainen näher zu erforschen.

Rudolf Herzer

Rutsch e bizzeli nöcher.

Neuer alemannischer Mundartgedichtband von Gerhard Jung.

Würde man den alemannischen Buchtitel in die Schriftsprache übersetzen, müßte er lauten: „Rutsche ein bißchen näher“, wobei „zu mir her“ zu ergänzen wäre. Ein treffender Titel für einen Lyrikband, der persönlich genommen werden will! Der Dichter berichtet aus seinem ureigensten Leben; aus seiner Art, die Welt zu sehen, sie zu beleben, zu gestalten, zu verzaubern. Er stellt Mensch und Natur dar, verlebendigt, durchleuchtet, erhöht und deutet sie. Dabei entstehen Gedichte, die vor Kraft, Tiefe, Elan und Schönheit beglücken. Jung ist solch ein echter und bedeutender Kunder und Interpret, ein Dichter seiner

hochalemannischen Heimat, die schon manchen Dichter und Maler hervorgebracht hat.

Der Leser, der des Alemannischen nicht kundig ist, findet im Anhang 10 Seiten Worterklärungen und erfährt, daß „allewil“ „immer“, „bibbere“ zittern, „Hurli“ Tanzknopf usw. bedeutet. Einige Bilder, Karikaturen und Melodien runden das gehaltvolle Werk ab. Alles in allem: ein listiges und hitziges, ein lachendes und krachendes Buch, das das obere badische Alemannentum mit Land und Leuten trefflich ins gehobene, alemannische Wort bannt. Regierungspräsident Dr. Person ist es zugeeignet. Es ist verlegt von Moritz Schauenburg in Lahr, umfaßt 184 Seiten und kostet in Leinen mit farbigem Umschlag 14.80 DM.

Richard Gäng

Ingeborg Hecht, Staufeu. Ein Stetlin im Brigow. Verlag Karl Schillinger: Freiburg 1976. 120 S., 26 DM.

„Z'Staufen uf em Märt/henn si was me gehrt“: So sang schon Johann Peter Hebel das Lob der alten Stadt Staufeu im Breisgau; von ihr erzählt, durchaus in demselben Sinn, das vorliegende Buch. Die Art, in der es dies tut, ist gleichsam tiefgründig und leichtfüßig (aber nicht leichtfertig) zugleich; was wäre auch die Geschichte, wenn sie nicht, wie es hier geschieht, mit Geschichten handfest und schmackhaft gemacht würde? Und was dieses Buch also erzählt, und zwar so, daß es von dem trockenen Ton üblicher Ortsbücher angenehm absticht, ist vieles – nein: alles über Staufeu. Die Rede ist von seiner Entstehung in der Vergangenheit und seiner Entwicklung bis in die Gegenwart, vom Tun und Lassen, von den Freuden und den Leiden seiner Bewohner (und es finden sich große Namen unter ihnen, nicht allein jener – hier ausführlich behandelte – Doctor Johannes Faust, den im Gasthaus zum Löwen der Teufel holte); die Rede ist auch von der Kunst und vom Wein, einem doppelten, in solcher Doppelung echt oberrheinischen Reichtum der Stadt, die der Gegenstand dieses Buches ist – doch nicht einmal eigentlich sein einziger. Vielmehr zeigt es (und hebt sich auch so wieder von seinesgleichen ab) im Regionalen das Universale, im Einzelnen das Ganze, im Besonderen das Allgemeine; es zeigt einen Modellfall: „Vom Leben und Sterben in einer mittelalterlichen Stadt“ handelt sein wohl wichtigstes und gewichtigstes Kapitel, und derart, wie der Titel sagt, nicht von Staufeu allein. So heißt es auch von „vier Einzelporträts aus vier Jahrhunderten“ (darstellend eben jenen Faust, den Mathematiker Rinderle, den Naturarzt Greder, den Schriftsteller Holthaus), sie hätten „nur eines gemeinsam: Staufeu. Aber sie repräsentieren, so meinen wir, doch jedes auf seine

Weise ein Stückchen Kulturgeschichte“. Gewinn und Genuß verspricht das Buch damit dem, der diese Stadt und über sie hinaus die räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge, in denen sie steht und die auch aus ihr bestehen, verstehen will. Zu danken ist dies vor allem Ingeborg Hecht, die, einschlägig ausgewiesen nicht nur durch ihre früheren Monographien über „Heitersheim“ und „Münstertal/Schwarzwald“, den Text schreibt, dessen graphische, mit alter und neuer Graphik bereicherte Gestaltung zudem gut gefällt. Leif Geiges, der sich zuletzt durch das zweiteilige „Oberrheinische Mosaik“ (im selben Verlag) hervorgetan hat, gab auch diesem Buch über ein halbes Hundert vorzüglicher, zum Teil farbiger Bildseiten bei; es ist den Fotografien anzusehen, daß der Fotograf den Ort kennt und liebt – er lebt dort. Das Publikum, das diesem Buch zahlreich zu wünschen ist, findet in ihm wie in der Stadt selber (so wieder Hebels Wort über sie): „was eim numme's Herz erfreut“.

Dr. J. Werner

„Verhörer Dr. Onophrius Meyer“ von Heinrich Huber, Verlag Meier, Schaffhausen.

In diesem Schweizer Kriminalroman geht es nicht um das übliche Klischee des immer erfolgreichen Kommissars, der seine Mordfälle sozusagen spielend löst. Hier ist der Untersuchungsrichter – in der Schweiz „Verhörer“ genannt – die Hauptfigur, eben jener Onophrius Meyer, dem sein ungewöhnlicher Vornahme lästig ist, der trotz Anfeindungen zäh und gewissenhaft an der Aufklärung zweier Morde und den mysteriösen Begleitumständen arbeitet.

Die Handlung des Buches, auf tatsächlichen Erlebnissen Heinrich Hubers basierend, spielt sich mit dem Mord an zwei Jugoslawen im Basler Land ab; wichtige Spuren führen aber in den zwischen den Kantonen Zürich und Schaffhausen gelegenen deutschen Landstrich, das „ehemalige Zollausschlußgebiet“. Des Autors Vorliebe für diesen Jestetter Zipfel ist deutlich spürbar. Am reizvollen Hochrhein mit seinen bewaldeten Ufern trifft sich im Ort Balm eine kroatische Geheimgruppe in einem Gasthaus, wo die Morde an unbequemen Landsleuten vorbereitet werden. Hier vollzieht sich das Schicksal der vom Verhörer mit viel Geduld vernommenen Täter. – Dieser Kriminalroman zeichnet sich durch juristische Präzision aus. In der etwas breiten Schreibweise an Gottfried Keller (Hubers Lieblingschriftsteller) erinnernd, wird der Vorgang in behutsamer Kleinmalerei geschildert. Der Verhörer fühlt sich verpflichtet, streng aber gerecht die Gesetze zu befolgen, die noch nicht Verurteilten als Menschen zu behandeln, wodurch er ihr Vertrauen gewinnt. Sympathisch an ihm ist ferner, wie er gern sein „Viertel“ trinkt,

träumerisch die Naturschönheiten genießt, wo „Lieberblümchen und Buschwindröschen um die Wette blühen“, sich aber doch stets seiner verantwortungsvollen Aufgabe bewußt ist. – Hier handelt es sich um ein Buch, das es trotz oder gerade wegen seiner Eigenart verdient, gelesen zu werden.

Heinrich Huber, einem alten Basler Geschlecht entstammend, 1904 geboren, nach Jurastudium in Basel doktoriert, arbeitet in Schaffhausen, ab 1941 dortselbst als II. und ab 1971 als I. Verhörer bis zu seiner Pensionierung und bekleidet auch hohe Nebenämter. Er durchforscht mit Vorliebe den geologischen und geschichtlichen Hintergrund des Schweizer wie auch des deutschen Grenzlandes. An bemerkenswerten Erfahrungen reich, weiß Huber sie schriftstellerisch geschickt zu verwerten.

Elisabeth Schell

Burgenland und Steiermark

Unter diesem Titel erschien, geschrieben vom Dichter an der Donauquelle, Max Rieple, das großformatige, prächtig ausgestattete, in klarer Schrift gedruckte Buch „Burgenland und Steiermark. So schön ist Österreichs Osten“. Max Rieple ist bestens bekannt als Verfasser vieler, erfolgreicher Landschafts- und Reisebücher von Deutschland und anderer europäischer Länder. In diesem Buch nun wandert der Leser mit ihm durch den Osten von Österreich. Er geht über die „Grüne Straße“ des Burgenlandes, gelangt an den bekannten Neusiedlersee, erfährt Täler und Berge, Städte, Stifte und Burgen, alles Historische und gegenwärtig Bedeutende. Mit scharfer Beobachtung und fundiertem Wissen, mit künstlerischem Geschmack und stilistischer Meisterschaft zeigt er uns alles, das Kleine und Große, das Vergangene und Heutige. Der Band dient auch zur Vorbereitung einer Reise, zum Mitnehmen auf den Weg, so wie zur Rückschau nach der Heimkunft. Max Rieple: „Burgenland und Steiermark. So schön ist Österreichs Osten“, 295 Seiten, 60 schwarzweiße, zumeist ganzseitige Fotos, Leinenband mit buntem Schutzumschlag, 32 DM, Hallwag-Verlag Stuttgart und Bern.

Richard Gäng

Altbadische Trachten und Bräuche

Mit der Herausgabe dieses Bandes hat der Verlag sich doppelten Verdienst erworben: einmal hat er der Volkskunde und zum andern der Bibliophilie eine ansehnliche Bereicherung gebracht. Im „Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden“ findet sich in der „Zweiten, wohlfeilen Ausgabe“ (Karlsruhe, Macklot 1847) u. a.: „Bader, Joseph [nicht Josef!], gb. im J.

1805 zu Thiengen im Kletgau, studierte zu Freiburg . . . zuerst Theologie, alsdann Jurisprudenz, hatte aber das Unglück wegen seiner Theilnahme an der Studentenverbindung Germania religirt zu werden, und warf sich nun auf sein Lieblingsstudium, die vaterländische Geschichte . . .“. Eine seiner kleineren frühen Schriften betitelte er „Das Großherzogthum Baden wie es ward und wie es ist“ (Carlsruhe und Freiburg, Herder, 1838): „Auf diesem kleinen Raume aber entfaltet sich ein Reichthum, eine Abwechslung von Gegenden und Lagen, von Volksstämmen, Religionsformen, Sitten und Charakteren . . . wie kaum irgendwo in deutschen Staaten . . .“. Sein Talent erwarb ihm die Freundschaft des Freiburger Historikers Heinrich Schreiber, der ihn auch ermunterte, eine „Geschichte der jetzt badischen Lande für das allgemeine Volk“ abzufassen (in Heften erschienen, Freiburg, Herder 1834–36). Die Freiburger Historische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Mitglied, 1837/38 promovierte ihn die Universität „in Folge einer gelösten Preisfrage“ zum Dr. phil., endlich (1838) konnte er dann eine Stelle im Karlsruher Generallandesarchiv erhalten, und „hier entstand der Plan zu einer Zeitschrift für badische Geschichte und Landeskunde“. Es erschien diese unter dem Titel *Badenia* [oder das badische Land und Volk . . .]“ (ebenfalls in Heften, Karlsruhe und Freiburg, Herder, 1839 ff.). 1843/44 erschien sodann (im Kunstverlag Karlsruhe) der Band „Badische Volkssitten und Trachten“. Sowohl die „*Badenia*“ als dieses neue Oeuvre wurden reichlich mit Stahlstichen (und Aquatinta sowie mit lithographierten Karten, was die „*Badenia*“ angeht) ausgestattet. Stets handelt es sich dabei um erstklassige Stiche, die zum Teil handkoloriert mitgeliefert wurden. – Bader selbst hat noch eine stattliche Reihe historischer und kulturhistorischer heimatgebundener Werke abgefaßt (u. a. „Deutsche Frauen-Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten“ / „Das Thal Simonswald . . .“ / „Die Schicksale des ehemaligen Frauenstiftes Günterstal . . .“ / „Fürst- abt Martin Gerbert von St. Blasien . . .“); er verstarb als Archivrat zu Freiburg am 7. 2. 1883. Gerade die „*Badenia*“ sowie sein „Volkssitten- und Trachten“-Werk sind längst zu Kostbarkeiten, zu Raritäten geworden. Die Beträge, mit denen sie auf dem Antiquarientmarkt gehandelt werden, sind durchweg vierstellig. Desto erfreulicher, daß dergleichen in großzügiger und technisch gekonnter Weise wieder zugänglich gemacht werden konnte! Bader als romantisch-biedermeierlicher Reiseschriftsteller hat man ja jüngst im hübsch aufgemachten Auswahlbändchen „Fahrten und Wanderungen im Badnerland“ (Freiburg, Rombach, 1976) neu vorgestellt (aus dem Gesamtwerk „Fahrten und Wanderungen im Heimatlande“, 1853–57). Was aber bezweckte der Autor vor allem mit seinen „Volkssitten und Trachten“? In er-

ster Linie ging es ihm um die minutiöse Beobachtung bzw. Darstellung des für ihn noch Vorhandenen. Er ist Realist genug, die Dinge bzw. die Äußerlichkeiten exakt zu beschreiben. Doch das genügte ihm freilich nicht: seine einführende Subjektivität ergänzte in geschickter und auch heute noch durchaus ansprechender Weise das von ihm Vorgenommene, von ihm Ausgewählte – so kommt es, daß seine Schilderungen für seine Zeit und nicht minder für seine Nachwelt (und damit auch für uns Heutige) geradezu klassisch geworden sind. Der vorgelegte Band legt hierfür doppelt Zeugnis ab. Er nimmt die präzisen und zugleich künstlerisch gestalteten Stiche einmal zum Anlaß, uns die verschiedenen Trachtentypen landsmannschaftlich vorzustellen; sowohl die Hauensteiner als die Markgräfler, die Breisgauer und die Simonswälder, die Triberger, die Hanauer und die Odenwälder usw. weiß er entsprechend lebhaft zu charakterisieren. Und angesichts der Brauchtumsbilder vermag er das ganze Leben dieser Völker zu charakterisieren: ob er vom Palmsonntag oder vom Schwarzwälder Jahrmarkt, vom Kegelfest oder von der Spinnstube, von Sankt Nikolaus oder von der Wallfahrt inspiriert wird – stets hat er dazu Beispielhaftes und Symptomatisches, wenn nicht Erschöpfendes zu sagen.

Die Kombination der Trachten und Bräuche, wie sie Bader vorgeschwebt und wie er sie auch bewältigt hat, konnte in dieser Neuausgabe gewahrt bleiben, und wenn man mitunter auf seine entschieden voluminöseren Werke blickt, muß man sogar feststellen, daß sich hier wesentliche Anliegen komprimiert haben. Wir müssen es uns indes leider versagen, aus dem Band im einzelnen zu zitieren, so reizvoll es wäre. Wir wollten hier nur vorstellen und hinführen. Daß der Band trotz vorzüglicher Ausstattung zu erschwinglichem und durchaus annehmbarem Preis vorliegt, beruhigt. Die Chance ist hiermit jedermann gegeben, der sich – ohne billiger Nostalgie zu verfallen – für die gute alte Zeit in echten Darstellungen interessiert. Das Verweilen, das Darüberstehen, ohne es sich eigentlich anmerken zu lassen, das auch hin und wieder humorvoll die Gegebenheiten Vortragende fasziniert bei der Lektüre nahezu aller Stücke. Und daß man etwa am Bandende über „Hebels väterliche Wohnung“ liest (dieses Blatt war beispielsweise mit einem Beitrag „Etwas über Hebel“ im 2. Jahrgang der „*Badenia*“ – 1840 – erstmals erschienen), bereichert nicht minder als das vorangestellte „Wälderhaus“ mit dem idyllischen Stahlstich einer „Schwarzwälder Bauernhütte“. Aber wir sagten es schon, wir können hier weder weiter detaillieren noch zitieren: die Bilder mögen mitsamt den dazugehörigen (orthographisch heutigen Schreibweisen schonend angepaßten) Texten für sich und zu uns sprechen!

Dr. Helmut Bender

Philipp Winterhalder 1667–1727

Sonderausstellung anlässlich
des 250. Todestages des oberrheinischen Barockbildhauers

Augustinermuseum Freiburg i. Br.

Sonderausstellung
vom 6. November bis 4. Dezember 1977
in den Barockräumen des ehem. Adelhauser Klosters
(Eingang durch Naturkundemuseum).

Öffnungszeiten: sonntags von 10 bis 13 Uhr
 werktags (außer Montag) von 10 bis 17 Uhr

Führungen jeweils am Mittwoch um 15 Uhr
 oder nach Vereinbarung.

Leitung der Ausstellung: Direktor Dr. Hans H. Hofstätter
 Dr. Dietmar Lüdke

Konservatorische Betreuung: Paul Hübner
 Hildegard Weber

Photos zum Katalog: Hildegard Weber, Berton (Obernai), Manfred Hermann
 H. Brommer, Verlag Schnell & Steiner, München

Zeichnung: Gretel Bechtold

Katalogbearbeitung: Hermann Brommer

Zum Geleit

Das 250. Todesjahr von Philipp Winterhalder ist uns ein Anlaß, neben der spätgotischen Tradition oberrheinischer Kunst auch die barocke Tradition dieses Gebietes wieder stärker ins Bewußtsein zu bringen. Dies rechtfertigt sich einerseits durch die hohe Qualität vieler Werke des im nahen Gengenbach geborenen Bildhauers, andererseits entspricht es unserer heutigen Absicht, die oberrheinische Region übernational ins Auge zu fassen. Winterhalder ist für die Notwendigkeit dieser Sicht ein markantes Beispiel, denn seine Werke finden sich in den Götteshäusern links und rechts des Rheins, und als bedeutendste Schöpfung von seiner und seines Bruders Hand ist zweifellos der Schnitzaltar im elsässischen Dambach-la-Ville zu bewerten. Auch das Freiburger Augustinermuseum besitzt gute Arbeiten dieses Meisters, die demnächst einen würdigen Rahmen erhalten werden: dann nämlich, wenn der schon lange gefaßte Plan verwirklicht werden kann und das Wenzingerhaus am Münsterplatz die barocke Kunstsammlung des Augustinermuseums aufnimmt und ein ideales Ambiente für die Werke dieser Epoche bietet. Mit der Schaffung neuer Räume für die Musikhochschule, die bislang provisorisch im Wenzingerhaus untergebracht

Dr. Hans H. Hofstätter
Direktor der Städt. Museen
Freiburg i. Br.

war, ist die Realisierung dieses Plans nun in greifbare Nähe gerückt.

Bei dem geringen Bestand an wissenschaftlichen Mitarbeitern bei den Städtischen Museen, für die es zur Erarbeitung der regionalen Kunstgeschichte noch viele offene Probleme gibt, ist besonders einem Mann wie Hermann Brommer zu danken, der in außerberuflicher Forschertätigkeit schon so manche Lücke in unserem Wissen geschlossen hat und die Anliegen des Museums mit großem persönlichem Einsatz unterstützt. Auf seine Anregung geht sowohl die Idee zu dieser Ausstellung wie ihre wissenschaftliche Dokumentation in dem vorliegenden Katalog zurück. Ebenso gilt unser Dank dem Landesverein Badische Heimat e. V. mit Sitz in Freiburg, der – unterstützt durch dankenswerte Spenden von der Stadt Gengenbach und vom Landratsamt des Ortenaukreises – die Finanzierung und Herstellung dieses Katalogs übernommen hat. Damit wird eine zwanglos erscheinende Reihe fortgeführt, in der 1972 auch der Katalog der Franz Anton Hauser-Gedächtnisausstellung vorgelegt werden konnte. Auf solche Weise vermag sich allmählich die Vorstellung abzurunden, die wir uns von der Kunst in unserer engeren Heimat im 17. und 18. Jahrhundert bilden können.

Dr. Franz Laubenberger
Präsident des Landesvereins
Badische Heimat e. V.

250 Jahre nach dem Tod des Bildhauers Philipp Winterhalder auf dessen Leben und Wirken hinzuweisen, heißt nicht nur, eines aus Kirchzarten bei Freiburg stammenden Künstlers zu gedenken, sondern auch, das Schaffen dieses lange Zeit kaum mehr beachteten oberrheinischen Barockmeisters wieder ins Blickfeld zu rücken. Verwandtschaftliche Zusammenhänge mit den Bildhauerfamilien Winterhalder-Faller in Neukirch (Schwarzwald), Hauser in Freiburg/Schlettstadt und H. J. Braun in Turck-

heim bei Colmar, die in Unterelsaß und Ortenau erhaltenen Werke des Bildhauers und stilistische Abhängigkeiten der in der Werkstatt ausgebildeten Schüler rechtfertigen den Versuch, durch Zusammentragen charakteristischer Arbeiten die Eigenart Philipp Winterhalders und seine Bedeutung für die Barockkunst rechts und links des Oberrheins erkennen zu lassen. Allen, die durch Leihgaben, Förderung und Mithilfe dieses Vorhaben unterstützt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Biographische Notizen

Am 2. Mai 1667 in der zu Freiburg gehörenden Talvogtei Kirchzarten geboren, wuchs Philipp Winterhalder in einer Bildhauerfamilie auf, die ihm Beruf und Ausbildung sicherte. Sein Vater, der aus dem Oberfallengrundhof der Schwarzwaldgemeinde Neukirch stammende Bildhauer Johann Conrad Winterhalder (1640–1676), hatte sich 1661 mit Magdalena Hoffmännin, der Witwe des Bildhauers Johann Georg Hauser II, verheiratet und damit die Werkstatt in Kirchzarten übernommen. Durch frühen Tod verlor Philipp Winterhalder jedoch schon 1674 und 1676 seine Eltern. Pflögögte, der in Neukirch lebende Großvater, Bildhauer Bartholomäus Winterhalder († 1680), und schließlich der älteste Stiefbruder, Bildhauer Franz Hauser III (1651–1717), sorgten sich um den unmündigen Knaben und dessen nicht minder hilfsbedürftige Geschwister.

Nachdem Bildhauer Franz Hauser 1676 jungverheiratet aus Schlettstadt nach Kirchzarten zurückgekehrt war und sich im nahen Freiburg einbürgern lassen konnte, dürfte er von etwa 1681 bis 1686 Lehrmeister Philipp Winterhalders gewesen sein. Etwas anderes ist von den familiären Zusammenhängen her kaum denkbar, zumal Franz Hauser in jener Zeit beachtliche Aufträge für das Freiburger Münster, die Kirchen von Höchenschwand, Kirchzarten und Schlettstadt/Elsaß auszuführen hatte und ohne Hilfskräfte garnicht auskam.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen des Stiefbruders Franz Hauser nach Schlettstadt, die Einverleibung Freiburgs und der Talvogtei in das Staatsgebiet der französischen Krone (1677–1697) sowie die im Bistum Straßburg damals für Bildhauer reichlich anfallenden Aufträge lassen es denn auch selbstverständlich erscheinen, daß Philipp Winterhalder beim Aufbruch zur Wanderschaft ins Elsaß hinüberzog. Alles deutet auf eine Gesellentätigkeit in der für den Straßburger Bischof arbeitenden Bildhauer-Equipe der Meister Peter Petry (ca. 1636–1691) und François Remily (1691) hin,

auf eine Werkstattmitarbeit, die Winterhalders Stilentwicklung entscheidend beeinflußt zu haben scheint.

Das nachweisbar erste selbständige Werk Philipp Winterhalders, ein wahres Meisterstück, 1690 begonnen, steht in der Wallfahrtskapelle des hl. Sebastian zu Dambach-la-Ville. Zusammen mit dem jüngeren Bruder Clemens Winterhalder (geb. 23. 11. 1668 Kirchzarten), den er nachgezogen hatte, schuf unser Bildhauer diesen wohl schönsten im Elsaß erhaltenen Schnitzaltar des 17. Jahrhunderts. Allerdings drängte er bald zum Benediktinerkloster Ebersmünster weiter und überließ deshalb seinem Bruder Clemens, einem hochbegabten Bildhauer, 1692 die Fertigstellung des Dambacher Altares. Abt Bernhard Roethelin (1675–1715), gebürtig von Freiburg, hatte sich offensichtlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die beiden Winterhalder-Brüder aus dem unweit gelegenen Dambach-la-Ville zur Ausstattung seiner wiederaufgebauten Abteikirche nach Ebersmünster zu holen. Zeitlich zwischen Einträgen der Klosterrechnung des Jahres 1692 zu finden, bezeugt das Ehebuch Ebersmünsters am 6. Oktober jenes Jahres überdies, daß Philipp Winterhalder die in Straßburg wohnende Witwe des französischen Bildhauers François Remily zum Traualtar geführt habe. Damit dokumentierten sich eindeutig die engen persönlichen Beziehungen des Bildhauers zu der im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in Straßburg tätigen Künstlergemeinschaft. Gleichzeitig dürfte die Verheiratung der Anlaß dazu gewesen sein, daß sich die Lebenswege der Winterhalder-Brüder trennten. Während „Dominus Clemens Winterhalder“, ebenfalls von Dambach-la-Ville nachgerückt, noch bis 1696 in Ebersmünster nachgewiesen werden kann, ließ Philipp Winterhalder 1693 in Straßburg seinen ersten Sohn taufen, zumindest ein Zeichen dafür, daß seine Familie (zu der mehrere Stiefkinder gehörten) die Wohnung François Remilys in der Stadt beibehalten hatte. Nach 1696 verlieren sich die Spuren Clemens Winterhalders d. Ä.

Welche Gründe Philipp Winterhalder veranlaßten, 1695 mit Familie nach Gengenbach im Kinzigtal überzusiedeln, ist nicht mehr festzustellen. Vermutlich hatte ihm dort der Wiederaufbau der 1689 durch den Franzosenbrand völlig zerstörten Stadt- und Klosteranlage Aufträge eingebracht. Außerdem wollen die engen Verflechtungen der in der Straßburger Kongregation miteinander verbundenen Benediktinerklöster nicht übersehen werden, die immer wieder zum gegenseitigen Austausch von Künstlern und wohl auch zu einer Empfehlung Philipp Winterhalders an die Gengenbacher Confratres geführt haben. Am 21. Januar 1696 stimmte der Rat der Stadt Gengenbach einer Einbürgerung Philipp Winterhalders zu, nachdem dort kurz zuvor das zweite Kind aus der Ehe mit Maria Eva Rümelin (Remily) zur Welt gekommen war.

Einschneidend änderten sich die Familienverhältnisse des Bildhauers, als ihm seine erste Frau 1699 starb und er sich 1700 mit Maria Catharina Schneiderin aus Balterswil/Thurgau erneut verheiratete. Mit seiner zweiten Frau, der Nichte des einflußreichen Gengenbacher Benediktinerpaters Joachim Schneider und Schwester des Prinzbacher Pfarrers Joseph Schneider, erwarb sich Philipp Winterhalder Verwandtschaftsbeziehungen, die ihm zu zahlreichen wichtigen Aufträgen verhalfen. Aus der zweiten Ehe gingen 14 Kinder hervor, darunter der am 6. 2. 1712 geborene Sohn Clemens, der zum Nachfolger in der Bildhauerwerkstatt ausersehen wurde, und die älteste Tochter Maria Simphorosa (geb. 1701), die 1724 in Gengenbach den Bäckermeister J. F. Keim heiratete und als Mutter des österreichischen Feldmarschalleutnants J. K. V. von Keim Beachtung verdient. Die drei von Philipp Winterhalder in die erste Ehe mitübernommenen Töchter des Zaberner und Straßburger Bildhauers François Remily verheirateten sich ebenfalls mit Gengenbacher Bürgern.

Nach einem 1701 begonnenen Hausneubau erwarb sich Philipp Winterhalder in seiner zweiten Heimat bald so hohe Wertschätzung, daß

man ihn 1720 in den Rat Gengenbachs berief. Das Amt des Stättmeisters lehnte er jedoch mit Rücksicht auf den Beruf ab. Als am 18. Dezember 1727 seine letzte Stunde schlug, fand Philipp Winterhalder auf dem Friedhof um die Gengenbacher St. Martinskirche die letzte Ruhestätte.

Fehlende Altersversorgung und der Zwang, die Familie ernähren zu müssen, ließen der Witwe keine andere Wahl, als den Bildhauerbetrieb fortzuführen, zumal in dem Sohn Clemens ein Werkstattnachfolger heranzuwachsen schien. 1730 änderte sich jedoch die Lage, als der junge Clemens auf die Wanderschaft zog, zunächst im elsässischen Turckheim bei dem verwandten Meister Hans Jakob Braun arbeitete, später aber nicht mehr nach Gengenbach heimkehrte. 1740 gab Catharina Winterhalder Haus und Werkstatt auf und zog sich auf das Altenteil zurück. Sie folgte am 6. Juli 1750 ihrem Mann im Tode nach.

Zum künstlerischen Werk

In Joseph Sauers umfassendem Aufsatz „Die Kunst in der Ortenau“ findet sich Philipp Winterhalders Schaffen nur in einer winzigen Fußnote angemerkt, während die Sonderschau „Kirchliche Kunst in der Ortenau aus einem Jahrtausend“, die anlässlich der Oberrheinmesse 1969 in Offenburg großes Publikumsinteresse fand, bei der „Plastik des 18. Jahrhunderts“ unseren Barockmeister völlig überging. Besser hätte man wohl kaum aufzeigen können, wie sehr Leben und Werk der in der Ortenau tätigen Bildhauer des 18. Jahrhunderts noch auf die Erforschung warten. Immerhin übersah man mit Philipp Winterhalder einen Künstler, der nach seiner Einbürgerung in Gengenbach den rechtsrheinischen Bereich der alten Diözese Straßburg für sich zu erobern verstand und während des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts im Gebiet von Bühl/Baden über Zell a. H. bis Schuttern zum führenden Bildhauer aufstieg. Philipp Winterhalder verdankte diese Stellung zwar zu einem guten Teil der Förde-



1A Anna (sitzend) 1691/92 Wallfahrtskapelle St. Sebastian, Dambach-la-Ville (Unterelsaß) Holz, ohne Fassung.
h. ca. 65 cm, br. ca. 45 cm, t. ca. 30 cm.



1 Joachim (sitzend). 1691/92. (Abb. 1 u. 2) Wallfahrtskapelle St. Sebastian, Dambach-la-Ville (Unterelsaß). Holz, ohne Fassung. h. ca. 65 cm, br. ca. 45 cm, t. ca. 30 cm.

zung durch die heimischen Benediktinerklöster, wäre aber ohne die gewünschten Leistungen wohl kaum imstand gewesen, sich durchzusetzen und zu halten.

Schon allein die Tatsache, daß er – zusammen mit seinem begabten Bruder Clemens Winterhalder d. Ä. – den prächtigsten elsässischen Schnitzaltar des 17. Jahrhunderts für Dambach-la-Ville schuf, reiht ihn unter die bedeutendsten Schwarzwälder Bildhauer der Barockzeit ein. Gerade dort an seinem Meisterstück wird deutlich, daß Philipp Winterhalders Stileigenheiten nicht zu erklären sind, wenn man nicht an die in Straßburg vor 1690 tätige Meistergruppe denkt, zu der er in naher Beziehung stand (vgl. Heirat 1692 mit der Witwe des Bildhauers François Remily). Der statischen Strenge seines Altaraufbaues, die er zeitlebens beibehielt, begegnete Philipp Winterhalder mit überreichen Dekorationen aus Früchten, Blüten, Band- und Blattwerk. Die „tradition alsacienne des lourdes guirlandes de fruits“ wurde von ihm am Dambacher Altar aufgenommen und zu paradiesischem Schmuck des Firmamentbogens über dem schwebenden Gottvater und den Säulen umgeformt. Bildhauer Peter PeTRY aus Roermond führte 1685 beim Hochaltarneubau des Straßburger Münsters die Künstlergruppe mit Bildhauer François Remily und Schreiner Claude Bourdit an, die auch sonst unter sich in sehr enger persönlicher Beziehung stand. Nur aus dem Kontakt mit diesen Straßburger Meistern können die manieristisch anmutenden und an niederländische Vorbilder erinnernden Eigenheiten Philipp Winterhalders herrühren. Auch jene gerollten Haarlöckchen, die sich an manchem späteren Winterhalder-Engelchen so typisch ausnehmen, finden sich bereits an zwei dicklichen, trauernden Putten auf dem Grabmal des am 15. März 1690 verstorbenen Münsterdekans im Vorraum der Schatzkammer des Straßburger Münsters vor.

Über aller Pracht des Dambacher Altares schwebt Gottvater, in Komposition und Ausführung so vollendet gestaltet, daß er allein ge-

nügen würde, den Meister unter die hervorragendsten oberrheinischen Künstler einzureihen. Obwohl ich Vorsicht walten lasse, möchte ich dieses Hauptstück als Arbeit Clemens Winterhalders d. Ä. einstufen, der sich dabei wohl bis zu einem gewissen Grad von den wesentlich älteren Darstellungen der Choraltäre in Breisach und Niederrotweil inspirieren ließ. Nicht minder qualitativ voll bietet sich der Samson unter der Kanzel der benachbarten Benediktinerabteikirche Ebersmünster dar, der in seiner Ausarbeitung unwillkürlich an den für beide Orte über mehrere Jahre hinweg nachweisbaren Clemens Winterhalder denken läßt.

Die in Dambach-la-Ville zentral in den Altargesetzte Gruppe des „heiligen Wandels“ (Maria und Josef mit dem Jesusknaben auf der Wanderung zum Tempel; ein in Wallfahrtskirchen der Barockzeit beliebtes Motiv) dürfte dagegen von der Hand Philipp Winterhalders stammen, der dieses Thema nicht nur für den Hochaltar der Wallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach ganz ähnlich wiederholte, sondern auch die feinen, dichten, manchmal wie plissiert wirkenden Gewandfältelungen an den Arbeiten während der Jahre bis 1710 beibehielt.

Motivwiederholungen, die zu Vergleichen reizen, lassen sich auch an den Antependien der großen Seitenaltäre von Ebersmünster und der Gengenbacher St. Martinskirche feststellen. Es sind Reliefschnitzereien, die etwa 30 Jahre auseinanderliegen und doch in der Anlage von Band- und Laubwerk, Blütengirlanden und Füllhörnern hohe Übereinstimmung zeigen. Als verwandtes Stück wäre noch das leider in der Farbfassung etwas verdorbene Antependium des Choraltares der Wallfahrtskirche von Zell a. H. hinzuzugesellen. Freude an Blumendekorationen führte Philipp Winterhalder zu ähnlichen Gestaltungen bei „Blendflügeln“ seiner Altaraufbauten, die er aus geriffelten, von Laubwerk überlappten Bändern volutenartig drehend ansetzte und mit zopfartig an Stoffbändern hängenden Blütentrauben schmückte. Dabei unterscheiden sich die Blütenarrangements des Gengenbacher Meisters etwa von den

strenger stilisierten Sonnenblumen der Villinger Schupp-Werkstatt durch natürliche, gelockerte Heiterkeit. Das gilt auch für kleinere Blütendekorationen, wie sie beispielsweise an Kruzifixen zu finden sind.

Der winterhalderische Dekorationsstil wirkte so prägend, daß auch die in der Werkstatt ausgebildeten Schüler nicht mehr davon loskamen. Bildhauer Anton Ketterer I (1692 Schönwald – 1748 Colmar), Hans Jakob Braun (1695 Balterwil/Thurgau – 1757 Turckheim) und Franz Leonhard Fivell (1699 Offenburg – 1737 Offenburg) griffen bei ihren Arbeiten im Oberelsaß und in der Ortenau immer wieder auf das Formengut des Lehrmeisters zurück, das sie meist nur unwesentlich variierten. Man kann guten Gewissens von einer „Winterhalder-Schule“ sprechen.

Gleiches gilt für stilistische Merkmale der Gewandbehandlung an Statuen. Nach 1710 entwickelten sich die dichten Fältelungen Philipp Winterhalders – fortschreitend vergrößernd – zu schlingernden, tiefer gekerbten Faltenbahnen, die sogar in wulstige, U-förmige Kniefalten übergehen konnten (Engel am Zeller Hochaltar, Gottvater in Stadelhofen, Hausacher Madonnenmodell, Johannes Ev. der Abteikirche Gengenbach). Oft schlängeln kräftige Falten-

stege über die Gewänder, rahmen etwa das vorgestellte Spielbein ein, wurden zu einem Stilkennzeichen, das auch an den Skulpturen der drei genannten Schüler immer wieder auffällt. Umkippende Mantelsäume, schwappende Faltenröcke unter reichgezierten Brustpanzern (vgl. König David in Zell a.H. oder Altarstatuen in Prinzbach), leicht geöffnete, lächelnde Mund, stark gewellte oder rundgelockte Haarbehandlung, schreitende Fußstellungen, Wolkensockel mit Engelsköpfchen (manchmal als Suppedaneum) unter sitzenden Figuren (Gottvater oder Marienkrönung) oder die meist in gestrecktem Bogen muskulös ausgearbeiteten schlanken Kruzifixe kennzeichnen ebenso die figürlichen Arbeiten Philipp Winterhalders, deren nicht immer gleichhohe Qualität auf die Mitarbeit von Gesellen und Lehrlingen zurückzuführen ist.

Seine von unverwechselbarer Manier geprägten Werke erlauben es nicht, achtlos an dem Ortenauer Barockmeister vorbeizugehen. Philipp Winterhalder verdient, als Vertreter einer auch ins Elsaß verwandten Schwarzwälder Bildhauerfamilie und als Schöpfer wichtiger Kunstwerke des Oberrheingebietes gerecht gewürdigt zu werden. Hermann Brommer



2 Samson als Kanzelträger. Ca. 1693/96. Ehem. Benediktinerabteikirche Ebersmünster (Unterelsaß). Holz, ohne Fassung. h. ca. 230 cm, br. ca. 127 cm, t. ca. 87 cm.

Werkliste

Datierte Werke

- 1691 Beteiligung am Choraltar der Sebastianskapelle Dambach-la-Ville
1692 Arbeiten in Ebersmünster
Um 1700 Abtswappen über dem Portal des Benediktinerklosters Gengenbach (Zuschr.)
1701 Madonna über dem Portal der Gengenbacher Abteikirche (Zuschr.)
1703 Kruzifix für Gengenbacher Brückenskapelle (verloren)
1704 Choraltar für Oberweier-Friesenheim (verloren)
1706 Grabmal des Reichsbarons Johannes von Meyershofen zu Grebern in Zell a. H. (Zuschr.)
1707/19 Altäre für die ehem. St. Peter- und Paulskirche Bühl/B. (Zuschr.)
1709 Totenkreuz für Pfarrkirche St. Martin Gengenbach
1710 Choraltar (heute in Sasbachwalden) und Beichtstuhldekorationen für die Dreifaltigkeitswallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach
1710 Altar für die Kirche in Unzhurst (Pietà erhalten)
1712 Nebenaltar Maria Freud für Wallfahrtskirche Zell a. H.
1715 Grabmal Bender im Friedhof Gengenbach (Zuschr.)
1715 Kanzel der Gengenbacher Abteikirche (6 Büsten des Kanzelkorbes im Augustinermuseum Freiburg erhalten)
1715 Hochaltar der Wallfahrtskirche Zell a. H.
1717 Kruzifix für Wegkapelle zum Bergele in Gengenbach (Zuschr.)
1717 Ankauf eines älteren Winterhalder-Altars in Schuttern für Pfarrkirche Niederschopfheim (heute Waldprechtsweier)
1718 Kronen für Madonnenbildnis der Gengenbacher Pfarrkirche St. Martin
1719 Vortragskreuz für Pfarrkirche St. Martin Gengenbach (Zuschr.)
1719 Neuer Altar und „andere anständige Sachen“ für Pfarrkirche Oberweier-Friesenheim (verloren)
1719 Große Portaltüre der Abteikirche Gengenbach
1720 Kleinaltar für Annachörlein der Gengenbacher Pfarrkirche St. Martin (heute Choraltar der Berglekapelle)
1721 Kruzifix des Gengenbacher Bürgermeisterzimmers (heute städt. Museum)
1722 Evangelist Johannes-Statue und Dekorationen für den neuen Hochaltar der Gengenbacher Abteikirche (heute städt. Museum)
1722 Dekorationen für den neuen Hochaltar der Gengenbacher Pfarrkirche St. Martin
1722 Wappenschild des Abtes Placidus Hinderer am Turm der Abteikirche Schuttern (Zuschr.)
1723 Steinkruzifix in der Grabkapelle Bender im Friedhof Gengenbach (Zuschr.)
1724 Großer Nebenaltar auf der Südseite der Pfarrkirche St. Martin Gengenbach
1725 Zweiter Nebenaltar der Gengenbacher Pfarrkirche St. Martin
1726 Kruzifix am Chorbogen der Pfarrkirche St. Martin Gengenbach

Undatierte Arbeiten

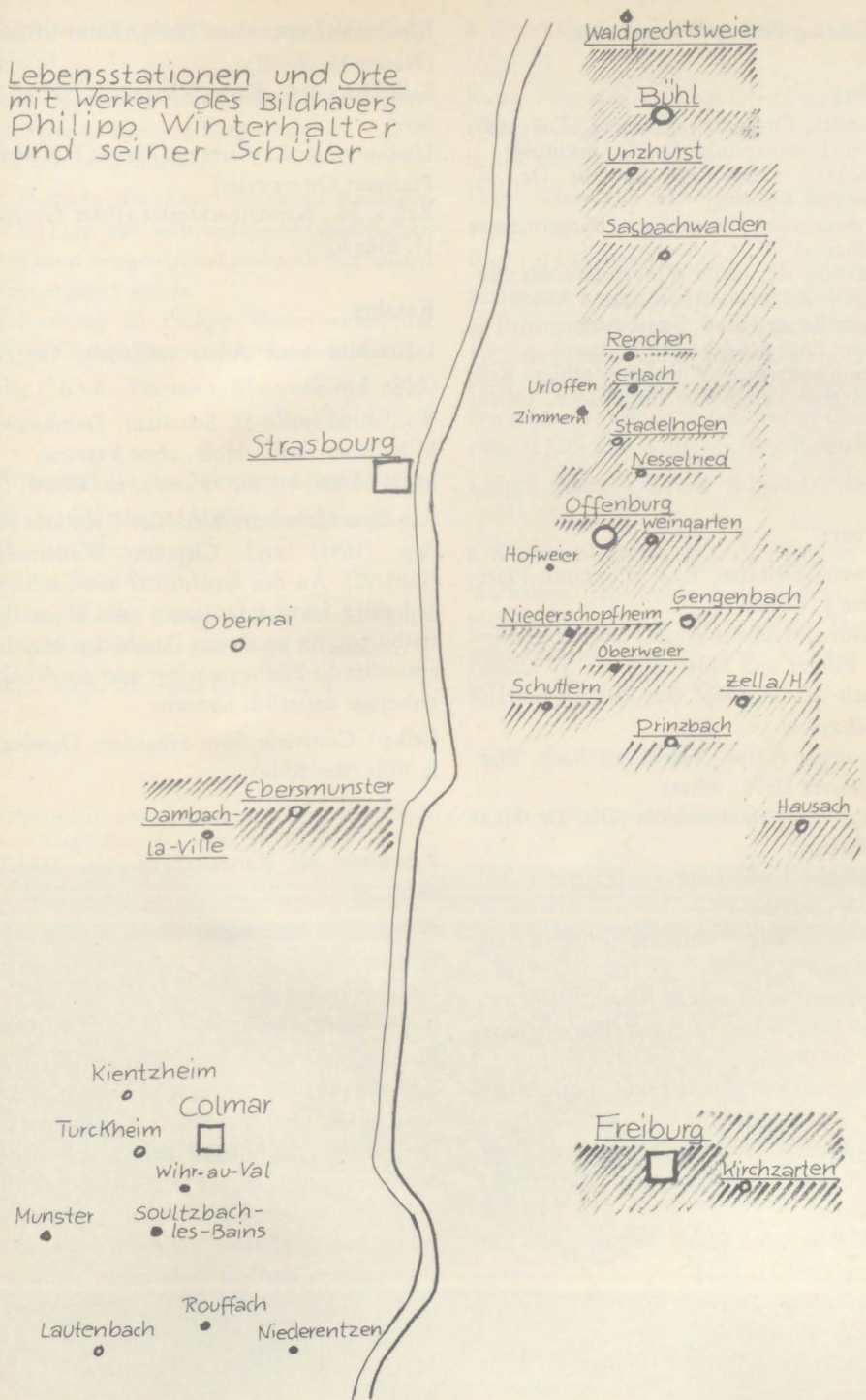
Kruzifixe in Berglekapelle Gengenbach, Wallfahrtskirche Zell a. H. und Peterskapelle Reichenbach bei Gengenbach. Hauskruzifixe bei Alfons Frei und Sepp Späth, Gengenbach. Altäre in den Pfarrkirchen Erlach und Prinzbach. Einzelstücke in Renchen, Stadelhofen, Ulm bei Oberkirch und Augustinermuseum Freiburg. Madonnen-Modell in Pfarrei Hausach.

Literatur (mit genauen Quellenangaben):

Joseph Sauer, Die Kunst in der Ortenau (mit Ergänzungen von H. Ginter und M. Hesselbacher) – in: DIE ORTENAU (Histor. Verein f. Mittelbaden), 40. Jg./1960, S. 398
Bildkatalog „Kirchliche Kunst in der Ortenau aus einem Jahrtausend“, hrsg. v. Kultur- und Messeamt der Stadt Offenburg 1969
Gengenbach-Vergangenheit und Gegenwart – Jan Thorbecke Verlag, Konstanz 1960
Otto Ernst Sutter und Joseph L. Wohleb, Gengenbach – Ein Führer durch die ehem. Freie Reichsstadt – Verlag Schnell & Steiner, München, Gr. Führer 8/1951
Klaus Weber, Aus der Geschichte von Neukirch/1968, Kap. „Die Bildhauer vom Oberfallengrund“
Manfred Hermann, Die Bildhauer Hauser – Das Werk (Teil I) – Landesverein Badische Heimat – Mein Heimatland, 52. Jg., Heft 1/2 – Juni 1972
Hermann Brommer, Die Bildhauer Hauser in Kirchzarten, Schlettstadt und Freiburg – Die Biographien (Teil I) – in: Schau-ins-Land-Jahrbuch des Breisgau-Geschichtsvereins 89/1971
Hermann Brommer, Schlettstadter Bildhauer des 18. Jahrhunderts – in: Annuaire de la Société des Amis de

la Bibliothèque de Sélestat XXIV/1974, Kap. „Franz Hauser“
Hermann Brommer, Bildhauer Philipp Winterhalder und der Choraltar der Pfarrkirche in Prinzbach (Kreis Lahr) – in: Alemannisches Jahrbuch 1968/69, S. 90–98
Hermann Brommer, Philipp und Clemens Winterhalder – Die Bildhauer des Sebastiansalters in Dambach im Elsaß – in: DAS MÜNSTER, Verlag Schnell & Steiner, München, 24. Jg., Heft 4, Juli/August 1971, S. 234–239
Hermann Brommer, Philipp Winterhalder (1667–1727) – Über Leben und Werk des Gengenbacher Barockbildhauers – in: DIE ORTENAU (Histor. Verein f. Mittelbaden), 54. Jg./1974, darin auch Kap. „Die Schüler Philipp Winterhalders“
Hermann Brommer, Die Kanzelbüsten der ehemaligen Gengenbacher Abteikirche im Augustinermuseum zu Freiburg – in: DIE ORTENAU (Histor. Verein f. Mittelbaden), 57. Jg./1977
Hermann Brommer, Colmarer Bildhauer des 18. Jahrhunderts – in: Annuaire de la Société historique et littéraire de Colmar, XXII/1972, Kap. „Anton Ketterer I“ mit Hans Jakob Braun
Hermann Brommer, Barockmadonna in Obernai – in: Annuaire de la Société d'histoire et d'archéologie de Dambach-la-Ville, Barr, Obernai, 8/1974.

Lebensstationen und Orte
 mit Werken des Bildhauers
 Philipp Winterhalter
 und seiner Schüler



Zum Katalog Philipp Winterhalder

Förderer:

Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg, Diözesan-Museum (Domkapitular Dr. O. Bechtold)
Ortenaukreis Offenburg (Landrat Dr. G. Gamber und Kreistag)
Bürgermeisteramt Gengenbach (Bürgermeister O. Fellhauer)
Commission Regionale d'Inventaire des Monuments et Richesses Artistiques d'Alsace
Monsieur Roger Lehni, Strasbourg
Monsieur l'Abbé André Stehlé, Barr
Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler, Kehl (Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg)

Leihgeber:

Appenweier-Urloffen, Kath. Pfarramt, Pfarrer-
verwalter J. Gemsa
Bühl/Baden, Heimatmuseum (Oberbürgermeister E. Burger und Museumsleiter K. Schleh)
Dambach-la-Ville (Dépt. Bas-Rhin), Confrérie
Saint-Sébastien
Ebersmunster (Dépt. Bas-Rhin), Kath. Pfarr-
amt (Pfarrer Dr. L. Elter)
Freiburg, Augustinermuseum (Dir. Dr. Hans
H. Hofstätter)
Gengenbach, Kath. Pfarramt (Pfarrer Geistl.
Rat H. Eberwein)
Gengenbach, Städt. Museum (Bürgermeister
O. Fellhauer)
Gengenbach, Küfermeister Alfons Frei
Hausach i. K., Kath. Pfarramt (Pfarrer Geistl.
Rat F. Weinmann)
Lautenbach (Dépt. Haut-Rhin), Kath. Pfarr-
amt (Pfarrer A. Fassel)
Niederentzen (Dépt. Haut-Rhin), Kath. Pfarr-
amt Oberentzen-Niederentzen (Pfarrer J.
Schermesser)
Obernai (Dépt. Bas-Rhin), Archives de la Ville
(Bürgermeister H. Eck)
Prinzbach, Kath. Pfarramt Biberach-Prinzbach
(Pfarrer K. Biemer)
Renchen, Kath. Pfarramt (Pfarrer K. Hart-
mann)

Rouffach (Dépt. Haut-Rhin), Kath. Pfarramt
(Pfarrer H. Wolff)
Sasbachwalden, Kath. Pfarramt (Pfarrer W.
Serr)
Unzhurst, Kath. Pfarramt (Pfarrer F. Oswald,
Pfarramt Ottersweier)
Zell a. H., Kapuzinerkloster (Pater Guardian
G. Flügel)

Katalog

1 Joachim und Anna (sitzend), 1691/92.
(Abb. 1 u. 2)

Wallfahrtskapelle St. Sebastian, Dambach-la-
Ville (Unterelsaß). Holz, ohne Fassung.
h. ca. 65 cm, br. ca. 45 cm, t. ca. 30 cm.

Aus dem Choraltar. Werk der Gebrüder Phi-
lipp (1691) und Clemens Winterhalder
(1691/92). An den Griffen der aus Laubwerk
gedrehten Sesseleinfassungen zwei kleine Por-
trätbüsten, die nach einer Dambacher Meinung
entweder die Bildhauer selbst oder ein Wohltä-
terhepaar darstellen können.

Leihg.: Confrérie Saint-Sébastien, Dambach-
la-Ville (Bas-Rhin)

2 Samson als Kanzelträger. Ca. 1693/96.
(Abb. 3)

Ehem. Benediktinerabteikirche Ebersmünster
(Unterelsaß).
Holz, ohne Fassung.
h. ca. 230 cm, br. ca. 127 cm, t. ca. 87 cm.

Zuschreibung an Clemens Winterhalder d. Ä.,
der von 1692 bis 1696 in Ebersmünster nach-
weisbar ist. Gesichtsschnitt, Haarbehandlung
und gabelig aufspringende Faltenstege erinnern
stark an vorangegangene Dambacher Arbeiten.
Stilisierte Augenbrauen, die als geöffnete Lö-
wenrachen ausgearbeiteten Armöffnungen des
Brustpanzers und die feinadrigen Arme und
Hände tragen wesentlich zur hohen Qualität
der Statue bei.

Leihg.: Kath. Pfarramt Ebersmunster (Bas-
Rhin).

3 Antependium eines Seitenaltars. Um 1692.
(Abb. 4)

Ehem. Benediktinerabteikirche Ebersmünster.
Holz, alte und neuere Vergoldung.
h. 79 cm, br. 173 cm.

Mit Wappen des Abtes Bernhard Roethelin
(1675–1715), das während der Französischen
Revolution weggeschnitzt und nach den Spuren
wieder ergänzt wurde.

Zuschreibung an Philipp Winterhalder, der
1692 in Ebersmünster arbeitete und heiratete.
Leihg.: Kath. Pfarramt Ebersmünster (Bas-
Rhin).

4 Antependium des Sebastiansaltares. 1724.

Kath. Stadtkirche St. Martin, Gengenbach.
Holz, alte Vergoldung.
h. 70 cm, br. 180 cm.

Aus dem von der Gengenbacher Reichsschult-
heißenfamilie Bender gestifteten Seitenaltar.

Leihg.: Kath. Pfarramt Gengenbach.

5 Blendflügel des Choraltars. Undatiert.
(Abb. 6)

Kath. Pfarrkirche Prinzbach (Ortenaukreis).
Holz, farbige Fassung.
h. 190 cm, br. 50 cm.

Dazu Ornamentrelikte von der Kanzelrück-
wand.

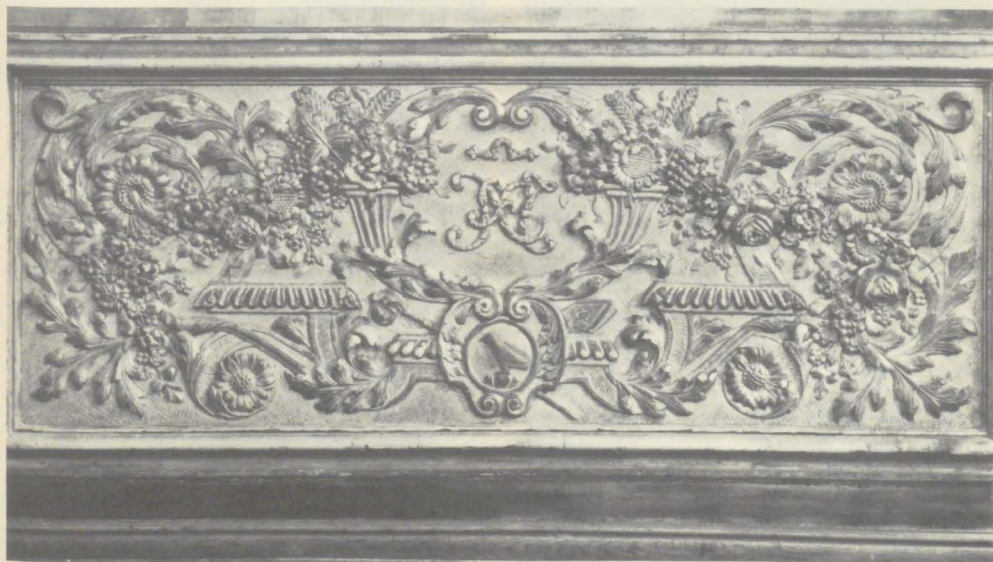
Von 1712 bis 1731 amtierte der Schwager des
Bildhauers Philipp Winterhalder als Seelsorger
in Prinzbach. Pfarrer Joseph Schneider starb
1737 als Erhartskaplan (Benefiziat) in Gengen-
bach. Der Prinzbacher Choraltar zeigt im Auf-
bau starke Anklänge an das heutige Choraltär-
chen (1720) der Gengenbacher Berglekapelle.

Leihg.: Kath. Pfarramt Biberach-Prinzbach.

6 Kleiner Blendflügel. 1715. (Abb. 9)

Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten, Zell am
Harmersbach. Holz, farbig gefaßt. Die origi-
nale Fassung stammte von Andreas Maul-
bertsch, Oberndorf a. N.

4 Antependium eines Seitenaltars. Um 1692. (Abb. 4) Ehem. Benediktinerabtei Ebersmünster. Holz, alte und neuere Vergoldung. h. 79 cm, br. 173 cm.





11 Engelskind mit Löffel. 1710. (Abb. 5) Kath. Pfarrkirche Sasbachwalden. Holz, neue Fassung.

Vom Gnadenaltar (im Chor), den der Gengenbacher Pater Joachim Schneider, zeitweilig Prior seines Klosters und Stadtpfarrer in Gengenbach und Zell a. H., für die Wallfahrtskirche bestellte. P. Joachim ist ein Onkel der 2. Frau des Bildhauers Philipp Winterhalder gewesen.
Leihg.: Kapuzinerkloster Zell a. H.

7 Kleiner Blendflügel des Rosenkranzaltares. 1718.

Ehem. Stiftskirche, jetzt Pfarrkirche Lautenbach bei Guebwiller (Oberelsaß).
Holz, neuere Vergoldung.
h. 75 cm, br. 60 cm.

Ein Beispiel dafür, wie durch die Winterhalderschüler Anton Ketterer I und Hans Jakob Braun der Dekorationsstil des Gengenbacher Lehrmeisters in das Oberelsaß weitergetragen wurde.

Leihg.: Kath. Pfarramt Lautenbach (Haut-Rhin)

8 Vase mit Blumenstrauß. 1710.

Kath. Pfarrkirche Sasbachwalden.
Holz, neue Fassung.

Vom Aufsatz des Choraltars der 1842 abgebrochenen Wallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach.

Leihg.: Kath. Pfarramt Sasbachwalden.

9 Wappen des Reichsbarons Johannes von Meyershofen zu Grebern. 1712.

Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten, Zell a. H.
Holz, neuere Fassung.

Aus dem Maria Freud-Altar, den Johann Meyershofen – durch Geschäftstüchtigkeit vom Gengenbacher Klosterschüler zum Zeller Reichsschultheiß und Grundherrn auf Grebern aufgestiegen – aus seinem Nachlaß stiftete.

Leihg.: Kapuzinerkloster Zell a. H.

10 Wappen der Gengenbacher Reichsschultheißenfamilie Bender. 1724.

Kath. Stadtkirche St. Martin, Gengenbach.
Holz, alte Fassung.

Aus dem von der genannten Familie gestifteten großen St. Sebastiansaltar. Die Patrizierfamilie Bender beschäftigte den Bildhauer Philipp Winterhalder auch für ihre Grabkapelle (Grabmal und großes Kreuzifix aus Stein).

Leihg.: Kath. Pfarramt Gengenbach.

11 Engelskind mit Löffel. 1710. (Abb. 5)

Kath. Pfarrkirche Sasbachwalden.
Holz, neue Fassung.

Vom Hochaltar. Das Engelchen ist der Statue des Kirchenlehrers Augustinus zugeordnet und trägt dessen zweites Attribut.

Leihg.: Kath. Pfarramt Sasbachwalden.

12 Kreuzweisendes Engelspaar. 1715.

Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten,
Zell a. H.

Holz, erneuerte Fassung.

h. 60 cm, br. 40 cm, t. 23 cm.

Ehemaliger oberer Abschluß des Gnadenaltars
im Chor der Wallfahrtskirche. 1790 durch eine
klassizistische Henkelvase ersetzt.

Leihg.: Kapuzinerkloster Zell a. H.

13 Engelskind mit Brustpanzer des hl. Sebastian. 1724.

Kath. Stadtkirche St. Martin, Gengenbach.

Holz, alte Farbfassung (Maler Johann Georg
Hildenbrand, Wolfach).

Aus dem St. Sebastiansaltar, der gut zu den Stif-

tern paßt. Mitglieder der Gengenbacher Patri-
ziersfamilie Bender stiegen zu hohen Stellungen
in der österreichischen Armee und im vorder-
österreichischen Prälatenstand auf. Feldmar-
schall Johann Blasius Columban Reichsfreiherr
von Bender (1713–1798), der Sohn des Altar-
stifters, hinterließ seiner Heimatstadt ein ande-
res Kunstwerk von bedeutendem Rang. Er ließ
– nach der Familienüberlieferung – durch öster-
reichische Genietruppen in Gengenbach den
großen Pavillon in dem heute „Löwenberg-
Park“ genannten Garten seiner Familie errich-
ten. Mit Mars- und Minerva-Statuen von Fidelis
Sporer. (Vgl. dazu Hermann Brommer, Die
Gengenbacher Löwenbergpark-Statuen Mi-
nerva und Mars und deren Meister – in: DIE
ORTENAU, 57. Jg./1977).

Leihg.: Kath. Pfarramt Gengenbach.

15 St. Georg als Drachentöter. Undatiert. (Abb. 6)
Kath. Pfarrkirche Prinzbach. Holz, gut erhaltene
Fassung des 19. Jahrhunderts. h. 180 cm, br. 70 cm,
t. 55 cm.



18 Annaselbdritt. 1712. (Abb. 7) Wallfahrtskirche
Maria zu den Ketten,
Zell a. H., Holz, neue Fassung. h. 1,80 m, br. 60 cm.





19 Hl. Margareta. 1719. (Abb. 8) Städt. Museum Bühl/Baden. Holz, beschädigt.

14 Heiliger Ritter. Undatiert.

Städtisches Museum Gengenbach.
Holz, erneuerte Fassung.
h. 115 cm, br. 70 cm, t. 40 cm.

Die Statue, mit Schwert und Palmzweig als Märtyrer charakterisiert, stammt aus dem ehem. Benediktinerkloster der Stadt.

Leihg.: Stadtverwaltung Gengenbach.

15 St. Georg als Drachentöter. Undatiert.

(Abb. 6)
Kath. Pfarrkirche Prinzbach.
Holz, gut erhaltene Fassung des 19. Jahrhunderts.
h. 180 cm, br. 70 cm, t. 55 cm.

Von der nördlichen Flanke des kleinen Choraltars, dessen Anschaffung in direkte Beziehung zu dem von 1712–1731 in Prinzbach wirkenden Pfarrer Joseph Schneider, einem Bruder der Bildhauersfrau Catharina Winterhalder, zu setzen ist.

Leihg.: Kath. Pfarramt Biberach-Prinzbach.

16 Erzengel Michael. Undatiert.

Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten,
Zell a. H.
Holz, farbige Fassung.

Von der nördlichen Langhauswand der Wallfahrtskirche. Durch Flammenschwert und Seelenwaage gekennzeichnet, entspricht die kleine Engelfigur ganz dem Typ der ritterlichen Heiligen Philipp Winterhalders.

Leihg.: Kapuzinerkloster Zell a. H.

17 Hl. Helena aus Renchen. Undatiert.

In Privatbesitz.
Holz, beschädigt. Reste alter Fassung.

Die Statue stammt aus dem ehem. Hl. Kreuzaltar der katholischen Pfarrkirche Renchen. Um 1710–1715. Nach Beseitigung des Barockaltars bis in jüngere Zeit als Schmuck der Turmfassade verwendet worden. Stark beschädigt in Privatbesitz übergegangen. Zuschreibung an Philipp Winterhalder. Der Renchener Erzpriester Anastasius Schlecht spielte bei der Bestellung der Winterhalder-Altäre für Sasbach und Unzhurst eine entscheidende Rolle. Er bezahlte dem Bildhauer dafür auch Beträge aus. Philipp Winterhalder hatte so wichtige Beziehungen nach Renchen.

Leihg.: Privat.

18 Anneliedritt. 1712. (Abb. 7)

Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten,
Zell a. H.
Holz, neue Fassung.
h. 1,80 m, br. 60 cm.

Mutter Anna mit Maria und Jesuskind aus dem Maria Freud-Altar.

Leihg.: Kapuzinerkloster Zell a. H.

19 Hl. Margareta. 1719. (Abb. 8)

Städt. Museum Bühl/Baden.

Holz, beschädigt.

Aus dem südlichen Seitenaltar der alten St. Peter- und Paulskirche Bühl/Baden. 1771 mutwillig beim Abbruch und Neubau des Langhauses der Kirche beschädigt. (Vgl. Josef Fischer, Pfarrchronik der Stadtpfarrei St. Peter- und Paul Bühl (Baden), S. 11. – Hermann Brommer, Die ehemalige St. Peter- und Paulskirche des Marktfleckens Bühl – in: Gr. Kunstführer Bühl/B.-St. Peter und Paul, Verlag Schnell & Steiner, München, 1977, S. 14)

Leihg.: Stadtverwaltung Bühl/Baden.

20 Bärtiger Benediktinermönch. 1710.

Kath. Pfarrkirche Sasbachwalden.

Holz, neue Fassung.

Vom Auszug des 1844 in die neue Kirche übernommenen Hochaltars der ehem. Wallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach. Abt Placidus Hinderer, Schuttern, hatte sich als Collator der Pfarrei Sasbach – zusammen mit Dekan Anastasius Schlecht von Renchen – sehr um die Förderung der Sasbacher Dreifaltigkeitswallfahrt bemüht.

Leihg.: Kath. Pfarramt Sasbachwalden.

21 Hl. Scholastika. 1715. (Abb. 9)

Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten,

Zell a. H.

Holz, neue Fassung.

Aus dem Gnadenaltar, den P. Joachim Schneider OSB bei dem verwandten Gengenbacher Bildhauer bestellte und mit den Ordensheiligen St. Benedikt und Scholastika schmücken ließ.

Leihg.: Kapuzinerkloster Zell a. H.

22 Gottvater. Undatiert. (Abb. 10)

Kath. Pfarrkirche Renchen.

Holz, Fassung abgelaut, patiniert.

h. 145 cm, br. 75 cm.

Aus dem ehem. Hochaltar, heute Wand schmuck der Taufkapelle. Von der Gewand- und Haarbehandlung her auf 1710–1715 anzusetzen. Der Renchener Erzpriester Anastasius Schlecht bestellte zu jener Zeit bei Philipp Winterhalder zwei Altäre für Sasbach und Unzhurst.

Leihg.: Kath. Pfarramt Renchen.

23 Die Kanzelbüsten der Gengenbacher Abteikirche. 1715. (Abb. 11, hl. Petrus)

Augustinermuseum Freiburg.

Holz, alte Weiß-Gold-Fassung.

h. ca. 44,5 cm, br. ca. 34 cm.

21 Hl. Scholastika. 1715. (Abb. 9) Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten, Zell a. H. Holz, neue Fassung.





22 Gottvater. Undatiert. (Abb. 10)
Kath. Pfarrkirche
Renchen. Holz,
Fassung abgelaugt,
patiniert.
h. 145 cm, br. 75 cm.

1896 bei der rigorosen Ausräumung der ehem. Gengenbacher Abteikirche entfernt, 1900 in die Diasporakirche Brombach im Wiesental verschenkt, wurde die 1715 geschaffene Kanzel Philipp Winterhalders 1915 zerstört, als für Brombach eine neue Kanzel gestiftet wurde. Die sechs Büsten vom Kanzelkorb wanderten nach Freiburg in das Diözesanmuseum. Insgesamt ein leicht verständliches Bildprogramm darstellend: Fehler zu bereuen, Gott nicht zu verraten, dem Wort Gottes zu folgen, wie es die vier Evangelisten überliefert haben:

1. Büßerin Magdalena (mit Totenschädel),
2. hl. Petrus (mit Hahn),
3. hl. Markus (mit Löwe),
4. hl. Johannes (mit Adler),
5. hl. Lukas (mit Stier),
6. hl. Matthäus.

Leihg.: Diözesanmuseum Freiburg S 95a-f.

24 Evangelist Johannes. 1722. (Abb. 12)

Städt. Museum Gengenbach.

Holz, neuere Weißfassung.

h. 190 cm, br. 85 cm, t. 40 cm.

Zum Hochaltarneubau der Gengenbacher Abteikirche 1722 geschaffen. 1730 beim Abbruch dieses Hochaltars, der einem Orgelneubau (jetzt Augustinermuseum Freiburg) weichen mußte, erhalten geblieben. Bis 1896 auf dem Chorgestühl aufgestellt gewesen.

Leihg.: Stadtverwaltung Gengenbach.

25 Heiliger Wandel. 1710. (Abb. 13)

Kath. Pfarrkirche Sasbachwalden.

Holz, neue Fassung.

Maria, Josef und der Jesusknabe auf der Wanderung zum Tempel. Oberbild des Choraltars der ehem. Dreifaltigkeitswallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach. Die kleinen Figuren erinnern stark an den 1691 geschnitzten „heiligen Wandel“ des Dambacher Altares, erreichen jedoch in ihrer vergrößerten Manier nicht mehr das elsässische Vorbild.

Leihg.: Kath. Pfarramt Sasbachwalden.

26 Modell einer gekrönten Madonna. Undatiert.

Pfarramt Hausach i. K.

Holz, freigelegte Originalfassung.

h. 48 cm, br. 26 cm, t. 9 cm, Sockeltiefe 14 cm.

Die stilistischen Eigenheiten ordnen diese kleine Himmelskönigin eindeutig dem Werk Philipp Winterhalders zu. Der Gengenbacher Bildhauer stellte seine Entwürfe dem Auftraggeber bei der Bewerbung um größere Arbeiten manchmal als Modell vor (vgl. Sasbachwalden). Weiterverkauf als Hausaltärchen oder Figuren für den Herrgottswinkel.

Leihg.: Kath. Pfarramt Hausach.

23 Die Kanzelbüsten der Gengenbacher Abteikirche. 1715. (Abb. 11, hl. Petrus) Augustinermuseum Freiburg. Holz, alte Weiß-Gold-Fassung. h. ca. 44,5 cm, br. ca. 34 cm.





24 *Evangelist Johannes*. 1722. (Abb. 12) *Städt. Museum Gengenbach*. Holz, neuere Weißfassung. h. 190 cm, br. 85 cm, t. 40 cm.

27 Mutter Gottes von Rouffach. 1720.
(Abb. 14)

Kath. Pfarrhaus Rouffach (Oberelsaß).
Holz, beschädigte alte Fassung.
h. 150 cm, br. 90 cm, t. 38 cm.

Überbleibsel des 1719 bei dem Colmarer Bildhauer Anton Ketterer I für die Rufacher Liebfrauenkirche bestellten Rosenkranzbruderschaftsaltares. Anton Ketterer, geb. 1692 Schönwald, begann erst mit 20 Jahren seine Bildhauerlehre bei Philipp Winterhalder in Gengenbach. 1716 freigesprochen und mit Hans Jakob Braun ins Oberelsaß abgewandert. Die Statue kann als Musterbeispiel dafür gelten, wie sehr die stilistische Schulung durch den Lehrmeister weiterwirkte.

Leihg.: Kath. Pfarramt Rouffach (Haut-Rhin).

28 Rosenkranzmadonna von Lautenbach. 1718. (Abb. 15)

Ehem. Stifts-, jetzt Pfarrkirche Lautenbach bei Guebwiller (Oberelsaß).

Holz, neuere Fassung.

Aus dem ganz in der Art des ehem. Rufacher Rosenkranzaltares gestalteten großen Seitenaltar der ehem. Stiftskirche. Eine Equipe von Bildhauern, zu der auch der in Turkheim bei Colmar sich einbürgernde Hans Jakob Braun gezählt werden muß, schuf von 1717 (also nach der Abwanderung aus Gengenbach) bis 1726 eine neue, in der Stiltradition der Winterhalder-Schule stehende Ausstattung der Stiftskirche mit Kanzel und vier Seitenaltären. Hans Jakob Braun, geb. 1695 Balterswil/Thurgau, wurde schon mit elf Jahren zu einer fünfjährigen Bildhauerlehre nach Gengenbach gebracht. Er ist ein Vetter von Catharina Winterhalder, der zweiten Bildhauersfrau, gewesen. Bis 1716 Geselle in der Gengenbacher Werkstatt. Gleichgerichtete Ausbildung und jahrelang unter Philipp Winterhalder geübte Zusammenarbeit hatten Anton Ketterer I und Hans Jakob Braun stark geprägt und für eine Kooperation bei der Bewältigung größerer Aufträge im Oberelsaß geradezu ideal vorbereitet.

Leihg.: Kath. Pfarramt Lautenbach (Haut-Rhin)

29 Gekrönte Madonna von Niederentzen. 1719/1725. (Abb. 16)

Kath. Pfarrkirche Niederentzen (Oberelsaß). Holz, neue Fassung.
h. ca. 130 cm, br. ca. 50 cm, t. ca. 25 cm.

Hauptfigur des nördlichen Seitenaltares. Die drei zwischen 1719 und 1725 entstandenen Barockaltäre des Kirchleins stehen stilistisch in sehr naher Verwandtschaft zu Philipp Winterhalders Arbeiten und müssen Anton Ketterer I zugeschrieben werden, der sich nach den Altarbauten mit einer Tochter des Niederentzer Schultheißen und Kirchmaiers Valentin Fuchs und nahen Verwandten des (für die Barockisierung der Kirche verantwortlichen) Ortspfarrers wiederverheiratete.

Leihg.: Kath. Pfarramt Niederentzen-Oberentzen (Haut-Rhin)

30 Madonnenstatue von Obernai. Undatiert. (Abb. 17)

Stadtarchiv Obernai (Unterelsaß). Holz, ältere Fassung.
h. 142 cm, br. 60 cm, t. 35 cm.

Die Statue stammt aus dem untergegangenen historischen Museum der Stadt. Wann und wie sie dorthin gelangte, ließ sich noch nicht klären. Auf Grund der Stilkritik kann sie aber überzeugend der Rufacher Madonna Anton Ketterers I beigeordnet werden.

Leihg.: Stadtverwaltung Obernai (Bas-Rhin)

31 Apostel Paulus. Um 1720.

Kath. Pfarrkirche Niederentzen (Oberelsaß). Holz, neue Fassung.
h. ca. 130 cm, br. ca. 50 cm, t. ca. 25 cm.

25 Heiliger Wandel. 1710. (Abb. 13) Kath. Pfarrkirche Sasbachwalden. Holz, neue Fassung.





27 Mutter Gottes von Rouffach. 1720. (Abb. 14)
Kath. Pfarrhaus Rouffach (Oberelsaß). Holz, be-
schädigte alte Fassung. h. 150 cm, br. 90 cm, t. 38 cm.

Aus dem Hochaltar, der nach der Barockisie-
rung der Niederentzer Kirche (1719) wohl als
erster Altar entstanden ist, zumal der Chor-
raum in gotischen Formen erhalten blieb.

Leihg.: Kath. Pfarramt Niederentzen-Ober-
entzen (Haut-Rhin)

32 Apostel Paulus. Undatiert.

Kirche Urloffen-Zimmern (Ortenaukreis).
Holz, Weiß-Gold-Fassung.

Vom Choraltar der heutigen Friedhofskirche.
Zuschreibung der barocken Altarausstattung an

Bildhauer Franz Leonhard Fivell, geb. 1699 Of-
fenburg, der sich von 1715 bis 1720 bei Philipp
Winterhalder ausbildete und im 1. Lehrjahr
noch mit Hans Jakob Braun und Anton Kette-
rer zusammenarbeitete. Ein Aufenthalt des Of-
fenburger Bildhauers während der Wander-
schaft zwischen 1720–1723 bei seinen ehemali-
gen Werkstattkameraden im Oberelsaß kann
daher nicht ausgeschlossen werden. Die ge-
meinsame Schule ist den Statuen von Urlof-
fen-Zimmern und Niederentzen jedenfalls an-
zumerken.

Leihg.: Kath. Pfarramt Urloffen.

33 Christus an der Geißelsäule. Undatiert.

Städt. Museum Gengenbach.

Holz, farbig gefaßt.

h. 63 cm, br. 24 cm, t. 12 cm.

Aus ehem. Klosterbesitz. Möglicherweise wäh-
rend der Passionszeit bei einer Heiliggrab-Dar-
stellung verwendet worden. Gesichtsschnitt,
Haarbehandlung, muskulöse Körperausarbei-
tung der Statuette und geriffelte Oberflächen
der balusterartigen Säule lassen keine Zweifel an
der Autorschaft Philipp Winterhalders zu.

Leihg.: Stadtverwaltung Gengenbach.

34 Triumphbogenkreuz der Berglekapelle. Undatiert. (Abb. 18)

Wallfahrtskapelle auf dem Bergle über Gengen-
bach.

Holz, neuere Fassung.

Die Wallfahrtskapelle wurde durch die Gen-
genbacher Benediktinerabtei ausgestattet und
baulich unterhalten. Im Typus des schlanken
Gekreuzigten und der Dekoration der Kreuz-
balken ein charakteristisches Winterhalder-
Werk.

Leihg.: Kath. Pfarramt Gengenbach.



28 Rosenkranzmadonna von Lautenbach. 1718. (Abb. 15) Ehem. Stifts-, jetzt Pfarrkirche Lautenbach bei Guebwiller (Oberelsaß). Holz, neuere Fassung.



29 Gekrönte Madonna von Niederentzen. 1719/1725. (Abb. 16) Kath. Pfarrkirche Niederentzen (Oberelsaß). Holz, neue Fassung. h. ca. 130 cm, br. ca. 50 cm, t. ca. 25 cm.



30 Madonnenstatue von Obernai. Undatiert. (Abb. 17) Stadtarchiv Obernai (Unterelsaß). Holz, ältere Fassung. h. 142 cm, br. 60 cm, t. 35 cm.



34 Triumphbogenkreuz der Berglekapelle. Undatiert. (Abb. 18) Wallfahrtskapelle auf dem Berge über Gengenbach. Holz, neuere Fassung.



38 *Beweinung Christi*. 1710. (Abb. 20) Kath. Pfarrkirche Unzhurst. Holz, übermalte Fassung. h. 90 cm, br. 84 cm, t. 27 cm.



36 *Standkruzifix*. 1721 (Abb. 19) Städt. Museum Gengenbach. Holz, gefaßt. h. 110 cm, br. 40 cm, Corpus 40/43 cm.

35 Totenkreuz. 1709.

Kath. Stadtpfarrkirche Gengenbach.

Holz, neuere Farbfassung.

Vortragekreuz bei Beerdigungen. Dafür erhielt Winterhalder 1709 fünf Gulden Entlohnung. Von ihm stammte auch ein 1719 gefertigtes, aber nicht mehr vorhandenes Prozessionsvortragekreuz der Pfarrei.

Leihg.: Kath. Pfarramt Gengenbach.

36 *Standkruzifix*. 1721. (Abb. 19)

Städt. Museum Gengenbach.

Holz, gefaßt.

h. 110 cm, br. 40 cm, Corpus 40/43 cm.

Aus dem Bürgermeisterzimmer des Rathauses, jetzt im Sitzungssaal des Stadtmuseums. Philipp Winterhalder gehörte von 1720–1727 dem Rat der Stadt an.

Leihg.: Stadtverwaltung Gengenbach.

37 *Herrgottswinkelkruzifix*. Undatiert.

Weinstube Frei, Gengenbach.

Holz, neue Fassung.

Mit Maria und Johannes als Assistenzfigürchen.

Die Herstellung von Kruzifixen und Heiligenstatuetten für den Hausgebrauch (Herrgottswinkel), Schnitzereien an Bilder- oder Spiegelrahmen und Möbeln gaben dem Bildhauer die Möglichkeit, zwischen Großaufträgen die Mitarbeiter der Werkstatt weiterzubeschäftigen und das tägliche Brot zu verdienen.

Leihg.: Küfermeister Alfons Frei, Gengenbach

38 *Beweinung Christi*. 1710. (Abb. 20)

Kath. Pfarrkirche Unzhurst.

Holz, übermalte Fassung.

h. 90 cm, br. 84 cm, t. 27 cm.

Vermutlich Relikt des 1710 nach Unzhurst gelieferten kleinen Altares, für den Renchener Erzpriester Anastasius Schlecht dem Bildhauer 77 Gulden ausbezahlte.

Leihg.: Kath. Pfarramt Unzhurst.

dd
6

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlages Friedr. Stadler, 7750 Konstanz bei.
Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

